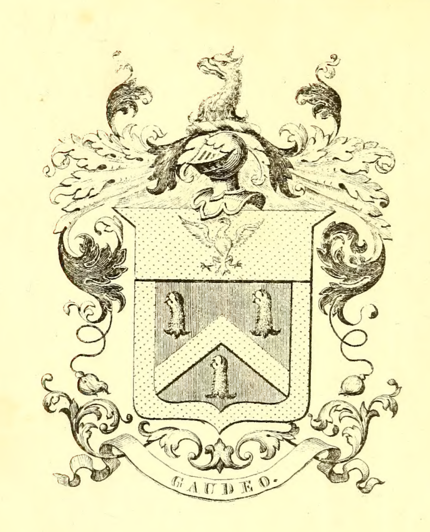
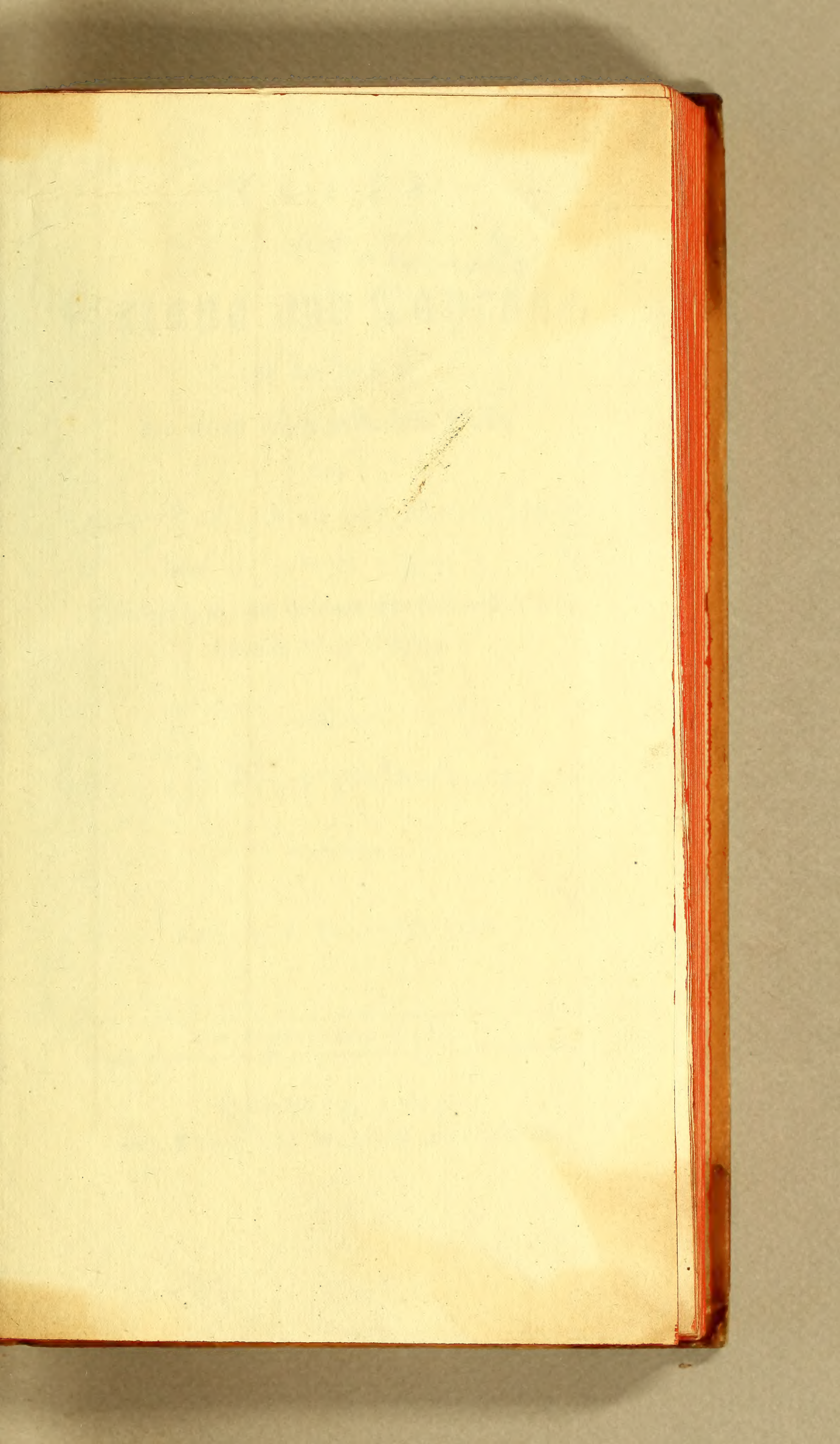



GAUDEO.



33:5

p. 414.

America (Guiana)

C

Not on Rich.

? vide Rich. no 14 - 1799

by

Prudhomme, Louis

Reise
nach
Guiana und Cayenne,

nebst einer Uebersicht
der åltern dahin gemachten Reisen
und
neuern Nachrichten von diesem Lande,
dessen
Bewohnern und den dortigen europäischen Colonien,
besonders den französischen.

Mit einer Karte und einem Kupfer.

Aus dem Französischen.

Mit allergnädigsten Freiheiten.

Hamburg, 1799.
bei Benjamin Gottlob Hoffmann.



Vorrede des Uebersetzers.

Guiana ist ein in mehr als einer Hinsicht merkwürdiges Land. Mehrere Europäische Nazionen, besonders die Holländer und Franzosen, besitzen in demselben blühende Colonien und noch vor Kurzem erhielt es durch die dahin deportirten, zum Theil in der neuesten Zeitgeschichte sehr berühmten, Männer eine neue Celebrität. Ich glaubte daher dem deutschen Publikum und besonders den Lesern der neuern See- und Landreisen mit der Uebersetzung dieser erst neuerlich in Paris erschienenen Reisebeschreibung keinen unangenehmen Dienst zu leisten.

Der ungenannte Verfasser machte seit 1789 mehrere Geschäftsreisen in diesem Lande, besonders in dem französischen Antheile desselben, und übertrug dem bereits durch mehrere historische Schriften bekannten Prüdhomme die Besorgung der Herausgabe seiner Reisebemerkungen. Wahrscheinlich ist von demselben die in den ersten

beiden Abschnitten enthaltene Uebersicht der in diesem Lande von den Europäern gemachten Entdekkungsreisen und Besitznehmungen, so wie die in einigen andern Abschnitten enthaltene kurze Geschichte der dortigen Colonie hinzugefügt, welche den Lesern aber hoffenlich nicht unwillkommen seyn werden. Ich glaubte ihnen daher auch diese nicht vorenthalten zu dürfen, ob ich sie gleich hin und wieder etwas abgekürzt habe. Einige andere Abschnitte sind ebenfalls in der Uebersetzung zusammen gezogen und nur auszugsweise übertragen, noch andere aber ganz weggeblieben. Dies letztere ist besonders der Fall mit einigen nautischen und bloß localen, nur den Seemann und dortigen Colonisten interessirenden Abschnitten, wie auch mit dem, welcher von Surinam handelt, aus welchen ich nur das Nöthigste zur Ergänzung übersetzt habe, da der Verfasser von dieser schon öfterer bereiseten und beschriebenen Colonie wenig Neues sagt. Ich verweise die Leser deshalb auf Stedmanns schäzbares Werk von Surinam, welches in dem 8ten Bande der Neuern Geschichte der See- und Landreisen enthalten ist. Auch das bei dem Original befindliche indianische Wörterbuch

glaubte ich bei der Uebersetzung weglassen zu können, da die meisten Versuche, Wörter einer unbekannten fremden Sprache aufzuzeichnen, doch gewöhnlich nur unvollkommene, bloß nach dem Gehör modificirte Beiträge zur allgemeinen Sprachkunde liefern, wenn man nicht mit philologischer Präcision und nach bestimmten Regeln dabei zu Werke geht. Doch sind im letzten Abschnitt die vorzüglichsten Eigenheiten dieser Sprache bemerkt und durch Beispiele erläutert.

Was die Uebersetzung selbst betrift, so habe ich mich bemühet, mein Original, dem es jedoch zuweilen an Bestimmtheit des Ausdrucks fehlte, treu und richtig wieder zu geben. Ich theilte zu dem Ende die Handschrift vor dem Abdruck erst einem sachkundigen Freunde zur Durchsicht mit, welchem ich manche gute Bemerkung verdanke, die ich auch sorgfältig benutzt habe. Sollten Spuren dieser Sorgfalt bei meiner Arbeit nicht ganz zu verkennen seyn, so würde ich mich für die darauf verwandte Mühe belohnt genug halten. Gleichwohl mögen sich bei der Kürze der Zeit, die mir zu Gebote stand, noch hin und wieder Stellen finden, quos aut incuria fudit, aut parum cavit humana natura. Wegen dieser bitte

ich um gütige Nachsicht, indem ich zugleich hoffe, daß man mir einige kleine Ungleichheiten in der Orthographie und Interpunktion so wenig als die wegen Entfernung vom Druckort eingeschlichenen Druckfehler zur Last legen wird, wovon ich die wichtigsten angezeigt habe. Wenn von Meilen die Rede ist, so sind immer französische zu verstehen.

Noch muß ich bemerken, daß ich wegen der oft sehr mangelhaften Angaben und wenig genauen Kennzeichen mancher dort einheimischer Thiere, Gewächse und übrigen Naturprodukte nicht immer im Stande war, diese zu bestimmen und die allgemeinen Namen derselben anzugeben, welches jedoch bei den meisten geschehen ist.

Von den bei dem Original befindlichen 3 sehr mittelmäßigen Kupfern endlich, ist der Uebersetzung nur eins in einem bessern Nachstich beigefügt, da die beiden andern nichts besonders Merkwürdiges versinnlichen.

Hamburg, den 25. September
1798.

C. W. Lohmann.

Inhalt.

Seite.

Westliche Længe von Paris

Carte von Französischen Guiana und der Insel Cayenne

gezeichnet und gestochen von Dalencour

Maafsstab von Französischen Meilen deren 25 auf einen grad gehen

Erklærung der Zeichen

- Flecken
- Europäische Pflanzungen
- Indianische Dörfer

Historische Übersicht

Die Franzosen liesen sich zuerst i. J. 1635. zu Cayenne nieder, machten 1643 u 1652 noch einige Besuche, verloren die Insel aber i. J. 1653 gänzlich.

Darauf sezten die Holländer sich auf derselben fest.

Die Franzosen nahmen sie unter la Barre i. J. 1664 wieder ein.

J. J. 1667 bemächtigten sich die Engländer derselben, sie wurde ihnen aber noch in demselben Jahre von den Franzosen wieder abgenom̄en

J. J. 1672 machten die Holländer sich Meister davon

Der Marschall d'Etrées vertrieb sie aber 1676 wieder.

Seit dieser Zeit sind die Franzosen in ununterbrochnen Besiz derselben geblieben.

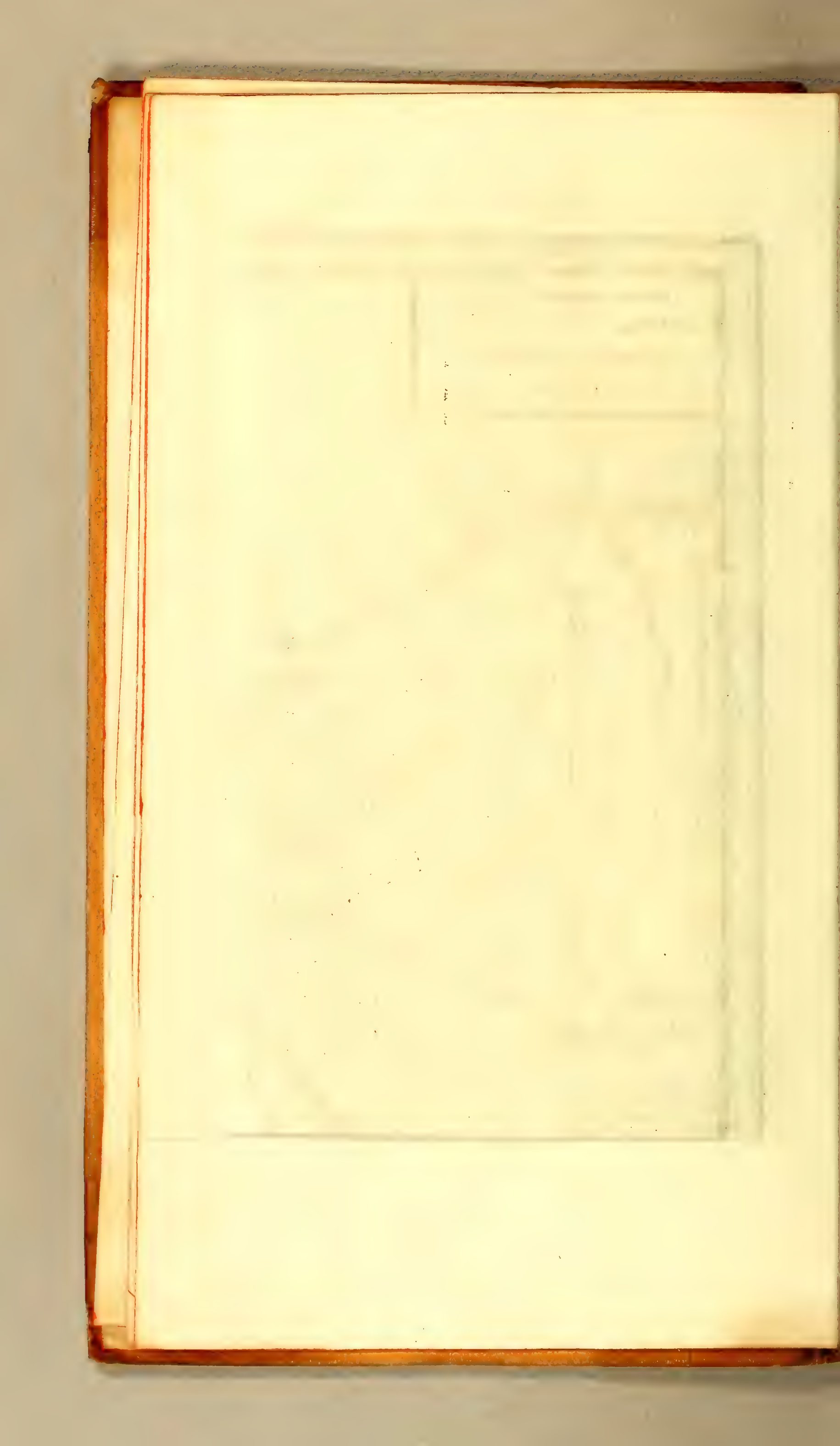
Die Insel Cayenne

Maafsstab von 2 franz. Meilen

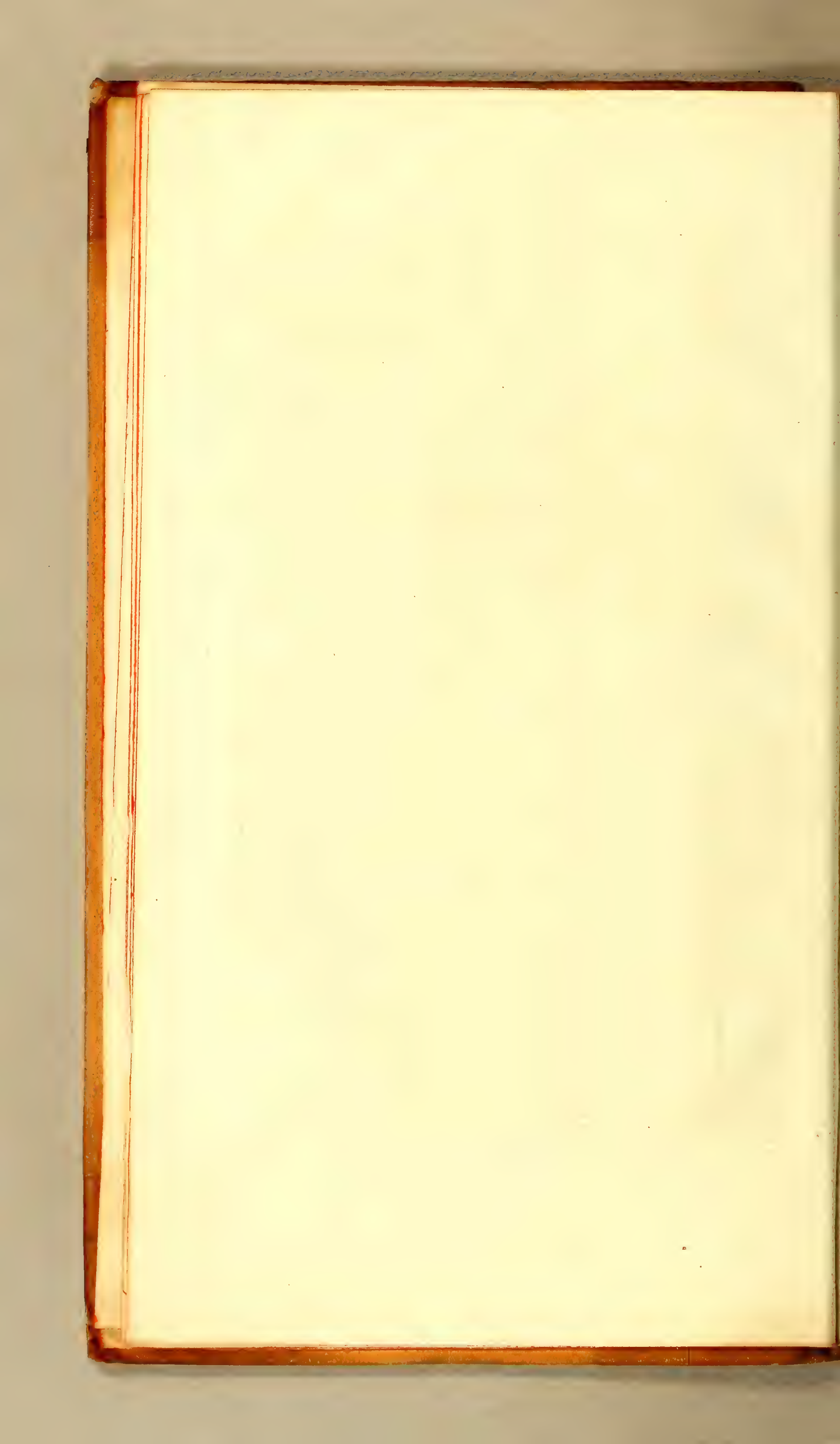
Plan von der Stadt und dem Fort von Cayenne

Die Stadt liegt unter dem 4ten Grade 56. Minuten Nördlicher Breite, und unter dem 55sten Grade 36. Minuten westlicher Länge nach dem Pariser Meridian

Maafsstab von 200 Toisen



Reise
nach Guiana und Cayenne.



Erster Abschnitt.

Verschiedene Versuche den Amazonenfluß herauf und herunter zu fahren. — Nachrichten von diesem Flusse und den zahlreichen Völkern, welche die Ufer desselben bewohnen.

Ehe man nach Cayenne und dem festen Lande von Guiana vorgedrungen war, hatte man es erst gewagt, so weit als möglich den Oronoko- und Amazonenfluß, welche es im Norden und Süden begränzen, herauf zu fahren. Wir müssen daher unsere Leser zuerst auf diese merkwürdigen Versuche aufmerksam machen und ihnen eine allgemeine Uebersicht davon geben.

Im Jahre 1499 entdeckte Yanez Pinzon, der erste Spanier, welcher die Linie passirte, die ungeheure Mündung des Amazonenflusses, welchen er Maxangon nannte. Nach dieser Ent-

deckung suchte ein anderer Spanier die Ansprüche seines Souverains dadurch zu bestätigen, daß er dessen Namen in einen Baum von so ungeheurer Dicke eingrub, daß 16 Männer ihn nicht umspannen konnten.

Franz Orellana schiffte im Jahre 1538 den Marangon bis an die Mündung desselben herunter, nachdem er seinen Befehlshaber Gonzalez Pizarro, welcher ihm eine Brigantine, um Lebensmittel zu holen, anvertrauete, schändlich verlassen hatte, und kehrte darauf nach Spanien zurück, um von seinem Muthe und seinen Entdeckungen zu prahlen. Er erfuhr von den kriegerischen Völkern, deren Freund er wurde, nachdem er sie besiegt hatte, daß es jenseits ihrer Provinz ein Land gäbe, welches bloß von kriegerischen Weibern bewohnt werde. Diese Aussage, deren Richtigkeit zu untersuchen er sich nicht erst die Mühe gab, veranlaßte ihn, den Ländern, welche er durchstrichen war, den Namen des Amazonenlandes zu geben, nach welchem nachher auch der Fluß Marangon benannt wurde.

Dieser Amazonenfluß hat mehrere Quellen, welche auf den Cordilleras entspringen, bald zu großen Flüssen anwachsen und nachdem sie durch eine große Strecke Landes gelaufen sind, sich vereinigen und den Marangon bilden, der unter dem

Namen des Amazonenflusses so bekannt ist. Vom See Lauricocha an gerechnet, in einer schon sehr beträchtlichen Entfernung von seinen Quellen, durchläuft er wenigstens noch eine Strecke von 1800 Meilen. Er nimmt breite und tiefe Flüsse auf, die ihm an Größe ähnlich sind. Der Apurimak, der, indem er sich dem Marangon nähert, Ucayale genannt wird, ist so breit und tief, daß man nicht weiß, welcher von beiden sich eigentlich in den andern ergießt. Sie stoßen bei ihrer Vereinigung so heftig zusammen, daß dadurch der Lauf des Marangon sehr geändert wird.

Acunga, ein Portugiese, welcher mit verschiedenen seiner Landsleute und Spaniern im Jahre 1639 den Marangon oder Amazonenfluß herunter fuhr, schildert ihn als den größten, fruchtbarsten und merkwürdigsten Fluß in der Welt. Die Strecke Landes, welches derselbe bespült, kann nach der Bemerkung dieses Reisenden 4000 Meilen im Umfang betragen. Dies ganze Land war, als man es entdeckte, von einer zahllosen Menge wilder Völker bewohnt, welche in verschiedenen Provinzen verbreitet, eben so viele besondere Nazionen ausmachten. Das Land war so bevölkert und die Wohnungen lagen so nahe bei einander, daß man in dem lezten Flecken einer Nazion schon das Holzfällen in mehrern Oertern

einer andern hören konnte. Diese nahe Nachbarschaft diente zu nichts weniger, als sie in Frieden leben zu lassen. Sie lagen mit einander beständig in Krieg, worin sie sich entweder einander tödteten, oder sich wechselseitig in die Sclaverei schleppten. Gleichwol wagten sie es nicht, so tapfer sie auch unter sich waren, sich festen Fußes mit den Europäern zu schlagen, deren Feuergewehre sie noch nicht kannten. Größten Theils nahmen sie die Flucht, warfen sich in ihre sehr leicht gebaueten Canots, mit welchen sie schnell das Land erreichten, und sich dann mit ihren Fahrzeugen nach einem von den vielen Seen zurückzogen, die der Fluß bildet.

Ihre gewöhnlichen Waffen waren Piken von mittlerer Länge und Wurfspieße von sehr hartem zugespitzten Holze, welche sie mit großer Stärke und Geschicklichkeit warfen. Sie hatten auch eine Art Lanzen, welche sie Estolica nannten. Diese waren platt, etwa 6 Fuß lang und 3 Finger breit, oben noch vermittelst eines Knochens in Gestalt eines Zahns mit einem Pfeile von derselben Länge versehen, der am Ende mit einem andern Knochen oder einem sehr spitzen ausgezackten Stücke Holz bewaffnet war. Sie nahmen dies Instrument in die rechte Hand, steckten mit der linken den Pfeil oben in den Knochen und

warfen ihn mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß sie auf 50 Schritt keinen Fehlwurf thaten. Zur Vertheidigung hatten sie Schilder, von gespaltenem Rohr zusammen gesetzt und so ineinander gefugt, daß sie bei ihrer Leichtigkeit doch stark genug waren. Einige Nazionen bedienten sich nur des Bogens und der Pfeile, deren Spitze sie mit einem gewissen Safte so vergifteten, daß die Wunden davon jedesmal tödtlich waren.

Ihre Werkzeuge zur Erbauung ihrer Canots und Häuser bestanden nur in einem Beile und einer Axt, welche sie sich auf folgende sinnreiche Art verfertigten. Instinkt oder Noth hatten ihnen gelehrt, die härteste Schildkrötenschale in 4 oder 5 Finger breite Blätter zu schlagen, und diese, nachdem sie vom Rauch ausgetrocknet waren, auf einen Stein zu wetzen. Sie steckten sie dann an einen hölzernen Griff und bedienten sich ihrer, um weiches leichtes Holz zu hauen, woraus sie nicht allein Canots, sondern auch Tische, Schränke und Stühle verfertigten. Um Bäume zu fällen oder festeres Holz zu hauen, hatten sie Aexte von sehr hartem Stein. Ihre Scheeren, Hobel und Bohrer waren von den Hauzähnen und Hörnern der Thiere gemacht und mit hölzernen Griffen versehen. Sie bedienten sich derselben, als ob sie vom besten Stahl gewesen wären.

Obgleich alle diese Provinzen verschiedene Arten von Baumwolle erzeugen, so gebrauchten sie diese doch nicht zur Kleidung. Sie gingen fast ganz nackend, ohne Unterschied des Geschlechts, ohne sich, so wenig als unsere ersten Eltern im Stande der Unschuld, zu schämen.

Alle diese Völker haben beinahe einerlei Religion. Sie besitzen Götzenbilder, welche sie sich selbst verfertigen, und denen sie verschiedene Verrichtungen zuschreiben. Einige beherrschen das Wasser, andere sind über die Früchte und das Getreide gesetzt. Die Eingebohrnen rühmen sich, daß diese Gottheiten vom Himmel zu ihnen herunter kommen, um bei ihnen zu wohnen und ihnen Gutes zu thun, ob sie dieselben gleich ganz und gar nicht verehren. Sie werden beiseit gesetzt oder in einem Futterale aufbewahrt, bis man ihrer Hülfe bedarf. So setzen sie, wenn sie in den Krieg ziehen wollen, das Götzenbild, von welchem sie den Sieg erwarten, ins Vordertheil ihrer Canots; oder wenn sie auf den Fischfang gehen, stellen sie das Bild des Wassergottes auf. Indessen erkennen sie, daß es noch viel mächtigere Götter geben kann. Einer dieser Wilden, Anführer einer Völkerschaft, verlangte mit den Portugiesen, denen er Lebensmittel verschafft hatte, zu reden. Nachdem er seine Bewunderung zu

erkennen gegeben hatte, daß sie das Glück gehabt hätten, die Schwierigkeiten über den großen Fluß zu kommen, zu überwinden, verlangte er von ihnen zur Gefälligkeit und als Erkenntlichkeit für die gute Behandlung, die er ihnen habe wiederfahren lassen, einen ihrer Götter, der Macht und Güte genug besäße, um ihnen in allen ihren Unternehmungen zu helfen. Ein anderer Kazike gab durch die thörigte Eitelkeit, welche er besaß, daß er selbst für den Gott seines Landes gehalten werden wollte, zu erkennen, daß er auch eine Idee von einem dem seinigen überlegenen Gott habe. „Wir erfuhren dieses, sagt Acunga, schon einige Meilen vorher, ehe wir an seine Wohnung kamen. Wir ließen ihm daher ankündigen, daß wir ihm einen mächtigern Gott, als er sey, würden kennen lehren. Er kam darauf mit allen Merkmahlen der lebhaftesten Neugierde ans Ufer. Ich gab ihm die versprochene Erklärung; er blieb jedoch in seiner Verblendung, unter dem Vorwande, daß er mit eignen Augen den Gott, welchen ich ihm predigte, sehen wolle. Er sagte, er sey ein Sohn der Sonne und gehe jede Nacht im Geist in den Himmel, um seine Befehle für den folgenden Tag zu geben und die Regierung der ganzen Welt anzuordnen.

Ein Kazike von einem andern Orte zeigte

mehr Verstand. Ich fragte ihn, warum seine Gefährten beim Anblick unserer Flotte die Flucht genommen hätten, während er mit einigen seiner Verwandten von selbst zu uns käme. Er antwortete mir, daß Menschen, welche im Stande gewesen wären, den großen Fluß ohngeachtet so vieler Feinde zu befahren und ohne einigen Schaden zu nehmen, wohl einst die Herren des Landes werden dürften; daß sie wiederkommen würden, es sich zu unterwerfen und es mit neuen Bewohnern zu bevölkern; daß er daher nicht beständig mit Furcht und Zittern in seinem Hause wohnen, sondern sich lieber bei Zeiten unterwerfen und die als seine Herren und Freunde aufnehmen wolle, welche seine Landsleute eines Tags anzuerkennen und sich ihnen zu unterwerfen mit Gewalt gezwungen werden würden."

Alle diese Indianer haben, so wie die Bewohner anderer Gegenden von Amerika, eben so viel Zutrauen als Achtung für ihre Geistlichen, die bei ihnen sowohl die Stelle der Aerzte als der Priester vertreten. Was die Todten betrifft, so lassen einige bei einem langsamen Feuer die Leichname trocknen, um beständig ein Andenken von dem, was ihnen theuer war, vor Augen zu haben. Andere verbrennen die todten Körper in großen Gruben, nebst allen dem, was sie im Leben

besaßen. Die Todtenfeier dauert mehrere Tage, wo sie bald betrunken, bald betrübt sind.

Zwanzig Meilen unter der Burg Anosk erblickten Acunga und seine Gefährten den großen Fluß Agarik, der wegen des Goldsandes berühmt ist, welchen er mit sich führt, und aus diesem Grunde auch Rio d'Oro oder Goldfluß genannt wird. Bei seiner Mündung geht an beiden Seiten des Amazonenflusses die große Provinz der langhaarigen Indianer an, welche sich über 180 Meilen nördlich erstreckt, wo der Fluß große Seen bildet. Männer und Weiber haben hier langes bis auf die Knie herabhängendes Haar. Ihre Waffen bestehen bloß in Wurfspießen. Die Nazion der Aguas oder Omaguas, welche zunächst auf jene folgen, ist eine der polizirtesten. Sie verstehen Zeug aus Baumwolle zu machen, wovon sie eine ungeheure Menge sammeln und sich anständig kleiden. Ihre Tücher sind durchsichtig und nebst vielem Golde mit allerlei farbigen Faden durchwebt. Sie verfertigen genug davon, um mit ihren Nachbaren einen beständigen Handel zu treiben. Ihre Ehrfurcht gegen die Kaziken, welche sie beherrschen, geht bis zur blinden Unterwerfung. Wenn sie im Kriege Gefangene machen, die den Ruf der Tapferkeit haben, so tödten sie dieselben an ihren Festen

oder bei ihren Zusammenkünften, damit sie diese nicht weiter zu fürchten Ursach haben, und werfen ihre Leichname, nachdem sie ihnen die Köpfe abgehauen, welche sie als Siegeszeichen in ihren Hütten aufhängen, in den Fluß.

Weiter hin traf man Nazionen, welche man für sehr reich an Golde hielt, weil sie davon große platte Stücke in Nasen und Ohren trugen. Auch hörten unsere Reisende mit Verwunderung von den Cuiriguires reden, welches Riesen von 8 Fuß hoch seyn sollen und verschiedene Tagereisen ins Land hinein wohnen.

Acunga macht eine sehr poetische Beschreibung vom Rio Negro (den schwarzen Fluß), den schönsten und größten von denen, welche in einer Strecke von 1300 Meilen in den Amazonenfluß fallen. Er hat den Namen von seiner Tiefe, welche macht, daß er schwarz scheint, obgleich sein Wasser im Glase ganz klar ist.

Die Tobinambous, ein Volk des Amazonenflusses, welche eine Insel von mehr als 200 Meilen im Umfang bewohnen, versicherten, daß nahe bei ihrer Insel nach Süden hin zwei gleich merkwürdige Nazionen lebten. Die eine besteht aus Zwergen und heißt Guayazis; die andere aus einer Race Menschen beiderlei Geschlechts, welche mit nach hinten zu gekehrten Füßen ge-

bohren werden, so daß, wenn man ihre Fußtapfen verfolgt, man sich von ihnen entfernt. Sie heissen Marayus.

Die Tobinambous bestätigten den Portugiesen, daß es wahre Amazonen gebe, wovon der Fluß seinen neuen Namen bekommen. Die Beweise, welche Acunga über die Existenz dieser außerordentlichen Weiber gesammelt hat, scheinen ihm so stark, daß man sie nicht, ohne allen Glauben zu verleugnen, verwerfen kann.

Aber wir bemerken mit Condamine, daß wenn man gleich ihre ehemalige Existenz nicht bezweifeln kann, es doch wahrscheinlich ist, daß sie seit einigen Jahrhunderten aus der Gegend, welche sie bewohnten, verschwunden sind, sey es nun durch eine Revoluzion, oder daß ihr Stamm nach und nach ausgestorben.

Sechs und dreißig Meilen von dem letzten Dorfe, welches die Gränze zwischen den Amazonen und den Tobinambous macht, stößt man, wenn man den Amazonenfluß herunter fährt, nordwärts auf einen andern Strom, welcher auch aus dem Lande der Amazonen kömmt und bei den Indianern unter dem Namen Cunuris bekannt ist. Er bekommt denselben von einem Volke, welches an seiner Mündung wohnt. Wenn man diesen Fluß hinauf fährt, findet man wieder

eine andere Indianische Nazion, Apatos genannt, welche die Brasilische Sprache reden. Noch weiter hinauf die Tagaris, und dann die Guacares. Dies ist das glückliche Volk, welches die Gunst der Amazonen genießt. Diese wohnen auf den höchsten Bergen, unter welchen man einen, Yacamiaba genannt, besonders unterscheidet, welcher über alle andere hervor ragt und so von den Winden bestrichen wird, daß er ganz unfruchtbar ist. Die Amazonen erhalten sich gleichwohl ohne Hülfe der Männer darauf. Wenn ihre Nachbarn zu der von ihnen bestimmten Zeit kommen, sie zu besuchen, so empfangen sie sie mit Bogen und Pfeilen in der Hand, aus Furcht überfallen zu werden. Sobald sie sie aber erkannt haben, so begeben sie sich Haufenweise nach den Canots derselben, wo jede die erste beste Hängematte ergreift, die sie darin findet, welche sie dann in ihre Wohnung aufzuhängen eilt, um denjenigen, dem die Hängematte gehört, darin zu empfangen. Nach einem monatlichen vertrauten Umgange kehren diese Gäste wieder zurück; sie verfehlen aber nicht, alle Jahr in derselben Jahrszeit diese Reise zu machen. Die Mädchen, welche sie erzeugen, werden von ihren Müttern ernährt und im Landbau und Waffenübungen unterrichtet. Was sie mit den Knaben

anfangen, weiß man nicht; doch habe ich von einem Indianer, der mit bei jenen Zusammenkünften war, erfahren, daß sie dieselben das folgende Jahr den Vätern übergeben. Inzwischen glauben die meisten, daß sie die Knaben gleich nach der Geburt tödten. Uebrigens besitzen sie in ihrem Lande Schätze, womit sie die ganze Welt bereichern könnten.

Vier und zwanzig Meilen unterhalb des Flusses, welcher nach dem Lande der Amazonen führt, kam die Portugiesische Flotte an einen Ort, wo der Fluß vom Lande so eingeengt wird, daß er nicht viel mehr als eine Viertel Meile breit ist. Ebbe und Fluth wird hier schon merkbar, obgleich die Entfernung des Meeres nicht weniger als 300 Meilen beträgt.

Vierzig Meilen weiter hinunter geben die Tapajocos einem schönen Flusse den Namen. Das Land ist sehr fruchtbar und die Einwohner allen benachbarten Nazionen furchtbar, weil das Gift ihrer Pfeile so tödtlich ist, daß man kein Mittel dagegen hat.

Die Indianer in der Provinz Ginapape rühmen besonders den Reichthum ihres Landes. Wenn man sich auf ihre Versicherungen verlassen kann, so enthält es mehr Gold, als ganz Peru. Aber auch ohne diese Goldminen, die wirklich

zahlreich sind, und den Flächeninhalt des Landes, welches größer als ganz Spanien ist, zu rechnen, so übertrifft es wegen seiner Fruchtbarkeit alle am Amazonenfluß liegenden Länder. Der Fluß Tocantin, welcher hinter dem Flecken Commuta her fließt, könnte die Bewohner seiner Ufer bereichern, wenn sie seinen Werth kennten. Ein Franzose kam seit 1636 alle Jahre mit verschiedenen Schiffen, welche er mit Sande aus diesem Flusse belud, woraus er Gold zu ziehen wußte. Er wollte aber den Einwohnern nie den Gebrauch, den er davon machte, lehren, aus Furcht, sie möchten sich seinem Glücke dann widersetzen.

Endlich kam Acunga und seine Begleiter gesund und wohlbehalten nach Para, einer Portugiesischen Besitzung an der Küste von Brasilien, wo der Amazonenfluß ins Meer fällt, und bei seiner Mündung nicht weniger als 80 Meilen breit ist. Wegen seines äußerst reissenden Stromes behält er fast noch 20 Meilen im Ocean die Süßigkeit seines Wassers. Er ist an verschiedenen Stellen so tief, daß man auf 103 Klafter mit dem Senkblei noch keinen Grund findet.

Pedro d'Orsua, aus Navarra, war lange vor Acunga nicht so glücklich gewesen. Er unternahm es, in den Amazonenfluß hinein zu fahren, indem er durch die Provinz Mosilones in Peru den

den Lauf eines Flusses verfolgte und sich nachher vornahm, den Amazonenfluß bis zu seiner Mündung herunter zu fahren. Er wurde aber unterwegs von zwei seiner vornehmsten Offiziere ermordet. Einer von ihnen, Lopez d'Aguirre, ein Biscayer, nahm den Titel und die Würde eines Königs an, und hatte gleichwol die Unverschämtheit, diesen mit dem Betragen eines Rebellen und Verräthers zu paaren, als ob er sich dessen rühmte. Seine Herrschaft war so tyrannisch und blutdürstig, daß die Spanier in der neuen Welt noch ein Sprüchwort davon haben. Inzwischen lockte sie der Plan, welchen er ihnen eröffnete, sich Meister von Peru und Neu-Granada zu machen, wenn er nur erst ein Etablissement in Guiana habe, und das Versprechen, welches er den Soldaten gab, ihnen die Reichthümer dieser drey großen Länder zu überlassen, ihm zu folgen. Er fuhr mit ihnen durch den Coca in den Amazonenfluß, konnte aber nicht den Strom hinauf kommen. Nachdem er genöthigt worden war, sich demselben bis an die Mündung eines Flusses zu überlassen, welche mehr als 1000 Meilen von dem Orte, wo er sich eingeschifft hatte, entfernt war, wurde er in den großen Canal, der nach dem Nord-Cap führt, verschlagen. Als er nun ins offne Meer kam, nahm er seinen Lauf nach der Insel Margaretha, landete daselbst an einem Orte,

der noch den Namen: Hafen des Tyrannen führt, tödtete hier den Gouverneur und dessen Vater, machte sich Herr von der Insel und plünderte sie mit unerhörter Grausamkeit.

Von da ging er nach Cumana, wo er ebenfalls sich als ein Wütherich betrug. Er verheerte die ganze Küste von Caracas und die Provinzen Veneguela und Baccho. Endlich begab er sich nach St. Martha, wo er seine Verwüstungen fortsetzte und von da in Neu-Granada eindrang, um gegen Quito vorzurücken, in der Absicht, den Krieg in das Innere von Peru zu spielen. Da er aber auf einige spanische Truppen stieß, mit welchen er ein Gefecht nicht vermeiden konnte, wurde er gänzlich geschlagen und gezwungen, sein Heil in der Flucht zu suchen. Man hatte die rechten Maaßregeln genommen, um ihm alle Wege abzuschneiden. Auch hielt er seinen Untergang für gewiß und die Verzweiflung ließ ihm nun eine Grausamkeit begehen, die beinahe ohne Beispiel ist. Seine Tochter, welche er zärtlich liebte, war ihm auf allen seinen Zügen gefolgt. „Tochter, sagte er jetzt zu ihr, du mußt von meiner Hand sterben. Ich hoffte, dich auf den Thron zu erheben; da mir aber das Schicksal zuwider ist, so will ich nicht, daß du länger leben sollst, um die Sclavin meiner Feinde

zu werden, und dich die Tochter eines Tyrannen und Verräthers nennen zu hören. Stirb von der Hand deines Vaters, wenn du nicht die Stärke hast, von deiner eignen zu sterben." Sie bat ihn um einige Stunden, um sich zum Tode zu bereiten. Er bewilligte sie ihr. Da ihm aber ihre Gebete zu lange dauern, schießt er sie, so, wie sie auf den Knieen lag, durch den Leib, und da sie davon nicht gleich stirbt, endet er mit dem Dolche, welchen er ihr ins Herz stößt. Ihr letzter Seufzer war: Ach, mein Vater, es ist genug! —

Einige Tage darauf wurde er ergriffen und als Gefangner nach der Dreieinigkeits-Insel gebracht. Nun wurde ihm förmlich der Prozeß gemacht, und das Urtheil, welches nach dem Buchstaben vollzogen wurde, lautete: daß er geviertheilt, sein Haus bis auf den Grund niedergerissen und da, wo es gestanden, so viel Salz gesäet werden solle, um den Platz auf immer unfruchtbar zu machen.

Die Liebe zu den Wissenschaften und das Verlangen, den Lauf des Amazonenflusses, zur Berichtigung der bisherigen sehr unvollkommenen Karten von demselben, wo möglich, näher kennen zu lernen, bewogen Condamine, allein, in einem schwachen Fahrzeuge, und bloß von einigen Indianern begleitet, diesen Fluß von Jaen, einer

kleinen Stadt in Peru, wo er anfängt schiffbar zu werden, bis zu seiner von da noch so weit entfernten Mündung herunter zu fahren. Es gelang ihm zu seinem Ruhme, und die Spanier, welche jetzt diese Reise oft machen, was sie sonst für ein tolles und thörichtes Unternehmen hielten, sind ihm dafür vielen Dank schuldig.

Er passirte zuerst den engen Paß von Cumbinama, welcher wegen der vielen in demselben befindlichen Felsen sehr gefährlich ist. Er ist nur etwa 20 Klafter breit. Der von Escurrebragas, an welchen Condamine den folgenden Tag kam, ist anders beschaffen. Der Fluß, von einer sehr steilen Felsenwand aufgehalten, an welche er senkrecht anstößt, macht auf einmal eine Biegung, indem er mit seiner ersten Richtung einen rechten Winkel bildet, und die durch sein eingeschränkteres Bette verdoppelte Schnelle seines Laufs hat in den Felsen ein Bassin gegraben, in welchem ein Theil seines Wassers von dem reissenden Strome abgesondert zurück bleibt. Das Floß, auf welchem Condamine sich damals befand, drehete sich, durch den Strom in diese Hölung getrieben, länger als eine Stunde darin herum. Wirklich trieb das sich kreisförmig bewegende Wasser es wieder gegen die Mitte des Flußbettes, wo das Entgegenprellen des breiten

Stromes Wogen bildete, die das Fahrzeug leicht mit in die Tiefe hätten reissen können, wenn seine Größe und Festigkeit es nicht geschützt hätten. Die Heftigkeit des Stromes trieb es aber immer wieder in das Becken hinein, und unser Reisende würde ohne die Geschicklichkeit der Indianer, welche er aus Vorsicht mit einem kleinen Canot in der Nähe bei sich behalten hatte, nie wieder aus jener Wasserhöle herausgekommen seyn. Diese vier Menschen waren zu Lande am Fluß herunter gekommen und kletterten, nachdem sie das Bassin umgangen hatten, auf den Felsen, von welchem sie ihm, nicht ohne viele Mühe, eine Art Ranken oder Binsen zuwarfen, die hier zu Lande statt der Seile dienen, womit sie das Floß bis in die Mitte des Stroms fortzogen.

Zu St. Jago konnte Condamine seine Leute nicht bewegen, den berüchtigten Pongo von Manseriche zu passiren. Pongo bedeutet so viel als ein Paß. Man belegt mit diesem Namen alle die engen Stellen im Amazonenfluß, wovon diese die furchtbarste ist. Alles, was Condamine von seinen Indianern erlangen konnte, war, daß sie über den Fluß setzen und den günstigen Zeitpunkt in einer kleinen Höle nahe am Eingang in den fürchterlichen Pongo abwarten wollten, wo der Strom eine solche Gewalt hat,

daß das Wasser, ohne einen eigentlichen Fall, sich dennoch herunter zu stürzen scheint und an den Felsen ein schreckliches Getöse macht. Die vier Indianer von Jaen, weniger begierig als der reisende Franzose, den Pongo in der Nähe zu sehen, waren schon auf einem Fußsteige, oder vielmehr auf die durch den Felsen gehauenen Stufen vorausgegangen, um ihn zu Borja zu erwarten. Er blieb, wie gewöhnlich, allein mit einem Neger auf seinem Flosse, und eine sehr außerordentliche Begebenheit ließ ihm es als ein Glück betrachten, daß er dasselbe nicht hatte verlassen wollen. Der Fluß, dessen Höhe sich in 36 Stunden um 25 Fuß verminderte, lief immer mehr ab und das Floß senkte sich endlich auf einen unter dem Wasser befindlichen Baum, wovon einige Zweige durch die Fugen des Fahrzeuges drangen. Mit der abnehmenden Wasserfläche würde sich unser Reisende also mit seinem Flosse mitten in der Nacht über dem Wasser auf dem Baume hängend befunden haben, und der geringste Zufall, der ihm begegnen konnte, war, seine Papiere, die Früchte einer achtjährigen Arbeit zu verlieren. Endlich fand er Mittel, sein Floß wieder flott zu machen.

Condamine glaubte zu Borja in einer neuen Welt zu seyn. Er befand sich hier von

allen Menschen abgesondert, auf einem Meere von süßem Wasser, mitten in einem Labirinthe von Seen, Flüssen und Canälen, welche von allen Seiten einen ungeheuren Wald durchkreuzen, den sie allein zugänglich machen. Er stieß auf neue Pflanzen, Thiere und Menschen. Seine Augen, seit sieben Jahren gewohnt, Berge zu sehen, die sich in den Wolken verlieren, wurden nicht müde, am weiten Horizont herumzuschweifen, wo nur die Hügel des Pongo noch hervorragten, welche sich aber auch bald seinem Blicke entzogen. Auf diese Menge von verschiedenen Gegenständen, welche in den angebauten Gegenden von Quito einen so mannigfaltigen Anblick hervorbringen, folgte ein sehr einförmiger Prospekt. Er mochte sich wenden nach welcher Seite er wollte, so erblickte er nichts als Wasser und Rasen. — Man tritt auf die Erde, ohne sie weiter zu betrachten, und gleichwol ist sie mit so vielen Kräutern, Pflanzen und Gesträuchen bedeckt, daß es keine kleine Arbeit seyn würde, nur einen Fuß breit davon genau zu untersuchen! —

Unterhalb Borja, 4 bis 500 Meilen vom Flusse ab, sind Steine eben so rar als Diamanten. Die Wilden haben in dieser Gegend nicht einmal eine Idee von einem Steine. Die Verwunderung derer, die nach Borja kommen, ge-

währt daher, wenn sie zum erstenmahle dergleichen finden, ein ergötzendes Schauspiel. Sie geben sich viele Mühe, sie zu sammeln, und beladen sich damit, als mit einer köstlichen Waare. Sobald sie aber merken, daß Steine hier etwas sehr gemeines sind, fangen sie auch an, sie zu verachten.

Condamine reiste von der Laguna mit einem gelehrten Spanier, Don Pedro Maldonado, in 2 Canots ab, welche über 40 Fuß lang aber nur 3 Fuß breit und aus einem einzigen Baumstamme gemacht sind. Die Ruderer werden vom Vordertheil bis in die Mitte desselben gestellt. Der Reisende befindet sich mit seiner Bagage im Hintertheile, wo er unter einem von Palmenblättern geflochtenen Dache, welches die Indianer mit vieler Kunst verfertigen, vor dem Regen geschützt ist. Es ist eine Art Bogenlaube mit einer Oeffnung in der Mitte, um Licht herein zu lassen und den Eingang zu bilden. Ein fliegendes Dach, von demselben Stoff, welches über das feste Dach leicht herüber gezogen wird, dient dazu, diese Oefnung zu bedecken und vertritt die Stelle der Thür und des Fensters. Die beiden vereinigten Reisenden waren entschlossen, Tag und Nacht zu schiffen, um die Brigantinen oder großen Böte, welche die Portugiesischen

Missionärs alle Jahre nach Para schicken, um Lebensmittel zu holen, noch zu erreichen. Die Indianer ruderten bei Tage, und blos 2 mußten die Nacht wachen, einer am Vorder- und der andere am Hintertheile des Schiffs, um es mitten im Strome zu erhalten.

Condamine ließ den Fluß Tigris nördlich liegen, welchen er für viel größer, als den Fluß gleiches Namens in Asien hielt. Er besuchte darauf eine neue Mission bei einer wilden Völkerschaft, die seit Kurzem erst aus den Wäldern hervor gekommen war und Yameos hieß. Ihre Sprache ist unbeschreiblich schwer und die Aussprache äußerst sonderbar. Sie sprechen mit zurückgehaltenem Athem, und lassen fast keinen Vocal hören. Eine Menge ihrer Wörter würden nicht ohne 9 bis 10 Silben auch nur unvollkommen geschrieben werden können, und gleichwol scheinen diese Wörter in ihrem Munde nicht mehr als 3 oder 4 Silben zu haben. Poctarrarorinconroac bedeutet in ihrer Sprache die Zahl drei; weiter können sie nicht zählen. Diese Völker sind übrigens sehr geschickt, lange Blaseröhre zu machen, welches ihre gewöhnlichen Waffen auf der Jagd sind. Dazu kommen noch kleine Pfeile von Palmholz, statt der Federn mit einem kleinen Büschel Baumwolle versehen, welche genau die Hölung

des Rohrs ausfüllen. Sie blasen sie mit einem Athemzuge 30 bis 40 Fuß weit, und verfehlen selten ihr Ziel. Ein so einfaches Instrument ersetzt sehr vortheilhaft in dieser Gegend den Mangel an Feuergewehren. Die Spitze dieser Pfeile ist in ein schnell wirkendes Gift getaucht, das, wenn es frisch ist, in weniger als einer Minute ein Thier tödtet, sobald es ins Blut kommt. Indessen ist dabei für die, welche von dem Fleische solcher Thiere essen, keine Gefahr, weil es nicht schadet, wenn es nicht mehr mit Blut vermischt ist. Oft aß unser Reisende von dem auf diese Art getödteten Geflügel, ja wol selbst das Stück, wo die Spitze des Pfeils eingedrungen war. Das Gegengift für Menschen, welche von solchen vergifteten Pfeilen getroffen werden, ist Salz; noch sicherer wirkt Zucker innerlich. Dieses Gift behält seine Wirksamkeit mehrere Jahre lang, selbst wenn es weit transportirt wird, wie die Versuche, die mit solchen Pfeilen zu Cayenne und selbst in Frankreich gemacht worden sind, beweisen.

Die beiden Reisenden kamen nun nach der Mission von St. Joachim, wozu verschiedene Indianische Nazionen gehören, besonders die der Omaguas, eine ehemals mächtige Nazion, welche die Inseln und Ufer des Flusses etwa 200 Mei-

len unterhalb der Mündung des Napo bewohnen. Man glaubt, daß sie aus Neugranada auf irgend einem Flusse, welcher darin entspringt, hergekommen sind, um der spanischen Herrschaft in den ersten Zeiten der Eroberung zu entfliehen. Eine andere Nazion, welche eben so heißt und an der Quelle eines dieser Flüsse wohnt, trägt Kleider, die sonst nur bei den Omaguas allein gebräuchlich sind. Auch soll bei allen den Indianern, welche die Ufer des Amazonenflusses bewohnen, der Gebrauch der Taufe eingeführt seyn. Einige entstellte Traditionen bestätigen zugleich die Vermuthung von der Auswanderung derselben. Die Eingebornen waren alle zum christlichen Glauben bekehrt worden. Ihr Name Omaguas oder Camberas, wie die Portugiesen von Para sie in Brasilischer Sprache nennen, bedeutet so viel als Plattkopf. Wirklich haben sie die sonderbare Gewohnheit, den Hirnschädel der neugebornen Kinder zwischen 2 Bretter zu pressen und ihnen die Stirn platt zu machen, um, wie sie sagen, ihnen ein Vollmond ähnliches Gesicht zu geben. (Man sehe das Titelkupfer.) Andere pressen den Kopf so, daß er ganz länglich und beinahe dem Kopfe eines Hundes ähnlich wird. Ihre Sprache hat weder mit der Peruanischen, noch mit der Brasilischen, welche längs

des Amazonenflusses, die eine oberhalb und die andere unterhalb ihres Landes, gesprochen wird, etwas ähnliches. Sie gebrauchen eine Art Schnupftobak, der sie, sonderbar genug, binnen 24 Stunden berauscht und die seltsamsten Erscheinungen bei ihnen hervorbringt. Sie bedienen sich dabei eines Schilfrohrs, welches sich in eine Gabel endigt (Y), wovon sie jedes Ende in ein Nasenloch stecken. Nach dieser Operation ziehen sie mit einem heftigen Athemzuge den Tobak in die Nase herauf, wobei sie mancherlei Grimassen machen. Die Portugiesen zu Para haben von ihnen gelernt, verschiedene Geräthschaften aus elastischem Harze zu verfertigen, welches an den Ufern des Amazonenflusses sehr häufig ist und frisch alle Formen annimmt, unter andern die der Pumpen oder Spritzen, welche keines Pumpenstocks bedürfen. Sie haben die Gestalt einer ausgehölten Birn, mit einem kleinen Loche an der Spitze, in welches man ein Röhrchen steckt. Man füllt sie mit Wasser an, wo sie dann, gedrückt, die Wirkung der gewöhnlichen Spritzen thun. Dieses Werkzeug wird von den Omaguas sehr in Ehren gehalten. Bei allen ihren Zusammenkünften verfehlt der Hausherr nicht, jedem Anwesenden ein solches zu überreichen, dessen man sich beständig vor der Mahlzeit bedient.

Man hat zu Peras Indianer von verschiedenen Nazionen zusammengebracht, wovon jede eine andere Sprache redet. Dies ist in allen von Missionarien angelegten Flecken nichts ungewöhnliches, wo zuweilen dieselbe Sprache nur von 2 oder 3 Familien verstanden wird. Traurige Ueberreste eines zu Grunde gerichteten oder von einem andern im eigentlichen Verstande aufgefressenen Volkes! — Jetzt giebt es zwar am Amazonenflusse keine Menschenfresser mehr; aber tiefer ins Land hinein, besonders nach Norden zu, finden sich noch welche, und Condamine versichert, daß wenn man den Yupura herauffährt, man schon Indianer antrifft, welche ihre Gefangenen verzehren.

Unter den sonderbaren Gebräuchen dieser Nazionen bei ihren Festen, Tänzen, Jagden, Fischereien, ihrer Instrumente, Waffen und Geräthschaften, ihrer lächerlichen Zierrathen von Thierknochen und Fischgräten, welche sie durch die Nasenlöcher und Lippen stecken, nebst ihren wie ein Sieb durchlöcherten Backen, worin sie Federn von allen Farben tragen — unter allen diesen ist die ungestaltete Verlängerung des Ohrläpchens der Abaner, ohne daß es dadurch dünner zu werden scheint, besonders auffallend. Dieser äusserste Theil des Ohrs ist gemeiniglich 4 oder 5

Zoll lang, in welchem eine 17 bis 18 Linien weite Oeffnung etwas sehr gewöhnliches ist. Die ganze Kunst besteht darin, daß man gleich anfangs in das Loch eine kleine hölzerne Rolle steckt, und mit einer dickeren nachher so lange fortfährt, bis der Ohrlappen endlich auf die Schultern herunter hängt. Der größte Schmuck dieser Indianer besteht darin, ein großes Boucquet oder Büschel Kräuter und Blumen statt der Ohrringe in dies Loch zu stecken. (Siehe das Titelkupfer.) Auch befestigen sie noch wol ein Stück Holz daran, auf welches sie allerlei groteske Figuren mit schwarzer und rother Farbe eingraben, welcher seltsame Schmuck dem, der ihn trägt, ein sehr lächerliches Ansehn giebt.

Die Abaner sind nicht die einzige Amerikanische Nazion, welche sich die Ohren so entstellen. Die ersten Spanier, welche an der Küste von Honduras ans Land stiegen, bemerkten, daß die Weiber alle hängende Ohren hatten, und aus diesem Grunde nannten sie die Küste Costa d'Oreja, die Ohren-Küste.

Unser Reisende fand beim Fort von Rio-Negro Beweise von der Verbindung desselben mit dem Oronoko, und folglich auch mit dem Amazonenflusse, in welchen jener fällt. Auf der großen Insel, welche der Amazonenfluß und der Oronoko bil-

det, hat man lange den goldnen See und die Stadt Manoa del Dorado gesucht. Condamine findet die Ursache des Irthums in einer Aehnlichkeit der Namen, wodurch das Dorf der Manaous, dessen Mauern mit Goldblech belegt waren, in eine Stadt verwandelt wurde. Die vorgefaßte irrige Meinung veranlaßte aber doch, daß 1740 Nicolas Hotsmann, ein gebohrner Hildesheimer, in der Hofnung, den Goldsee und die Stadt mit den goldnen Dächern zu entdecken, den Strom Eßequebo herauf fuhr, welcher zwischen dem Surinam und Oronoko in den Ocean fällt. Nachdem er viele Seen und ungeheure Wüsteneien mit unglaublicher Beschwerde, indem er in den letztern sein Canot hinter sich herziehen oder tragen mußte, durchkreuzt hatte, ohne irgend etwas gefunden zu haben, welches dem, was er suchte, nur in etwas glich; so sah er sich endlich genöthigt, seine schönen Plane aufzugeben.

Der Amazonenfluß ist unterhalb dem Rio Negro und Madera fast immer eine Meile, und wenn er Inseln macht, 2 bis 3 Meilen breit. Bei Ueberschwemmungen hat er aber gar keine Gränzen. Hier fangen die Portugiesen von Para erst an, ihn den Amazonenfluß zu nennen, da sie ihn weiter hinauf nur unter dem Namen von

Rio Polimois, oder den Giftfluß kennen. Sie haben ihm diese Benennung wahrscheinlich deshalb gegeben, weil vergiftete Pfeile die vorzüglichsten Waffen der seine Ufer bewohnenden Völker sind.

Die beiden Reisenden entdeckten endlich, als sie den Flecken der Topayos erreicht hatten, nördlich in einer Entfernung von 12 oder 15 Meilen im Lande Gebirge. Dies war für sie ein neuer Anblick, nachdem sie 2 Monate vom Pongo abgeschifft hatten, ohne nur den kleinsten Hügel zu erblicken. Was sie jetzt entdeckten, waren die erstern Berge einer langen Gebirgskette, welche sich von Westen nach Osten erstreckt, und auf deren Gipfel die Quellen aller Flüsse von Guiana entspringen. Die, welche an der Nordseite herunterlaufen, bilden die Ströme Cayenne und Surinam, und die, welche nach Süden zu fließen, verlieren sich nach einen kurzen Lauf alle in den Amazonenfluß. In diese Gebirge sollen sich, einer Tradition zufolge, die Amazonen zurückgezogen haben; nach einer andern, für wahrscheinlicher gehaltenen, obgleich nicht besser bewiesenen, halten sie sich in Metallreichen Hölen auf.

Der Amazonenfluß wird, nachdem er den Xingu aufgenommen hat, so breit, daß man von einem Ufer das andere nicht würde sehen kön-

können, selbst wenn die großen Inseln, welche mitten im Strom hinter einander liegen, eine ausgebreitete Aussicht erlaubten. Sehr merkwürdig ist's, daß man hier gar keine Art Mücken mehr sieht, welche sonst das Fahren auf diesem Flusse äußerst beschwerlich machen. Ihr Stich ist so schmerzhaft, daß selbst die Indianer nicht ohne eine Zeltbedeckung reisen, um sich des Nachts vor ihnen zu schützen. Aber nur am rechten Ufer findet man keine mehr, denn das jenseitige ist beständig damit bedeckt. Bei Untersuchung der örtlichen Lage desselben, glaubte Condamine, diesen Unterschied dem veränderten Lauf des Flusses zuschreiben zu müssen. Er dreht sich nemlich nach Norden, und der fast beständig anhaltende Ostwind muß dies Geschmeiß also an das östliche Ufer treiben.

Der Xingu ist ein ansehnlicher Strom, der sich in den Amazonenfluß ergießt. Ob er gleich 7 oder 8 Tagereisen davon einen Fall hat, so ist er doch länger als 2 Monate hindurch schiffbar. Er kömmt aus den Bergwerken von Brasilien. Seine Ufer haben einen Ueberfluß von zweierlei Arten Gewürz-Bäumen. Der eine heißt Curßiri und der andere Pueßiri. Ihre Früchte sind beinahe so groß, als eine Olive, lassen sich wie Muscatnüsse abreiben und dienen zu

demselben Gebrauch. Die Rinde des erstern hat den Geschmack und Geruch der Gewürznelken, welche die Portugiesen Cravo nennen, woher es denn kömmt, daß die Franzosen von Cayenne, das Holz woran diese Rinde sitzt, Crabe nennen. Condamine bemerkt, daß, wenn die Orientalischen Gewürze noch andere zu wünschen übrig ließen, diese in Europa bekannter seyn würden. Er erfuhr indessen, daß sie in England und Italien zu verschiedenen starken Liqueurs gebraucht werden.

Am östlichen Ufer des Muju, dicht beim Ausfluß des Capim, welcher vorher noch den Guama aufnimmt, liegt die Stadt Para. Die Einwohner derselben glauben sich weit vom Amazonenfluß entfernt. Auch bespült wahrscheinlich kein Tropfen desselben ihre Mauern, so wie man sagen kann, daß das Wasser der Loire nicht nach Paris kommt, obgleich dieser Fluß mit der Seine durch den Canal von Briare in Verbindung steht. Demohngeachtet sagt man beständig, daß Para an der östlichen Mündung des Amazonenflusses liege.

„Wir glaubten, fährt unser Reisender fort, bei unser Ankunft zu Para, am Ende des Amazonenwaldes, uns nach Europa versetzt. Wir fanden eine große Stadt, gerade Straßen, schöne

Häuser, größtentheils seit 30 Jahren von Steinen wieder aufgebauet, und prächtige Kirchen. Der unmittelbare Handel der Einwohner nach Lissabon, woher sie alle Jahre eine Kauffartheiflotte erhalten, verschafft ihnen die beste Gelegenheit, sich mit allen Bequemlichkeiten des Lebens zu versorgen."

Es war nothwendig, daß Condamine die eigentliche Mündung des Amazonenflusses besuchte, um die Karte von demselben zu vollenden. Er verfolgte daher das nördliche Ufer desselben bis zum Nord-Cap, wo es zu Ende geht. Dies war Grund genug, um ihn zu bestimmen, den Weg nach Cayenne zu nehmen, von wo er geradezu nach Frankreich kommen konnte. Da er nicht, wie Dom Pedro Maldonado, die Portugiesische Flotte, welche nach Lissabon absegelte, benutzt hatte, mußte er sich verschiedene Monate zu Para aufhalten; weniger der widrigen Winde wegen, welche im Monat Dezember dort herrschen, als wegen der Schwierigkeit, eine Anzahl von Ruderknechten zusammen zu bringen. Die Blattern hatten nemlich die meisten Indianer verscheucht. Man bemerkt zu Para, daß diese Krankheit den Indianern der verschiedenen Missionen, welche erst aus den Wäldern hervorgekommen sind und noch nackend gehen, nachtheiliger ist, als

denen, welche schon lange unter den Portugiesen leben und Kleider tragen. Die erstern, eine Art Amphibien, eben so oft im Wasser als auf dem Lande, von Jugend auf gegen die Einwürkungen der Luft abgehärtet, haben vielleicht eine festere Haut als die andern, und Condamine ist geneigt zu glauben, daß diese einzige Ursach den Ausbruch der Blattern bei ihnen schwieriger mache. Auch kann die Gewohnheit, sich den Leib mit Roucou *), Genipa und verschiedenen dicken und fetten Oelen zu reiben, die Gefahr vermehren.

Condamine schiffte sich endlich in einem Boote des Gouverneurs von Para, mit einer Equipage von 22 Ruderknechten ein. Er war mit Empfehlungsschreiben an die französischen Missionarien auf der Insel Johannes oder Marajo versehen, die ihm andere Leute zur Fortsetzung seiner Reise verschaffen sollten. Da er aber in den vier Dorfschaften dieser Geistlichen keinen guten Piloten finden konnte, und der Unerfahrenheit dieser Indianer und der Furchtsamkeit ihres Befehlshabers, eines Mestizen, überlassen war, so brachte er 2 Monate auf einem Wege zu, wozu sonst kaum 14 Tage erforderlich sind.

*) Ein rothes Farbematerial, welches man aus der bixa orellana erhält.

Einige Meilen unterhalb Para fuhr er über die östliche Mündung des Amazonenflusses, oder über den Arim, der bei Para fließt, welcher durch die große Insel Johann oder Marajo von der eigentlichen östlichen Mündung getrennt ist. Diese Insel nimmt beinahe allein den ganzen Raum ein, welcher die beiden Mündungen des Flusses von einander trennt. Sie hat eine unregelmäßige Form, und mehr als 150 Meilen im Umkreise. Auf allen Karten findet man statt ihrer mehrere kleine Inseln. Unser Reisender fuhr an dieser Insel von Süden nach Norden, 30 Meilen lang bis an die letzte Spitze derselben herunter, welche selbst für Canots, wegen ihrer Klippen, sehr gefährlich ist. Jenseits dieser Spitze steuerte er nach Westen, indem er noch immer an der Insel herunter fuhr, welche sich mehr als 40 Meilen weit erstreckt, ohne von ihrer nördlichen Richtung abzuweichen. Er erblickte hier wieder zwei große Inseln, welche er gegen Norden zu liegen ließ. Die eine heißt Machiana und die andere Cariana. Sie sind jetzt unbewohnt, waren aber vor Zeiten der Aufenthalt des Stammes der Arouas, welche noch jetzt, ob sie gleich zerstreut sind, ihre eigne Sprache haben.

Die niedrigen Theile dieser Inseln stehen, so wie ein großer Theil der Insel Marajo, unter

Wasser, und sind deshalb unbewohnbar. Dem neuen Fort von Macapa gegen über ist das wahre Bette oder der Hauptcanal des Amazonenflusses. Es wäre hier unmöglich, den Fluß in gewöhnlichen Canots zu passiren, wenn dieser Canal nicht von kleinen Inseln verengt würde, unter deren Schutz man mit mehrerer Sicherheit fährt, wenn man nur den rechten Zeitpunkt wahrnimmt, um von einer zur andern zu kommen. Von der letzten bis nach Macapa sind noch über 2 Meilen.

Zwischen Macapa und dem Nord-Cap, da wo der Fluß von den Inseln am meisten eingeschlossen ist, besonders der großen Mündung des Aracuary gegenüber, welcher von der Nordseite in den Amazonenfluß fällt, gewähret die Fluth des Meeres dem Auge ein sonderbares Schauspiel. Drei Tage lang, zwischen Voll- und Neu-Mond, die Zeit der höchsten Fluth, steigt das Meer, statt daß es sonst beinahe 6 Stunden dazu braucht, in 1 oder 2 Minuten zu einer ungewöhnlichen Höhe. Man vernimmt dann in der Entfernung von 1 oder 2 Meilen ein fürchterliches Geräusch, welches den Pororoca, wie die Indianer diese außerordentliche Fluth nennen, ankündigt. So wie sie näher kömmt, vermehrt sich das Geräusch, und bald nachher wird man ein

Wasser-Gebirge von 12 bis 15 Fuß Höhe gewahr, welchem noch ein zweites, drittes und zuweilen auch ein viertes nahe hinter einander folgen, und die ganze Breite des Canals einnehmen. Diese Wasserfluth dringt mit einer erstaunenden Schnelligkeit vorwärts, und reißt alles nieder, was ihr im Wege ist. Condamine sah an einigen Stellen ein großes Stück Land von dem Prororoca fortgerissen, sehr große Bäume entwurzelt, und Verwüstungen aller Art. Das Gestade ist allenthalben, wo diese Fluth hinkommt, so rein, als wenn es gekehrt wäre. Die Canots, die Piroguen, selbst die Barken können sich dann vor dem drohenden Verderben nicht anders sichern, als wenn sie an einen Ort, wo sie viel Grund haben, anlegen. Condamine giebt die Ursachen dieses Phänomens an, welches er auch an verschiedenen andern Orten bemerkte, wo er die Umstände näher untersucht hat, nemlich: daß sich dasselbe nicht anders zuträgt, als wenn die Fluth in einen engen Canal gedrängt, eine Sandbank oder niedrigen Grund findet, welcher ihr im Wege ist. Dann nur, und sonst nicht, entsteht diese ungestüme und unregelmäßige Bewegung des Wassers, welche jenseits der Bank etwas aufhört, wenn der Canal tiefer wird und sich beträchtlich erweitert. Er setzt hinzu, daß bei den Oreaden

und beim Ausfluß der Garonne sich dasselbe zuträgt, wo man diese Würkung der Fluth Mascaret nennt.

Die Indianer, sammt ihren Anführer, fürchteten, daß sie in 5 Tagen, welche sie noch bis zu dieser großen Fluth hatten, nicht nach dem Nord-Cap kommen möchten, ob dies gleich nur noch 15 Meilen entfernt war, und man auf der andern Seite desselben einen sichern Zufluchtsort gegen den Pororoca finden konnte. Sie behielten daher Condamine auf einer wüsten Insel zurück, wo er keinen trocknen Fuß hinsetzen konnte, und hielten ihn, ungeachtet aller seiner Vorstellungen, 9 ganzer Tage daselbst auf, um das Ende des Vollmonds völlig abzuwarten. Er kam darauf von hier in weniger als 2 Tagen nach dem Nord-Cap. Am andern Morgen aber, dem Tage des letzten Viertels, oder der niedrigsten Fluth, gerieth sein Fahrzeug auf eine schlammige Untiefe, und da das Meer fiel, so zog es sich immer weiter davon zurück. Den folgenden Tag erreichte die Fluth das Boot nicht mehr, und so blieb es 7 Tage lang sitzen. Während dieser Zeit hatten seine Ruderknechte, deren Dienst jetzt aufgehört hatte, nichts sonst zu thun, als daß sie ziemlich weit her Wasser holten, wobei sie bis an den Gürtel in Schlamm kamen. Condamine hatte

jetzt Zeit, seine Beobachtungen zu wiederholen. Sein im Moraste steckendes Canot war jetzt ein feststehendes Observatorium geworden. Bei der großen Fluth des folgenden Neumonds wurde es endlich wieder flott, aber mit einer neuen Gefahr, denn das Wisser riß es mit sich fort und ließ es mit erschrecklicher Schnelle im Schlamm arbeiten.

Nach einer zweimonatlichen Schiffahrt zu Wasser und zu Lande, wie Condamine ohne Uebertreibung sie glaubt nennen zu können, weil der Strand zwischen dem Nord-Cap und der Küste von Cayenne so flach ist, daß das Steuerruder beständig Furchen in den Schlamm zog, erreichte er das Gestade von Cayenne. Er hielt sich hier ohngefähr 6 Monat auf und beschäftigte sich während dieser Zeit mit verschiedenen, eben so nützlichen als gelehrten Untersuchungen. Er ging darauf nach Surinam, wo er sich einschiffte, und im Anfange des Jahrs 1745, nach einer Abwesenheit von ohngefähr 10 Jahren, nach Frankreich zurückkehrte.

Zweiter Abschnitt.

Der Oronoko-Fluß. Nachrichten von einigen längs den Ufern desselben gemachten merkwürdigen Reisen; von den daran wohnenden Völkern, und den übrigen Merkwürdigkeiten desselben.

Der Oronoko, welcher die Nördliche Gränze von Guiana macht, ist nicht völlig so groß, als der Amazonenfluß, da sein Lauf wenig über 600 Meilen beträgt; er nimmt aber unterwegs eine große Menge ansehnlicher Flüsse auf. Er fällt der Dreieinigkeitsinsel gegen über ins Meer und hat 16 Hauptausflüsse, welche durch eine Menge Inseln gebildet werden, deren eigentliche Zahl man bis jetzt noch nicht weiß, die sich aber wol über 60 belaufen kann. Sie machen eine Art von Labirinth, welches die Landeseingebohrnen bloß mit ihren Nachen durchkreuzen können. Einige dieser Inseln sind von beträchtlicher Größe, aber fast beständig vom Meerwasser überschwemmt, so daß kein zum Bebauen taugliches Land vorhan-

den ist. Das Clima ist so feucht, daß die Guaraunos die einzigen sind, die es vertragen können. Eine andere Unbequemlichkeit, welche den Europäern den Aufenthalt hier verleidet, sind die ungeheure Menge Muskitos, Fliegen, Mücken und andere geflügelte Insekten, welche sich aus dem Wasser erheben, bei Millionen sich auf diesem überschwemmten Erdreich verbreiten und die Indianer oft ganz bluträünstig machen, so daß es scheint, als ob sie sie ganz auffressen wollten. Dennoch ist die Nazion, welche diese Inseln bewohnt, ziemlich zahlreich, indem man sie wenigstens auf 6000 Köpfe schätzt, welche sich in diesem niedrigen mit Wasser bedeckten Lande so sehr gefallen, deß sie es nicht verlassen mögen. Sie sind es besonders, welche die Gewohnheit haben, ihre Wohnungen oben auf den Bäumen aufzuschlagen, wo sie wie große Vogelnester aussehen.

Ihre Häuser, erbärmliche Hütten, ohne das geringste Hausgeräthe, sind auf Bohlen und Pfählen erbaut, welche sie in den Morast hineinzurammeln genöthigt sind, bis sie festen Boden finden. Die Pfähle sind hoch genug, daß die Ueberschwemmungen des Oronoko und die Meeresfluth sie nicht erreichen. Auf diese Art hängen also Häuser, Straßen und ganze Plätze über dem Wasser. Die Befestigungen und Fußböden derselben sind

von Holz, die äussere Bedeckung von der Rinde des Palmbaums, alles so fest mit einander verbunden und zusammengefugt, daß es dem Wasser Widerstand leisten kann.

Obgleich alles dessen, was wir nothwendige Lebensbedürfnisse nennen, beraubt, sind diese Völker nichts desto weniger zufrieden und froh. Die Spanier aus Guiana werden von ihnen sehr gut aufgenommen, weil sie ihrer bedürfen, um sich mit Netzen und Angeln zum Fischen zu versehen. Es kommt keine Pirogge oder irgend ein spanisches Fahrzeug an, daß nicht alle Einwohner sich sogleich ans Ufer begeben und durch Sprünge und Tänze ihre Freude über die Ankunft derselben zu erkennen geben. Auch trifft man sie fast immer singend und tanzend, welches ihre Hauptbeschäftigung ist, da sie gebohrne Müßiggänger und unfähig zu jeder Anstrengung sind. Man kann mit Wahrheit sagen, daß man noch keine lustigere und fröhlichere Völker als die Guaraunos gefunden habe.

Die engen Pässe, welche der Oronoko bei seinem Ausflusse bildet, sind noch nicht ganz bekannt. Der vornehmste und der einzige, welchen die Europäer oft passiren, Boca de Narios von den Spaniern genannt, liegt an der Ostseite, unter dem 8ten Grade 5 Minuten nördlicher Breite

und dem 318ten Grade der Länge. Dieser Ausfluß ist 2 bis 3 Meilen breit, und 8 bis 10 Klafter bei niedrigem Wasser tief. Vom nördlichsten bis zum südlichsten Arm des Flusses, zwischen welchen die schon erwähnten vielen Inseln liegen, ist wenigstens eine Entfernung von 100 Meilen.

Der Oronoko hat seine Quellen in der Bergkette, welche Peru von Neu-Granada trennt. Die Indianer nennen ihn Yuyapari oder den Affenfluß, wegen der großen Menge dieser Thiere, welche man an seinen Ufern sieht. Jenseits des Beta kennt man ihn nur unter dem Namen des Athule. Die Spanier behaupten, daß er keinem Fluß der alten und neuen Welt, den Amazonenfluß ausgenommen, nachstehe. Seine Tiefe ist unermeßlich. An einigen Orten beträgt sie 60, an andern 80, und oft auch 100 Klafter, welches man kaum glauben würde, wenn nicht glaubwürdige Männer es bezeugten. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Flusses, welche man noch sonst an keinem einzigen Flusse in der Welt bemerkt hat, ist, daß er 5 Monate zum Anschwellen gebraucht, welches jedesmal durch die Spuren, die er an den Felsen zurückläßt, und an den Bäumen, welche seine Ufer einfassen, merklich wird. Er erhält sich einen ganzen Monat in dieser Höhe, und nachdem er in den 5 folgenden eben so stufen-

weise wieder abgenommen hat, bleibt er einen ganzen Monat so niedrig, daß er also ein ganzes Jahr zum Anwachsen und Ablaufen gebraucht, es mag nun in den benachbarten Gegenden regnen oder nicht, welches gar keinen Einfluß auf ihn hat.

Die alten Bewohner von Guiana, und die am Oronoko wohnenden Indianer, haben auch noch bemerkt, daß der Fluß alle 25 Jahre sich $2\frac{1}{2}$ Fuß über das gewöhnliche Ziel der 24 vorhergehenden Jahre erhebt.

Ob es gleich nicht leicht ist, die Ursache eines so beträchtlichen und sonderbaren Anschwellens ausfindig zu machen, so wollen wir doch hören, was Gumilla darüber sagt. „Der erste Regen fällt im April in den Bergen, aus welchen die vielen Flüsse kommen, die in den Oronoko fallen; und dann erfolgt der erste Anwuchs. Da aber die Ufer des Oronoko weit von einander und von der Sonnenhitze dann ganz ausgetrocknet sind, so ziehen sie alles dies Wasser an sich, so daß kein Tropfen davon ins Meer kommt; daher man auch an der Mündung des Flusses gar nicht bemerkt, daß er steigt. Ganz anders verhält es sich aber mit dem zweiten Anschwellen desselben, welches man sehr leicht wahrnimmt, da die Ufer nun schon mit Wasser geschwängert sind. Dies dauert

vom April bis August. Im September hat der Fluß seine höchste Höhe erreicht. Dann hört er auf zu wachsen, weil sein Wasser sich nun in großer Menge in die seinen Ufern nahe liegenden Seen ergießt. Im October fängt er schon wieder an abzunehmen, und sammelt in seinem Bette alles das Wasser wieder, welches sich in den benachbarten Seen verbreitet hatte, woher es denn kömmt, daß er eben so viel Monate, als er zum Steigen gebrauchte, auch wieder zum Abnehmen nöthig hat, nemlich October, November, Dezember, Januar und Februar. Dann bleibt er den ganzen Monat März in seinem niedrigen Stande und zieht sich von seinen Ufern zurück, wo dann die Caimanns und Schildkröten, deren es hier eine große Menge giebt, ihre Eyer in den Sand legen, welche die Sonnenhitze ausbrütet.

An der engsten Stelle des Flusses findet man eine Art Vorgebürge, oder einen Felsen von 120 Fuß Höhe, auf welchem ein Baum steht, dessen Wurzeln sich zwischen den Spalten der Steinklippen hindurch ins Wasser schlängeln. Dieser Felsen ist einen Theil des July und den ganzen Monat August unter dem Wasser, und bloß der Baum oben dient den Reisenden zum Merkzeichen, den Felsen zu vermeiden, welchem es sehr gefährlich ist, sich zu nähern. Man kann folglich

hieraus schließen, daß der Fluß an der engsten Stelle seines Bettes 120 Fuß hoch steigt. Doch ist er bei weitem nicht ganz schiffbar. In einer Strecke von 35 Meilen hinaufwärts hat er drey Fälle, welche die Schifffahrt unterbrechen. Man kann sie nur mit vieler Gefahr und Mühe passiren, findet aber hernach noch drei andere, welche die Fahrt gänzlich sperren und die Fahrzeuge zu Lande fortzuschaffen nöthigen.

Die Durchfahrt und schnelle Strömung von Camisetta wird von Felsen gebildet, welche den Fluß rechts und links einschließen, ihn verengen und außerordentlich reißend machen. Dieser enge Paß ist gefährlich und nicht weniger als 2 bis 3 Meilen lang.

Der Apurē, ein sehr großer Fluß, der in drei Aermen ins Meer fällt, ist so tief und reissend, daß er da, wo er eine Breite fast von einer Meile hat, sich mehr als um ein Viertel verengt, welches fürchterliche Strudel verursacht, die, indem sie die Schiffe von weiten an sich ziehen, schon mehrere Schiffbrüche veranlaßt haben.

Nahe an der Mündung des Flusses Pararuma, am südlichen Ufer des Oronoko, giebt es einen Felsen, der sich Pyramidenförmig zu einer erstaunlichen Höhe erhebt. Sein Fuß hat eine halbe Meile im Umfang, und man kann nur von

zwei

zwei Seiten auf den Gipfel gelangen, wobei man noch viele Vorsicht nöthig hat, um nicht herunter zu stürzen. Dieser Felsen, welcher ebenfalls Pararuma genannt wird, scheint mehr ein Werk der Kunst als der Natur zu seyn. Seine Spitze ist eine ovale Platteform, mit einer Lehne von Steinen umgeben; der Boden aber besteht aus einer fruchtbaren Erde, wo die Saliras einen Garten haben, welcher durch eine im Felsen entspringende Quelle bewässert wird. Die Aussicht ist hier bewundernswürdig-schön. In Osten und Süden wird sie von einer Bergkette beschränkt, welche den Oronoko von seiner Quelle an begleitet und ihm bis an den Ocean folgt; in Westen und Norden aber macht der Horizont die Gränze.

An derselben Seite findet man, wenn man den Oronoko herauf fährt, einen andern eben so besondern Felsen, welcher mehr als 2 Meilen in Umfang hat, und nur eine einzige Masse auszumachen scheint. Sein Gipfel, welcher nur von der Ostseite mit Mühe erstiegen werden kann, ist mit Holz bedeckt. Dieser Felsen ist senkrecht, von der Spitze bis auf den Boden, welcher eine Art von Balcon am Ufer bildet, 126 Klafter hoch. Seine untere Fläche, welche über 80 Fuß lang und 40 Fuß breit ist, erhebt sich mehr als 50 Fuß hoch über dem Wasser. Die Missionairs

haben auf diesem, von der Natur gebildeten, Altan eine Art von Fort mit drei Batterien und eine Caserne erbaut, worin sie einige Soldaten haben. Dieser Posten ist außerordentlich wichtig, um die Caraiben im Zaum zu halten, welche sonst die Ländereien der Missionen bald verheeren würden.

Columbus lernte auf seiner dritten Reise nach America, im Jahre 1498, eine der Mündungen des Oronoko kennen. Seine drei Schiffe wurden hier lange von ungestümen Wogen herumgeworfen, ohne weder vor- noch rückwärts zu kommen. Umsonst bemüheten sie sich, Anker zu werfen. Die Anker wurden fortgerissen, und die schäumenden wüthenden Wogen zeigten ihnen von allen Seiten den Tod. Columbus fühlte die Größe der Gefahr und äußerte, daß, wenn ihn der Himmel glücklich von derselben befreiete, er sich würde rühmen können, aus dem Rachen eines Drachen entronnen zu seyn. Diese Idee war die Veranlassung, daß er dem Ausflusse des Stroms den Namen Boca del Drago gab, welchen derselbe bis auf den heutigen Tag behalten hat. Endlich ließ die ungestüme Meeresfluth nach, und das ruhige Wasser des Stroms trieb die drei Schiffe wieder in die hohe See.

Diego d'Ordaz war der erste Spanier, welcher in den Oronoko hineinfuhr. Er erhielt

im Jahre 1531 von Carl den fünften einen Freiheitsbrief, in welchem es ihm allein erlaubt wurde, nach dem festen Lande von Süd-America, vom Cap Vela an bis 200 Meilen gegen Morgen, zu fahren, Colonieen daselbst anzulegen, und ein Gouvernement in diesen Provinzen zu errichten. Er kam bis nahe an den Marangon, wo er in einem Canot 4 Wilde auffing, welche zwei Smaragden ähnliche Steine hatten, wovon der eine von der Größe einer Faust war. Sie äußerten, daß man deren eine Menge jenseits des Flusses fände, und daß es ohngefähr 40 Meilen Landeinwärts an dem Ufer des Flusses einen hohen, mit Bäumen bewachsenen Berg gebe, welcher Weihrauch enthielte. Diese Versicherung machte, daß Diego sehnlich wünschte, in den Fluß herein zu fahren; wegen der Klippen aber durfte er nicht näher heran kommen. Eins seiner Schiffe wurde an den Felsen zertrümmert, und das, auf welchem er sich selbst befand, durch einen heftigen, reissenden Strom bis über die Mündung des Amazonenflusses fortgerissen. Er fuhr nun längs der Meeresküste bis nach dem Lande Paria. Nach seinem Tode übertrug der spanische Hof, im Jahre 1533, die Regierung des ganzen Landes dem Hieronymus d'Ortal.

Dieser schickte seinen Lieutenant mit 200 Sol-

daten in fünf Barken aus, um den Fluß Yayapari oder Oronoko aufzusuchen. Da sie bis an den Strom Caxavana, welcher durch Wüsteneien fließt, gekommen waren, bemächtigten sie sich einiger Caraiben, weiche ihnen sagten, daß sie Guiana schon im Rücken hätten. Nachher kamen sie an einen Wasserfall, bis zu welchem auch Diego d'Ordaz vorgedrungen war, dessen Wasser sich mit großem Geräusch den Felsen herunterstürzt. Dieses Hinderniß machte sie aber nicht stutzig; sie trugen ihre Bagage und Schaluppen eine Zeitlang zu Lande fort, und kamen in eine unbewohnte, flache und von dicken Wäldern durchschnittene Gegend. Nach verschiedenen Tagereisen erreichten sie die Mündung des Flusses, welcher das große Land Meta durchströmt, dessen Bewohner bekleidet gehen und viel Gold haben. Hier mußten sie ihre Schaluppen den Strom herauf ziehen, und queer durch einen Morast, bis an das Dorf der Xaguas, einen sehr beschwerlichen Weg nehmen. Dies Volk hatte man ihnen als sehr wild und als Menschenfresser geschildert. Sie jagten es in die Flucht, versorgten sich mit Lebensmitteln, passirten den Fluß und fanden darauf in einem Dorfe verschiedene unbekannte Thiere, unter andern stumme Hunde, welche die Wilden Mayi und Auries nennen, deren Fleisch eben

so zart als junges Ziegenfleisch ist. Die Spanier wollten hier den Winter zubringen; da sie aber unaufhörlich von den Wilden angegriffen wurden, und bereits einige von ihren Leuten verloren hatten: so sahen sie sich endlich genöthigt, nach ihren Barken zurückzukehren, um wieder nach der Küste von Paria zu kommen. Dies waren bis zum Jahre 1636 die Entdeckungen der Spanier am Oronoko.

Die Engländer hatten zu Ende des vorhergehenden Jahrhunderts eine Entdeckungsreise dahin unternommen, und alle Schwierigkeiten besiegt, welche sich einer solchen Unternehmung entgegenstellten. Sir Walter Raleigh, welcher schon zwei Reisen nach Süd-America gemacht hatte, wurde im Jahr 1595 zum Befehlshaber einiger zu diesem Zweck ausgerüsteten Schiffe ernannt. Ehe er in den Oronoko hinein fuhr, begab er sich an einen Ort, welcher von den Indianern Piche und von den Spaniern Tierra de Bray genannt wird. Er fand hier verschiedene Bäche, welche sich in ein salziges Wasser ergießen, das er für einen Fluß hielt. Es war mit Bäumen eingefaßt, deren Zweige so niedrig sind, daß die Austern sich daran hängen und man sie wie eine Frucht abpflücken kann. Tierra de Bray bringt einen vortrefflichen Pech hervor, womit

die Engländer einen Versuch machten, nach welchem sie denselben für ungleich besser hielten, als den man in den nördlichen Gegenden findet, da jener nicht an der Sonne schmilzt; ein sehr großer Vortheil für die Süd-Länder.

Bei der Dreieinigkeitsinsel gieng Raleigh vor Anker. Hier kamen spanische Kaufleute bei ihm am Bord, von denen er Nachrichten, besonders von Guiana, einzog, welches sie ihm selbst als ein reiches Land rühmten, und ihm sogar die besten Wege dahin zeigten. Er beschloß indessen, vorher erst Rache an dem Gouverneur von St. Joseph, Dom Antonio Berreo zu nehmen, welcher das Jahr vorher 10 Engländer überfallen und gefangen genommen hatte. Raleigh wußte, daß Berreo eine Reise auf den Oronoko und zugleich einen Versuch gemacht hatte, Guiana zu erobern. Da ihm aber dies fehlgeschlagen war, so hatte er sich vorgenommen, es bald noch einmal zu versuchen. Raleigh erfuhr ferner von einem Caziken aus dem nördlichen Theile der Insel, daß dieser Feind der Engländer sich jetzt im Fort St. Joseph befände, und daß er auf der Insel Margaretha und an der Küste von Cumana Soldaten werben lasse, um sie zu überfallen. Ferner habe er den Eingebohrnen bei Todesstrafe verboten, sich mit den Engländern in

den geringsten Handel einzulassen, und um diese unglücklichen Insulaner zu unterjochen, hatte er verschiedene alte Caziken einziehen und in Ketten legen lassen, welche von Zeit zu Zeit mit gebratenem Speck bestrichen wurden. Ja der Barbar ließ die Unglücklichen endlich sogar, zur Ehre der heiligen Apostel, je 12 und 12, hängen. Diese letztere Nachricht, nebst der, welche der englische Befehlshaber bereits über die Lage des Forts eingezogen hatte, bestimmten ihn, seine Rache nicht länger aufzuschieben. In der folgenden Nacht ließ er einen Capitain mit 60 Mann dahin marschiren. Er selbst stellte sich an die Spitze eines andern Corps, und beide griffen den Platz so hitzig an, daß er sich noch vor Tages Anbruch ergab. Sie trafen hier fünf halbtodte Caziken in Ketten und auf der Tortur, welchen sie, so wie allen Einwohnern, die Freiheit gaben. Berreo aber wurde mit seinen Leuten gefangen genommen und an Bord gebracht.

Die Engländer führten ihren Gefangenen nach Curiapan, und fanden, nachdem sie ihn weiter ausgefragt hatten, keine Ursach, Mißtrauen in seine Antworten zu setzen. Er hatte seinem Vorgänger, Gonzalez Ximenes de Caßada, welcher vor ihm, aber mit eben so wenigem Glück, versucht hatte, in Guiana vorzudringen, vor sei-

nem Ende mit einem Eide versprechen müssen, diese Unternehmung fortzusetzen. Berreo schwur den Engländern, daß sie ihm schon über 300,000 Ducaten koste, und machte ihnen davon folgende Erzählung:

„Er hatte zuerst den Fluß Caßanar aufgesucht, welcher in den Pato, dieser in den Meta, und dieser wieder in den Oronoko fällt, der bis dahin Baraquan genannt wird, welchen Namen aber eigentlich nur ein Arm desselben führt. Er hatte über 500 Meilen gemacht, ohne irgend einen Weg zu finden, auf welchem er hätte vordringen können, und weniger dadurch abgeschreckt als ermüdet, einen Marsch nach Neugranada unternommen. Als er seinen Zug antrat, hatte er mehr als 700 Pferde und eine große Anzahl Indianer beiderlei Geschlechts als Soldaten in seinem Gefolge, welche fast alle durch die Strapatzen, Krankheiten, oder von den Pfeilen der Nazionen, welche sie bekämpfen mußten, umkamen.

Als er den Caßanar passirt war, kam er an das Ufer des Meta. In diesem reissenden Strome, der voller Sandbänke und Klippen ist, scheiterte ein Theil seiner Barken, wobei viele von seinen Leuten das Leben verloren. Er irrte dann noch ein ganzes Jahr herum, ohne den Weg nach

Guiana zu finden. Endlich kam er an den Amapeja, welchen er nicht ohne Schwierigkeit passirte. Der Carlsfluß setzte darauf seinen Streifereien ein Ziel.

Die Indianer vom Amapeja hatten ihm Guiana sehr gerühmt. Die Provinz, welche er Amapeja nannte, liegt am Oronoko. Er verlor hier 60 seiner besten Soldaten und fast alle seine Pferde. Nachdem er hier 3 Monate zugebracht hatte, ohne diese Nazion bezwingen zu können, machte er mit Mühe eine Art von Vertrag, wodurch er die Caziken, 5 Figuren von massivem Golde und verschiedene andere sehr schöne rare Sachen in seine Gewalt bekam. Der Kunstfleiß dieses Volks, ohne irgend ein eisernes Instrument, ohne alle die Hülfswerkzeuge, welche unsern Goldarbeitern so sehr zu statten kommen, das Gold zu bearbeiten, verdient Bewunderung. Die Indianer von Amapeja, von welchen Berreo diese Geschenke erhielt, heißen Anabas und leben 12 Meilen vom Oronoko. Sie haben bis zur Mündung dieses Flusses nicht weniger als 800 Wohnplätze. Diese Provinz ist niedrig und sumpfig. Die Moräste, welche die Ueberschwemmungen des Flusses machen, enthalten ein röthliches ungesundes Wasser, voller Würmer, Schlangen und andern Insekten. Die Spanier, welche das Schäd-

liche desselben nicht kannten, bekamen die rothe Ruhr davon. Ihre meisten Pferde wurden gleich davon vergiftet, und die Menschen, welche es nicht besser vertragen konnten, schmolzen von 700 bis auf 26 zusammen. Die Indianer, welchen die schädlichen Eigenschaften ihres Wassers nicht unbekannt sind, gebrauchen es demohngeachtet beständig. Sie haben die Bemerkung und Erfahrung gemacht, bloß in der Mittagsstunde ihr Theil davon zu sich zu nehmen, da die Hitze der Sonne es dann trinkbar macht. Nachher wird es aber wieder schädlich, und ist nicht gefährlicher, als um Mitternacht. Dasselbe gilt von den Flüssen des Landes.

Berreo verließ Amapeja zu Anfang des Sommers, um von der Südseite einen Eingang in Guiana zu suchen. Seine Bemühungen waren aber vergeblich. Unzugängliche Berge, welche sich von Oronoko bis Quito hin erstrecken, versperrten ihm den Weg. Ueberdem hatten diese von Strapatzen und Elend geschwächten Leute unaufhörlich wilde Völkerschaften zu bekämpfen, welche geschworne Feinde von allem waren, was Spanier hieß. Er versicherte die Engländer, daß er wohl 100 große Flüsse passirt wäre, welche sich alle in den Oronoko ergießen, kannte aber weder die Namen derselben, noch die Richtung ihres Laufs.

Auch verstand er nichts von den Landessprachen, nachdem er seine Dollmetscher verloren hatte; überdem aber fehlte es ihm selbst durchaus an Kenntnissen und Kopf, so daß er Osten und Westen nicht zu unterscheiden wußte."

Raleigh verschaffte sich einen guten Dollmetscher, einen gebohrnen Guianer, welcher einen Theil der verschiedenen Sprachen dieser Völker verstand, und ihm die wichtigsten Dienste leistete. Auch ließ er die ältesten Indianer, und die, welche die Wege in diesen Gegenden am besten kannten, aufsuchen. Durch sein beständiges Fragen verschaffte er sich eine ziemlich ausgebreitete Kenntniß aller Ströme und Provinzen, vom Nordmeere bis zu den Gränzen von Peru, und von dem Oronoko bis zum Amazonenfluß. Auch lernte er ihre Regierungsverfassungen und Gebräuche kennen, welches sehr nothwendig ist; denn, da diese Völker unaufhörlich mit einander Krieg führen, so muß man Freunde und Feinde wohl zu unterscheiden wissen, um aus ihren Leidenschaften Vortheil zu ziehen, wie Cortez und Pizarro, welche ihre Siege dieser List verdankten.

Diese vielen Schwierigkeiten waren Ursach, daß Berreo alle Hoffnung zum Gelingen seiner Unternehmung verlor. Inzwischen hatte er doch noch den Muth, bis zu der Provinz Emeria, an der Mündung

des Flusses, vorzudringen, wo er Völker von einem sanftern Charakter und Lebensmittel im Ueberfluß fand. Ihr vornehmster Cazike hieß Carapana, ein kluger und sehr erfahrner Greis von 100 Jahren und einem feurigen Temperamente. Er war in seiner Jugend auf der Dreieinigkeitsinsel gewesen, wo die Spanier ihm den Unterschied der Nazionen und Menschen hatten kennen lehren. Er liebte den Frieden, welches mehr als die Fruchtbarkeit des Landes dazu beitrug, daß vermittelst des Handels, welchen er mit seinen Nachbarn unterhielt, Ueberfluß im Lande herrschte. Berreo blieb länger als 5 Wochen in dem bewohnten Gebiet des Carapana, nicht sowohl um sich zu erholen, als Hoffnungen zu schöpfen, welche er noch immer nicht ganz aufgeben konnte. Es blieben ihm aber so wenig Leute übrig, daß er die Ausführung seines Projekts bis aufs folgende Jahr verschob, in der Absicht, zweckmäßigere Maaßregeln zu treffen, und erst eine Verstärkung aus Spanien zu erwarten.

Er schiffte sich an der Mündung des Oronoko in einem kleinen Boote nach der Dreieinigkeitsinsel ein. Von da begab er sich nach der Küste von Paria und nach der Insel Margaretha, wo er dem Gouverneur von seinen Entdeckungen erzählte. Dieser, erstaunt über die Reich=

thümer von Guiana, gab ihm 50 Mann mit, und ließ sich das Versprechen von ihm geben, sogleich zu Carapana zurückzukehren, um neue Entdeckungen zu machen. Berreo glaubte sich aber dazu nicht stark genug, und begnügte sich, nach der Dreieinigkeitsinsel zurückzukehren und seinen Lieutenant mit einigen Soldaten zum Caziken zu schicken, mit dem Befehl, alles anzuwenden, um die entfernteren Indianer zu gewinnen. Carapana nahm die Abgeordneten gut auf und ließ sie, mit der Versicherung, daß Niemand ihnen genauere Nachrichten von Guiana geben könne, zu einem andern Caziken, Namens Morquito, führen. Dieser, einer der mächtigsten Caziken des Landes, hatte wirklich große Handelsverbindungen. Auf einer Reise zu den Spaniern von Cumana hatte er schon ein Freundschaftsbündniß mit Vides, dem Gouverneur der Provinz, geschlossen, der darauf sogleich in Spanien um die Erlaubniß und nöthige Unterstützung zu der Eroberung von Guiana nachgesucht hatte. Vides wußte damals noch nichts von Berreos Unternehmung. Er erfuhr sie aber nicht so bald, als er auch gleich alles anwandte, sie zu hintertreiben, so daß beide einen wüthenden Haß auf einander warfen. Man weiß nicht, welchen Antheil Vides an Morquitos Verfahren hatte, der, nach

der freundschaftlichsten Aufnahme der Soldaten des Berreo, sie alle ermorden ließ, bis auf einen, welcher das Glück hatte, sich durch Schwimmen über einen Fluß zu retten. Berreo nahm sogleich Rache. Er ließ alles, was er von Truppen zusammenraffen konnte, in Morquitos Provinz, Arojama, marschiren. Dieser setzte sogleich über den Oronoko, und kam, nachdem er das Land der Saymas und Ouikiris passirt war, sehr bald nach Cumana, wo er sich unter Vides Schutz sicher glaubte. Berreo verlangte aber, im Namen des Königs, daß er als ein treuloser Verräther ausgeliefert und bestraft würde, und Vides, der es nicht wagte, ihm dies zu verweigern, ließ ihn hinrichten.

Die Truppen des Berreo verheerten nichts desto weniger die Provinz Arojama und machten eine Menge Gefangene, worunter sich Topiarari, der Onkel des Morquito, ein 100jähriger Greis, befand. Dieser wurde in Ketten gelegt, und in diesem Zustande lange mit herum geschleppt, um den Spaniern als Wegweiser zu dienen. Endlich kaufte er sich für 100 Goldplatten los. Morquitos Bestrafung hatte die Indianer sehr erbittert. Dies vereitelte auch das Bündniß, welches Berreo mit Carapana geknüpft hatte; der erwünschte Vorfall mit Topiarari aber vermehrte

nur noch seine Begierde, in Guiana einzudringen. Er beschloß daher nichts zu sparen, um sich in Stand zu setzen, mit glücklichem Erfolge seine Macht dahin zu führen. Alle die Reichthümer, welche er entweder durch Plündern oder als Lösegeld gesammelt hatte, wurden nach Spanien geschickt, in der Hoffnung, daß so viel Gold die Begierden seiner Landsleute entflammen, und ihm Soldaten genug zur Ausführung seiner großen Pläne verschaffen würde. Er schickte dem Könige selbst verschiedene Geschenke, Figuren von Menschen, Thieren, Vögeln und Fischen von massivem Golde. Sein Verlangen war um so scheinbarer, da die Schätze, welche er versprach und wovon er gleichsam nur eine Probe schickte, wenig Mühe zu sammeln kosteten, statt daß in andern Gegenden von America ungeheure Arbeiten und unermeßliche Kosten erforderlich waren, um so viel Gold aus den Bergwerken zu gewinnen. Zugleich befahl er seinem Sohne, den er in Neu-Granada zurückgelassen hatte, ihm Verstärkung nachzuschicken; auch vergaß er die Marschroute für dieselbe nicht. Sie sollte nemlich durch die Provinz Emeria und längs den Ufern des Oronoko marschiren. Dies waren seine Aussichten und Hoffnungen, als er den Engländern in die Hände fiel.

Als Raleigh diese Nachrichten von ihm eingezogen hatte, erklärte er ihm, daß er denselben Plan gemacht habe und entschlossen sey, in Guiana vorzudringen; auch sey er bloß in dieser Absicht nach der Dreieinigkeitsinsel gekommen. „Er mußte wohl glauben, fährt derselbe in seinem Berichte fort, daß dies mein Ernst war, weil ich das Jahr vorher, zu eben der Zeit, als jene Begebenheiten erfolgten, einen meiner Offiziere ausgeschickt hatte, um Kundschaft einzuziehen, bei welcher Gelegenheit die 10 Engländer waren aufgehoben worden. Jedoch schien ihm meine Erklärung sehr zu verdrießen. Er gab sich daher alle Mühe, mich davon abzubringen, indem er mir alle mit einer solchen Unternehmung verknüpften Gefahren umständlich auseinander setzte. Auch fand ich seine Gründe nicht unwichtig; aber, außer dem Mißtrauen, welches ich natürlich in den Rath eines Spaniers setzen mußte, war ich zugleich voller großer Ideen, die mich fest bei meinem Vorhaben erhielten.“

Folgende Gründe bestimmten ihn besonders: Erstlich war er im Allgemeinen überzeugt, daß, da dies Land mit Peru beinahe unter derselben Himmelsgegend liegt, Gold hier ebenfalls nicht selten seyn müsse. Zweitens hatte man ihm Wunderdinge von der angeblichen Stadt Manoa,

die

die bei den Spaniern unter dem Namen del Dorado bekannt ist, gesagt, welche von einigen Reisenden dieser Nazion besucht worden seyn sollte. Er hatte ferner in Erfahrung gebracht, daß Juan Martinez, Befehlshaber der Artillerie zu Ordaco, Manoa, die Hauptstadt des neuen Reichs der Incas, zuerst entdeckt und 7 Monate daselbst zugebracht habe; daß man ihn, ohngeachtet er erkannt worden, doch daselbst gut aufgenommen, ihm aber nicht erlaubt habe, ohne Wache und mit unverbundenen Augen irgend wohin zu gehen; daß er endlich, nach erhaltener Freiheit, abreisen und viel Gold mitnehmen können, aber von den Indianern am Ausfluß des Oronoko beraubt worden sey und nichts als zwei Flaschen Goldstaub gerettet habe, welche die Indianer für ein Paar Flaschen Liqueur gehalten hätten; darauf habe er sich nach Portoriko begeben, wo er gestorben sey. Vor seinem Tode hatte man ihm noch sein Gold und seine Reiseberichte bringen müssen, wovon er jenes der Kirche und diese der Canzlei vermacht haben soll.

Raleigh nahm alle möglichen Vorsichtsmaaßregeln, damit es ihm besser als seinen Vorgängern glücken möge. Er ließ verschiedene Flüsse sondiren, und seine Leute begriffen endlich, daß man in den Capuri an vier eben so sichern als

bequemen Stellen hereinfahren könne. Die Galeaße wurde noch mit drei Schaluppen, welche für einen Monat Lebensmittel am Bord hatten, versehen, und Raleigh schiffte sich nebst einigen Offizieren und 100 Mann am Bord derselben ein. Ihr Pilote war ein Indianer vom Fluß Bajenua, zwischen dem Oronoko und Amazonenfluß. Er hatte versprochen, sie in den Oronoko zu bringen; wenn sie aber sonst keine Hülfe gehabt hätten, so würden sie unaufhörlich in allen den vielen Flüssen, wie in einem Labirinthe, herumgeirrt seyn. Als Raleigh nach dem Compaß und der Sonnenhöhe die rechte Richtung gefunden zu haben glaubte, so ließ er das Schiff nur um eine zahllose Menge kleiner Inseln herumfahren, welche voll hoher und so dicker Bäume standen, daß sie sowohl der Aussicht als auch der Fahrt hinderlich waren. Er entdeckte ein kleines Canot mit einigen Indianern, welches die Galeaße auch bald erreichte, ehe es ihr auf einem Nebenwege entkommen konnte. Andere Indianer, die sich am Ufer zeigten, schienen das Betragen der Engländer zu beobachten, und da sie keine Spur von Gewaltthätigkeit bemerkten, so kamen sie an den Strand und verlangten zu unterhandeln. Raleigh ließ sogleich nach ihnen hin rudern; während er ihnen aber das anbot, was sie

gewünscht hatten, stieß sein Pilot, der sich, um das Land auszukundschaften, etwas entfernt hatte, auf einen Caziken, welcher ihn tödten wollte, weil er Fremde nach ihrem Lande geführt habe. Mit genauer Noth rettete jener sich noch durch die Flucht.

Von 16 Armen, in welche der Oronoko sich bei seinem Ausflusse zertheilt, laufen 9 nach Norden und 7 nach Süden. Wenn diese sich, wie Raleigh bemerkt, vereinigen und eine Art Meerbusen bilden, welcher 100 Meilen im Umfang hat; so übertrifft die Mündung des Oronoko an Größe die des Amazonenflusses. Die Bewohner der zahlreichen Inseln, mit welchen derselbe bei seinem Ausflusse gleichsam vollgestopft ist, machen, da diese Inseln wegen häufiger Ueberschwemmungen nicht bebauet werden können, ein Brod aus dem Mark des Palmbaums. Außerdem nähren sie sich auch noch vom Fischfange, von der Jagd und verschiedenen Baumfrüchten. Einer ihrer Gebräuche, welcher die Achtung, so sie für die Todten haben, beweist, und worin sie den polizirten Nazionen zum Muster dienen können, fiel Raleigh besonders auf. Beim Tode ihrer Caziken erheben sie laute Wehklagen. Sie lassen den Körper verfaulen, und wenn das Fleisch ganz davon ist, schmücken sie das Skelett mit kostbarem Geschmeide

und Federn von verschiedenen Farben; sie hängen es dann so in der Hütte auf, wo ihr Chef wohnte. Die Arouacas, welche das nördliche Ufer des Oronoko bewohnen, pulverisiren die Skelette ihrer verstorbenen Verwandten und verschlucken sie in ihren Getränken.

Raleigh kam endlich in das große Flußbette des Oronoko, in welchem er herauf fahren wollte. Allein nach einer viertägigen Fahrt strandete er an einer so gefährlichen Stelle, daß beim Herauswerfen des Ballastes, um die Galeaße zu erleichtern, 60 Menschen umkamen. Nachdem er sie wieder flott gemacht hatte, setzte er seine Reise drei Tage lang glücklicher fort. Den vierten ließ ihn sein Indianischer Pilot in den großen Fluß Amana einlaufen, der ganz ruhig und ohne die geringste Krümmung zu fließen schien; gleichwohl aber konnte man nicht ohne Rudern darauf fortkommen. Die stärksten Aufmunterungen waren bei den Matrosen nöthig, um eine so anhaltende Arbeit zu ertragen. Die Hitze war auf den höchsten Grad gestiegen, und die Zweige der Bäume, womit das Ufer an beiden Seiten besetzt war, verursachten den Rudernden eine andere Beschwerde. Endlich fingen auch die Lebensmittel an zu fehlen, und nun hielt es äußerst schwer, die Leute zu besänftigen. Inzwischen stellte Raleigh

ihnen vor, daß, da der Pilot in wenig Tagen eine leichtere Fahrt und Lebensmittel im Ueberfluß versprochen habe, sie jetzt weniger Gefahr liefen, wenn sie ihren Weg fortsetzten, als wenn sie zurückkehrten. Uebrigens fehlte es an beiden Ufern des Flusses weder an Früchten, noch an Fischen und Geflügel, und die Pflanzen, mit welchen das Land bedeckt war, schienen das Versprechen des Piloten zu bestätigen.

Dieser ließ indessen oft Spuren der Verlegenheit in seinem Gesichte blicken. Er schlug Raleigh vor, mit den Canots in einen Fluß rechts hinein zu fahren, welcher sie sehr bald nach einigen Wohnungen der Arouacas bringen würde, wo man alle Arten von Erfrischungen finden könne, die Galeaße aber unterdessen vor Anker gehen zu lassen, indem er versicherte, daß man noch vor Anbruch der Nacht wieder zurück kommen könne. Dieser Vorschlag fand Beifall, so daß Raleigh selbst die Führung der Canots übernahm. In der festen Hoffnung, daß die Hülfe nicht weit mehr entfernt seyn könne, wurden gar keine Lebensmittel mitgenommen. Da sie aber 3 Stunden gerudert hatten, ohne die geringste Spur von menschlichen Wohnungen zu erblicken, so nahm ihr Mißtrauen zu. Man ruderte noch 3 Stunden mit eben so wenigem Erfolg; und nun ver-

wandelte sich ihr Mißtrauen in Verdacht, so daß alle Engländer, welche in den Canots waren und sich verrathen glaubten, schon anfingen von Rache zu reden. Vergebens bemühete sich Raleigh, ihnen begreiflich zu machen, daß die Züchtigung des Verräthers jetzt nichts in ihrer Lage ändern und sie nur noch mißlicher machen würde. Zorn und Hunger ließen ihnen nur das gegenwärtige Uebel empfinden. Endlich wurden sie ein Licht in der Ferne gewahr; dies und ein Geräusch, welches sie zu hören glaubten, flößte ihnen wieder mildere Gesinnungen ein. Es war wirklich eine Wohnung der Arouacas, welche sie aber erst nach Mitternacht erreichten. Sie trafen hier wenig Menschen, da der Cazike des Fleckens mit einem großen Theil seiner Indianer nach der Mündung des Oronoko ausgezogen war. Die Hütten aber waren voller Lebensmittel, womit nun die Engländer ihre Böte beluden.

Sie kehrten darauf ohne Mühe nach ihrer Galeaße zurück. Die Ufer des Flusses, welchen ihr Leiden vorher alles Anmuthige benommen hatte, schienen ihnen jetzt entzückend schön. Sie entdeckten ein reizendes Thal, wohl 20 Meilen lang und mit verschiedenen Arten von Thieren angefüllt. Geflügel war in nicht geringerer Menge da, und der Fluß verschaffte ihnen fortdauernd

treffliche Fische. Sie glaubten in einer so reichen Gegend vor Hunger gänzlich gesichert zu seyn; die ungeheuren Schlangen aber, welche es hier giebt, droheten ihnen neue Gefahr. Ein junger Neger, welcher nach dem andern Ufer hinüber schwimmen wollte, wurde, als er dasselbe erreicht hatte, von einer solchen verschlungen.

Denselben Tag erblickten die Engländer vier Canots, die eben den Fluß herunter kamen, in welchen sie hineingefahren waren. Sogleich ließ Raleigh auf sie zu rudern. Zwei nahmen die Flucht nach dem Ufer hin, wo die, welche darin waren, in die Wälder entwischten. Die beiden andern aber überließen sich ganz dem Strome, so daß es unmöglich war, an sie zu kommen. Nicht genug aber, sich jener beiden Canots und des darin befindlichen Vorraths zu bemächtigen, ließ auch Raleigh die Flüchtlinge noch aufsuchen. Einige derselben fing man nicht weit davon auf. Es waren Arouacas, welche dreien glücklich entwischten Spaniern, worunter ein Goldschmidt war, als Lootsen gedient hatten. Vergebens ließ Raleigh einen Theil seiner Leute ans Land setzen, um ihnen auf die Spur zu kommen. Einen von den Lootsen behielt er aber zurück, dessen Kenntnisse und Treue ihm sehr nützlich wurden. Unter andern lernte er von demselben verschiedene Oerter

kennen, wohin die Spanier kamen, Gold zu suchen. Doch nützte ihm dies jetzt wenig, weil die Ueberschwemmung ihm nicht erlaubte, daselbst auch einen Versuch zu machen. Das Wasser schwillt nemlich in diesem Lande so schnell und ungestüm an, daß es des Abends da, wo man des Morgens beinahe trocknes Fußes durchkommen konnte, Mannshoch steht. Dergleichen Ueberschwemmungen sind aber bei allen Flüssen, welche in den Oronoko fallen, nichts ungewöhnliches.

Der Indianer, welchen Raleigh zurückbehalten hatte, schien zu fürchten, daß er das Schicksal haben würde, lebendig aufgefressen zu werden. „Einen solchen Begriff machten die Spanier diesen Völkern von meiner Nazion, fährt Raleigh fort. Jener ließ aber, so wie alle andere Indianer, mit welchen wir im Verkehr standen, diesen falschen Wahn bald fahren, sobald er unsern Charakter, Sitten und Lebensart kennen lernte. Keiner meiner Leute berührte jemals eine Eingebohrne nur mit einem Finger. Was die Lebensmittel betraf, so nahm man davon nichts, ohne denen, welche sie uns brachten, so viel dafür zu geben, daß sie zufrieden waren. Und um mir durchaus keinen Vorwurf machen zu dürfen, verließ ich keinen Wohnplatz, ohne die Indianer vorher zu fragen, ob sie sich etwa auch über meine Leute zu

beklagen hätten. Ich gab ihnen dann vor meiner Abfahrt alle Genugthuung und ließ den Schuldigen bestrafen. Selbst die beiden Canots, welche ich hatte wegnehmen lassen, wurden wieder herausgegeben und der Lootse nicht eher mitgenommen, als bis er sich von selbst geneigt gezeigt hatte, mir zu folgen."

Unter seiner Leitung setzten die Engländer ihre Fahrt fort. Nach 15 Tagen, während welchen sie keiner andern Gefahr, als der der Sandbänke, ausgesetzt waren, erblickten sie den Oronoko. Die Indianer dreier Canots, welchen Raleigh begegnete, kamen ohne Furcht auf ihn zu, als sie sahen, daß er kein Spanier war, und versprachen ihm, da er vor Anker gegangen war, den andern Morgen mit ihrem Caziken wieder zu kommen.

Es fanden sich hier eine unzählige Menge von Schildkröten-Eiern, welche für die Engländer eine sehr angenehme Erfrischung waren. Den folgenden Tag sahen sie den Caziken mit einem Gefolge von 40 Indianern ankommen. Er brachte den Engländern mancherlei Arten Lebensmittel, wofür sie ihm Spanischen Wein zu trinken gaben, dessen vortrefflichen Geschmack er nicht aufhörte zu bewundern. Da Raleigh ihn um den kürzesten und sichersten Weg nach Guiana gefragt

hatte, so erbot er sich sogleich, die Engländer nach seinem Flecken zu führen, mit dem Versprechen, ihnen etwas zu verschaffen, was ihnen gute Dienste leisten würde, und, wie er hinzufügte, ein glückliches Geschick für sie aufbewahrt habe. Als sie daselbst ankamen, ließ er ihnen ein so starkes Getränk reichen, wovon sie fast alle berauscht wurden. Es besteht aus Amerikanischen Pfeffer und dem Safte verschiedener Kräuter, welchen man in großen Gefäßen sich abklären läßt. Der Cazike sammt seinen Indianern betranken sich ebenfalls darin.

Nach diesem Trinkgelage ließ er die den Engländern versprochene Unterstützung, wovon er so viel Rühmens gemacht hatte, zum Vorschein kommen. Es war ein sehr alter Indianer, dessen Figur ihnen eben keine sehr vortheilhafte Meinung von ihm beibrachte, der aber alle Stellen des Oronokoflusses vollkommen kannte. Ohne ihn würden sie nie alle die Sandbänke, Klippen und kleinen Inseln, auf welche man unaufhörlich stößt, vermieden haben. Raleigh empfing ihn als ein Geschenk des Himmels.

Gleich den folgenden Tag erprobten die Engländer die Geschicklichkeit ihres neuen Führers durch den Rath, welchen er ihnen gab, sich den Ostwind zu Nutze zu machen, der ihnen die Arbeit des Ruderns ersparte.

Der Oronoko läuft, wie Raleigh bemerkt, von seiner Mündung an, bis nach der Gegend, wo er entspringt, ganz gerade von Osten nach Westen. Die Engländer hätten also, wenn sie seinen Lauf von Toparimaca an verfolgten, nach verschiedenen Gegenden von Popayan und Neu-Granada vordringen können. Den ersten Tag verfolgten sie einen Arm des Flusses, welcher auf der linken Seite die Insel Aßapana, 25 Meilen lang und über 5 Meilen breit, bildet. Rechts liegt eine andere Insel, Jouana genannt, die auch sehr groß ist, und vom festen Lande durch einen zweiten Arm des Flusses getrennt wird. Er kann allenthalben von den größten Schiffen befahren werden, und ist, mit Inbegriff der Inseln, hier nicht weniger als 30 Meilen breit. Raleigh setzte zwei Indianer von Guiana, welche er zu Toparimaca nebst seinem neuen Piloten mitgenommen hatte, ans Land, damit sie vorausgehen und seine Ankunft dem Cazikèn von Putimac, einen Vasallen von Topia-Ouari, Morquitos Nachfolger in der Provinz Arromaja, ankündigen sollten. Da aber Putimac noch sehr weit entfernt war, so war es den beiden Indianern nicht möglich, noch denselben Tag wieder zurück zu kommen, so daß die Galeaße den Abend bei Putapayma, einer andern eben so großen In-

sel, als die vorhin erwähnte, sich vor Anker legen mußte. Die Felsen, welche den Fluß umgeben, sind größtentheils von bläulicher Farbe und scheinen Eisen zu enthalten, so wie alle Steine, welche sich dort auf den Bergen finden.

„Am Morgen des folgenden Tages, fährt Raleigh fort, war unsere Richtung ganz westlich, so daß wir mit weniger Mühe gegen den Strom an fahren konnten. Das Land öffnete sich auf beiden Seiten, und die Ufer hatten eine hochrothe Farbe. Ich schickte einige Leute in den Canots aus, um das Land auszukundschaften. Sie brachten mir die Nachricht, daß, so weit ihr Auge reiche, und von den Spitzen der Bäume, welche sie erstiegen, sie bloß flaches Land, ohne die kleinste Anhöhe, entdeckt hätten. Mein Pilot sagte mir, daß diese schönen Fluren die Ebenen von Saymas wären, welche sich bis nach Cumana und Caracas erstreckten, und von vier mächtigen Nazionen, den Saymas, Aßaouais, Aroras und Wikiris bewohnt wären, welche den Hernando de Serpa, als er mit 300 Pferden von Cumana nach dem Oronoko zog, um Guiana zu erobern, in die Flucht schlugen. Die Aroras haben eine fast eben so schwarze Haut, als die Neger. Sie sind stark und sehr tapfer. Das Gift ihrer Pfeile ist so durchdringend, daß ich mich,

nach den Erzählungen meiner Indianer davon, mit den besten Gegengiften versah, um meine Leute davor zu bewahren. Außer daß es fast immer tödtlich ist, verursacht es schreckliche Schmerzen und bringt die Verwundeten zu einer Art von Raserei. Die Eingeweide treten ihnen aus dem Leibe, sie werden schwarz, und der Gestank, welchen sie ausathmen, ist unerträglich.

Das gewöhnliche Gegengift der Indianer ist der Saft der Wurzel Tupara, welcher auch alle Arten Fieber heilt und Blutflüsse hemmt. Einige Spanier gebrauchen auch mit gutem Erfolg den Saft des Knoblauchs. Bei solchen ätzenden Giften muß man sich des Trinkens ganz enthalten, weil alles Flüssige die Wirksamkeit des Giftes nur noch vermehrt. Trinkt man besonders kurz nach der Verwundung, so ist der Tod unvermeidlich."

Sie langten in dem Haven von Morquito an, und einer von den Indianern wurde zu dem Caziken geschickt, welcher den folgenden Tag kam, um sie mit allen Ehrenbezeugungen in seinem Haven zu empfangen. Es war ein Greis von 110 Jahren, und dabei noch so rüstig, daß er noch denselben Tag nach seinem Flecken wieder zurückkehrte, nachdem er schon 14 Stunden zu Fuß gemacht hatte, um seine Gäste zu sehen. Die Geschenke, welche er ihnen brachte, bestanden in

einer großen Menge Geflügel, Wurzeln und Früchten.

Raleigh bat diesen alten Caziken, ihm einige Anweisung, auf welche Art er in Guiana vordringen könne, zu geben. Er antwortete ihm, daß das Land, worin sie sich jetzt befänden, und alles das, was an den Ufern des Flusses bis zur Provinz Emerie, mit Inbegriff von Carapana, liege, einen Theil von Guiana ausmache; daß man die Nazionen aller dieser Länder mit einem gemeinschaftlichen Namen, Orinoccoponi nenne, weil sie dem Oronoko nahe wohnen; daß die, welche zwischen diesem Flusse und den Bergen von Wacarimar lebten, unter demselben Namen begriffen wären, und daß es auf der andern Seite dieser Berge ein großes Thal gebe, welches auch von alten Guianischen Völkerschaften bewohnt werde.

Die Indianer am Fluß Caroli, (Carlsfluß) besitzen ein sehr Goldreiches Land. Raleigh erfuhr von ihnen, daß, wenn er die Berge von Curca passirt sey, er viel Gold und Edelsteine finden werde. Einer von den spanischen Offizieren, den er mit Berreo gefangen genommen hatte, rühmte sich, auf seinen Reisen, nicht weit von dem Flusse, eine sehr reiche Silbermine entdeckt zu haben; da aber der Oronoko und alle benach-

barte Flüsse um 5 Fuß gestiegen waren, ohne die Schwierigkeit des Stromanfahrens auf dem Caroli zu rechnen: so begnügte sich Raleigh, einige seiner Leute zu Lande nach einem 20 Meilen weit entfernten Flecken, Namens Annatapoi, zu schicken. Sie fanden hier Wegweiser, welche sie weiter nach der großen Stadt Capurepana brachten, die am Fuß des Gebirges, im Gebiete eines andern Caziken liegt. Capitain Whidon erhielt inzwischen den Auftrag, mit einigen Soldaten das Ufer des Flusses, so weit es möglich wäre, zu verfolgen, und genau Acht zu geben, ob etwa Spuren einer Goldmine sich daselbst befänden.

Zu gleicher Zeit bestieg Raleigh, in Begleitung der Captains Gifford und Calfield, die benachbarten Anhöhen, von welchen er den ganzen Lauf des Caroli entdeckte, der sich 20 Meilen vom Oronoko in drei Arme theilt. Er bemerkte ferner 10 bis 12 Wasserfälle in demselben, die alle von einer solchen Höhe waren, daß die durch den Fall getrennten Wassertheilchen wie ein Rauch in die Höhe stiegen. Darauf näherte er sich den Thälern, wo er mit Bewunderung das schönste Land erblickte, was er je sah. Gras und Kräuter vom herrlichsten Grün, fester Boden, Wildpret im Ueberfluß, und endlich eine unzählbare

Menge der verschiedensten Vögel mit dem melodischesten Gesange. „Wir bemerkten auch, fährt Raleigh fort, Gold- und Silber-Adern in den Steinen; da wir aber nur unsere Hände und Degen hatten, so konnten wir der Sache nicht ganz auf den Grund kommen. Inzwischen nahmen wir einige davon mit, welche ich nachher untersuchen ließ. Ein Spanier von Caracas nannte sie in seiner Sprache Goldmutter und versicherte mir, daß sich bei denselben eine Goldmine finden müsse. Whidon und Milechap, unser Chirurgus, brachten mir, als die Früchte ihrer Untersuchungen, einige Steine, die dem Saphir sehr ähnlich waren. Ich zeigte sie verschiedenen Einwohnern, welche mir viel von einem Gebirge sagten, wo sie sich in Menge befänden."

Der See, aus welchem der Fluß Caroli kömmt, heißt Cassipal. Er ist so groß, daß man kaum in einem Tage mit einem Canot hinüber fahren kann. Den Sand findet man hier gewöhnlich im Sommer mit Goldkörnern vermischt.

An den Ufern des Flusses Caora wohnt eine Indianische Nazion, bei welcher, wenn man dem Ritter Raleigh glauben darf, Kopf und Schulter eins ausmacht, wodurch sie ein monströses Ansehn bekommen. Diese ungewöhnlichen Menschen heißen Couaipanomas. Man sagt,

daß

daß sie die Augen auf den Schultern, den Mund auf der Brust, und die Haare auf dem Rücken haben. Es ist die furchtbarste Nazion dieses Landes; ihre Bogen und Pfeile sind dreimal so lang als die der andern Indianer. Man kann nicht umhin, zu argwöhnen, daß wohl vieles davon übertrieben sey, obgleich der Erzähler das Zeugniß glaubwürdiger Personen anführt, welche verschiedene dieser so seltsam gestalteten Menschen gesehen haben wollen.

Raleigh erwähnt noch eines Flusses Casnero, welcher unterhalb des Caroli, gegen Westen, in den Oronoko fällt. Derselbe soll an Größe, wie er sagt, die größten Europäischen Flüsse noch übertreffen. Die Engländer würden ihn hinauf gefahren seyn, wenn die Annäherung des Winters sie nicht ihren Untergang hätte befürchten lassen. Nicht, als ob der Winter hier, in einem Lande, wo die Bäume beständig Laub und Früchte tragen, mit dem unsrigen zu vergleichen sey; sondern weil er von einem anhaltenden heftigen Regen begleitet ist, der außerordentliche Ueberschwemmungen verursacht. Alle Felder stehen dann unter Wasser, und dabei donnert es so fürchterlich, als ob der Natur der Untergang drohete. Raleigh machte auf seiner Rückreise davon eine traurige Erfahrung.

Die Ufer der Flüsse Cari und Limo, nordwärts vom Oronoko, sind von den Aouacaris, einer Art Cannibalen, bewohnt, bei welchen der Gebrauch herrscht, einen Markt zu halten, ihre Weiber und Töchter für Aexte und Beile an ihre Nachbaren zu verkaufen, welche sie dann wieder an die Spanier verhandeln.

Da das Wasser von Tage zu Tage mehr austrat, und den Engländern tausend Gefahren drohete, so wünschten sie zurückzukehren. Raleigh widersetzte sich auch ihrem Verlangen nicht. Er hatte zwar viele gute Nachrichten eingezogen; die Ueberschwemmung aber ließ ihm gar keine Hoffnung, die Früchte davon einzuärndten. Dabei waren seine Leute von Kleidern fast ganz entblößt, und die, welche ihnen etwa noch übrig blieben, wurden täglich wohl zehnmal vom Regen durchnäßt, so daß sie nicht einmal Zeit hatten, sie wieder zu trocknen. Er entschloß sich daher, nach Osten hin zurückzukehren, in der Absicht, um alle Theile des Flusses gehörig kennen zu lernen; eine Sache von Wichtigkeit, welche vernachlässigt zu haben, er sich Vorwürfe machte.

Raleigh ließ, als er den Oronoko wieder herunter fuhr, zwei junge Engländer mit vielen europäischen Waaren bei dem weisen Caziken Topia Ouari zurück. Er empfahl ihnen, so viel

als möglich sich von der Beschaffenheit des Landes zu unterrichten, und dasselbe genau kennen zu lernen, besonders die Wege, welche nach der berühmten Stadt Manoa, die neue Residenz der Ynkas von Peru im Innern von Guiana, führen, wohin sie ihr Reich nebst großen zahllosen Schätzen verlegt haben. Er setzte dann seine Fahrt den Fluß herunter, in Begleitung des Cazikeu von Putimac, fort. Dieser war bei Topia Ouari gewesen, und hatte die Engländer gebeten, nach seinem Lande zu kommen, indem er sich zugleich erbot, sie nach einem Gebirge zu führen, dessen Steine die Farbe des Goldes hätten.

Raleigh wollte eine so wichtige Entdeckung Niemand anders überlassen. Er ging daher selbst mit den vornehmsten von seinen Leuten, um ein dem Anschein nach so reiches Gebirge zu besuchen. Nachdem sie verschiedene Flüsse und Thäler passirt waren, machten sie bei einem See Halt. Sie waren sehr durchnäßt; einer von ihren Führern machte also Feuer an, indem er zwei Stöcke an einander rieb, um ihre Kleider trocknen zu können. Während sie sich damit beschäftigten, verursachte ihnen die plötzliche Erscheinung einiger Seekühe, von der Größe einer Tonne, welche sich im See blicken ließen, wegen ihres ungewöhnlichen Anblicks, Furcht und Schrecken.

Sie gehören zu den Amphibien, sind wenigstens 16 Fuß lang und wiegen bis 1200 Pfund. — Die Engländer hatten nur eine halbe Tagereise zu machen, um an das Gebirge zu kommen, welches viel edle Metalle zu enthalten schien. Auch gingen sie am Fuß eines andern weg, dessen Felsen eine Goldfarbe hatten. Sie konnten aber keine Untersuchung anstellen, ob der Schein nicht etwa trüge.

Gegen Abend kamen sie ans Ufer des Flusses Winicapara, welcher sich mit dem Oronoko vereinigt. Hier erblickten sie in einiger Entfernung das gepriesene Gebirge, welches sie mit ungeduldiger Erwartung suchten. Gegen die Vermuthung des Cazikèn war die Ueberschwemmung in dieser Gegend schon so groß, daß es ihnen unmöglich wurde, sich demselben zu nähern. Sie mußten sich daher begnügen, aus der Ferne das herrliche Gebirge zu betrachten. Es schien ihnen sehr hoch, Thurmförmig, und mehr weiß als gelb, so daß es beinahe wie Diamanten glänzte. Ein reißender Strom, welcher ohne Zweifel von dem beständigen Regen in dieser Jahrszeit entsteht, stürzte sich von oben herunter und machte ein solches Geräusch, daß sie es schon einige Stunden weit ununterbrochen gehört hatten, und, ohn-

geachtet der Entfernung, sich kaum einander verstehen konnten.

Gezwungen, von diesem wahren oder scheinbaren Schaß sich zu entfernen, kehrte Raleigh an die Mündung des Cumana zurück, wo alle benachbarte Caziken zu ihm kamen und ihm Lebensmittel brachten. Es waren Hühner, Wildprett und verschiedene Getränke. Auch hatten sie einige von den kostbaren Steinen, welche die Spanier Piedras Fluadas (Flußspathe) nennen, mit beigelegt.

Raleigh fuhr, nachdem er von den Caziken Abschied genommen hatte, weiter, und legte den Abend bei der Insel Aßipana an. Den andern Morgen fand er seine Galeaße vor Anker. Er legte, indem er den Fluß herunter fuhr, täglich 100 Meilen zurück, konnte aber nicht auf demselben Wege wieder zurück kehren, auf welchem er den Strom hinauf gefahren war, weil die zwischen den Wendezirkeln gewöhnlichen Winde und die Meeres-Strömung ihn gegen den Amana zu trieben. Die Noth ließ ihn daher den Lauf des Capuri verfolgen, welches einer von den Armen des Oronoko ist, durch welchen derselbe sich ins Meer ergießt. Er glaubte sich nun am Ende aller Gefahren. Inzwischen nöthigte ihn die folgende Nacht, als er vor der Mündung des Ca-

puri, welche eine Meile breit ist, Anker geworfen hatte, die Heftigkeit des Stroms, mit seinen Canots sich unterm Schutz des Ufers zu begeben, und obgleich die Galeaße auch so nahe als möglich an dasselbe heran gezogen war, so konnte man sie doch nur mit genauer Noth vom Schiffbruch retten. Der Sturm legte sich, und die Engländer stießen bei der Dreieinigkeitsinsel wieder zu ihren übrigen Schiffen, von wo sie bald darauf nach England unter Segel gingen.

Der Oronoko nimmt seinen Lauf zwischen dem Aequator und dem 9ten Grad der Breite, folglich durch die heißeste Himmelsgegend, woraus man schließen sollte, daß die Hitze hier außerordentlich seyn müsse. Dies ist sie in der That, aber nur in den Gegenden, welche von den hohen, beständig mit Schnee bedeckten Gebirgen, Paramos genannt, entfernt sind. Diese außerordentlich hohen Gebirge, auf deren Gipfel für Menschen und Thiere beständig eine tödtliche Kälte herrscht, machen die benachbarten Gegenden bewohnbar, welche sonst von der anhaltenden unerträglichen Hitze verbrannt werden würden, so daß man vermittelst jener Berge in diesen unter dem Aequator liegenden Ländern beinahe alle vier Jahrszeiten, wie in Europa, findet, je nachdem man mehr oder weniger von denselben entfernt ist.

So haben z. B. die, welche am Fuß derselben wohnen, das ganze Jahr hindurch eine so empfindliche Kälte auszustehen, daß sie vollkommen den Namen des Winters verdient; auch findet man hier keine von den Früchten, welche in warmen Ländern fortkommen. In einer verhältnißmäßigen Entfernung ist die Luft das ganze Jahr hindurch mäßig erwärmt, die Bäume sind zu gleicher Zeit mit Blüthen und Früchten bedeckt, so daß man hier den Frühling und Herbst zusammen genießt. Die Länder endlich, welche noch weiter von den Bergen entfernt sind, haben einen immerwährenden so warmen Sommer, daß die Hitze kaum durch den häufigen Regen etwas abgekühlt wird.

Dritter Abschnitt.

Die merkwürdigsten Bäume, Pflanzen und Früchte der Länder am Oronoko, und der Flüsse, welche sich in denselben ergießen.

Die vielen Flüsse, welche dies Land bewässern, machen dasselbe ungemein fruchtbar. Die Ebenen sind mit Bäumen aller Art bedeckt, welche den schönsten Anblick gewähren. Man findet hier ganze Wälder von wilden Cacaobäumen, mit Schoten voller Bohnen, welche sehr vielen Affen, Eichhörnern, Papagaien und andern Thieren zur Nahrung dienen, woraus man schließen kann, daß ein schon von Natur so fruchtbarer Boden es noch weit mehr seyn werde, wenn er angebaut würde.

Der gemeinste, und für die Inselbewohner an der Mündung des Oronoko dienlichste Baum ist der Palmbaum, Mürichi genannt *), wel-

*) Wahrscheinlich Phoenix dactilifera, wovon die Früchte, mit Zucker eingemacht, (Caryotae) auch in den Europäischen Apotheken aufbewahrt werden.

cher alle ihre Bedürfnisse befriedigt. Erstlich ziehen sie durch Einschnitte einen weißlichen, süßen und schmackhaften Saft aus demselben, welcher, wenn er einige Tage gestanden hat, sehr kräftig wird. Sie trinken davon bis zum Berauschtwerden. In diesen Einschnitten erzeugen sich nach einigen Tagen, so lange noch Saft im Baume bleibt, zweitens eine große Menge weißer Würmer, von der Größe eines Daums, welche wie Butter aussehen und eine angenehme und saftige Nahrung gewähren, wenn man den Widerwillen, den sie beim ersten Anblick gewähren, überwinden kann. Wenn der Stamm nun keine Würmer mehr erzeugt, so ziehen sie drittens eine schwammige Masse heraus, welche ein sehr feines Mehl enthält, woraus sie ein recht gutes, aber so schweres Brod machen, daß es dem, der es nicht gewohnt ist, den Magen beschwert. Die Frucht dieses Baums, welche die Einwohner ebenfalls sorgfältig sammeln, besteht in einer schönen Art runder Datteln, welche fast so groß als ein Hühnerey sind, und ein sehr schmackhaftes Fleisch, nebst einem der Haselnuß ähnlichen Kern haben. Sie machen ferner Bretter aus dem Stamme, wovon sie ihre Hütten bauen, und diese mit den Blättern des Baums bedecken. Auch ziehen sie eine Art Hanf aus diesen Blättern, woraus sie Stricke,

Netze und Hängematten machen, welche sie Chincoros nennen und in großer Menge verhandeln. Endlich benutzen sie noch die Rinde, welche sie von dem grünen Stamm dieser Bäume abschälen, um Körbe und Büchsen daraus zu machen.

Der Cabima, welchen die Europäer hier Palo de-Aceyte nennen, ist der vorzüglichste Baum, welchen man am Oronoko findet. Er ist hoch und hat sehr dickes Laub; seine Blätter gleichen denen des Birnbaums; seine Rinde ist glatt und dick. Er wächst an feuchten Oertern, nahe an Flüssen und Seen. Durch einen Einschnitt zieht man ein schätzbares Oel aus demselben, welches Wunden aller Art heilt und von den Holländern sehr gesucht wird, die es sogar den Caraiben abkaufen.

In den Wäldern, wo es viele Steine und Felsen giebt, findet man einen Baum von erstaunender Größe, welchen man Algarobos nennt. An dem Stamm desselben hängen Stücke Harz von 2 bis 3 Pfund herunter, welches so durchsichtig wie Cristall ist. Die Indianer bedienen sich desselben, um ihre Wohnungen damit zu erhellen. Man legt nemlich ein Stück davon auf die Erde und oben darauf Feuer, welches die ganze Nacht mit einer sehr hellen Flamme brennt, bis das Stück Harz gänzlich verzehrt ist.

Der Turumo ist ein Baum, welchen die Indianer anpflanzen, der aber auch ohne Cultur auf den Feldern wächst. Seine Frucht ist sehr groß, taugt aber nicht zum Essen. Er ist jedoch für sie sehr nutzbar; sie machen nemlich aus seiner Rinde, welche so hart ist, daß man sie nur durch wiederholte Schläge zerbrechen kann, Teller, Schalen, Tassen und Töpfe.

Aus der Frucht des Anoto oder Achote bereiten sich die Indianer einen dünnen Teig, mit welchem sie sich den ganzen Leib bestreichen, wodurch ihre Haut vor der großen Sonnenhitze geschützt wird. Diese Art Salbe ist ein wirksames Mittel gegen jeden Brandschaden. Wir werden an einem andern Orte noch umständlicher von diesem Baume und den Eigenschaften seiner Frucht reden.

In den Ebenen von Varinas, Guarari, Caracas und an den Ufern der Flüsse, welche sie durchschlängeln, findet man einen niedrigen Baum mit dickem Laube und einer Menge Früchte, die wie Rosinentrauben aussehen und einen starken gewürzhaften Geschmack haben. Diese Frucht ist ein treffliches Mittel gegen Schlangengift aller Art. Man hat bemerkt, daß Thiere, welche von Schlangen gestochen wurden, von dieser Frucht gefressen und sich damit geheilt haben. Die Spa-

nier nennen den Baum Arbor del barro, oder Eselsbaum. Reisende versehen sich mit diesen Früchten, um sich im Nothfall derselben zu bedienen, da Vipern und andere Schlangenarten in diesen sumpfigten Einöden sehr häufig sind.

Hier ist auch der Ort, um des Maniocs zu erwähnen, dessen Wurzel die Hauptnahrung der Bewohner der Neuen Welt ausmacht. Diese Pflanze erhebt sich ohngefähr 3 Fuß hoch von der Erde. Man baut sie zu Cayenne, wenn das Regenwetter anfängt. Es giebt dreierlei Arten derselben. Erstlich der Maillē, welcher seinen Namen von der Indianischen Nazion hat, bei welcher man ihn zuerst gefunden. Nach 8 oder 9 Monaten kann man die Wurzel aus der Erde herausreissen. Sie sieht aus wie rothe Rüben, auch die Farbe ist dieselbe, wenn man die erste Haut davon abgestreift hat. Zweitens der rothe Manioc, welcher schmackhafter ist und ein Jahr in der Erde bleiben muß. Drittens der Baccacoua, welchen bloß die Indianer benutzen. Sie bereiten ihn auf eine besondere Art. Wenn die Wurzel zerquetscht ist, so lassen sie die darin befindliche Flüssigkeit so lange kochen, bis sie so dick als Sirop wird. Der weiße Manioc ist seltener, wächst schneller, giebt weniger Saft, und verfault leicht in der Erde. Es ist nicht nöthig,

daß er, wie der andere, zerrieben und ausgepreßt wird, ehe er gegessen werden kann; man braucht ihn bloß in glühender Asche zu braten.

Der rothe Manioc, welchen man am häufigsten gebraucht, und der eigentlich in Amerika die Stelle des Getreides vertritt, läßt sich zu jeder Zeit verpflanzen und erträgt die Veränderung des Clima sehr gut. Er wächst vorzüglich in leichtem Boden, aber in schwerem und fettem Erdreich kömmt er nicht so gut fort. Aus jenem gräbt man ihn nach einem Jahre aus; in diesem braucht er mehr Zeit und trägt weniger. Bei zu vielem Regen fault er leicht; dagegen hält er sich bei trocknem Wetter noch einige Monate, nachdem er schon zur Reife gelangt ist, in der Erde. Es giebt zweierlei Arten, die Wurzel zu bereiten, um entweder feines Mehl oder Caßara daraus zu erhalten. In beiden Fällen muß man sie schälen, waschen, reiben und in eine Art Beutel oder Filtrirsack thun, um allen Saft herauslaufen zu lassen, welcher eins der feinsten Gifte ist. Dies ist allerdings sehr auffallend bei einer so vortrefflichen und heilsamen Wurzel. Nach dieser ersten Zubereitung muß die zerriebene Wurzel, wenn man feines Mehl daraus haben will, am Feuer getrocknet werden, wobei man aber durch öfteres Schütteln zu verhindern suchen muß,

daß sie sich nicht ansetze. Will man aber Caßara davon haben, so breitet man auf einer eisernen Platte die zerriebene Masse eines halben Fingers dick aus. Das Feuer verbindet die einzelnen Theile bald mit einander; man kehrt sie dann um, und kurz nachher hat man einen dünnen runden Kuchen, welchen man Caßara nennt. Das Maniocmehl hat in so fern den Vorzug, weil man es leichter in den Magazinen aufbewahren, auch besser verschicken kann, und weil es sich länger hält. Verschiedene Umstände verstatten es aber nicht, aus diesem Nahrungsmittel einen sichern Unterhalt, besonders im Kriege, zu ziehen. Diese Hindernisse sind: der langsame Wachsthum dieser Wurzel, die erforderliche umständliche Zubereitung derselben, die Schwierigkeit, sie trocken zu erhalten, sowohl als Mehl als Caßara, der Widerwille, welchen die Europäer gegen sie haben, und endlich die Eigenschaft, welche sie besitzt, daß sie den Magen erschlafft.

Wir haben oben gesagt, daß der Saft des Manioc ein sehr heftiges Gift ist. Um dessen eigentliche Beschaffenheit zu bestimmen, that ein Surinamischer Arzt etwas davon in ein Gefäß, und kaum hatte eine Katze dasselbe verzehrt, als sie alle Kräfte, aber vergebens anstrengte, um es wieder von sich zu geben. Zwei Minuten nach-

her drehete sie sich immer ängstlich von beiden Seiten herum, worauf Verzuckungen folgten und nach 22 Minuten der Tod. Derselbe Arzt gab einem Fleischerhunde $1\frac{1}{2}$ Unze von diesem Safte; das Thier fing sogleich an fürchterlich zu heulen, und starb nach einer halben Stunde mit convulsivischen Bewegungen. Beim Oeffnen beider Körper fand man in jedem Magen noch eben so viel von dem Safte, als die Thiere verschluckt hatten, und ohne die geringste Veränderung der Farbe. Die Eingeweide waren nirgends entzündet, noch das Blut geronnen. Der Arzt schloß hieraus, daß das Gift nur auf die Nerven gewürkt habe, und daß, so bald es erst im Magen ist, der Tod unvermeidlich sey, wenn man nicht sogleich zu einem bewährten Mittel seine Zuflucht nimmt, dessen wir nachher erwähnen wollen.

„Einer meiner Freunde, erzählt derselbe Arzt, sagte mir, daß er einen seiner Sclaven mit dem Tode bestrafen wolle. Da ich nun begierig war, die Würkungen des Giftes näher kennen zu lernen, so entschloß ich mich, es anzuwenden, um diesen unglücklichen Neger aus der Welt zu schaffen. Mein Freund mußte mir aber vorher versprechen, es als ein Geheimniß bei sich zu behalten, und daß ich selbst bei der Execution gegenwärtig seyn, auch nachher den Leichnam öffnen

könne. Ich gab dem Neger 35 Tropfen von diesem Safte, und kaum hatte er sie verschluckt, als er anfing, das Gesicht zu verzerren und fürchterlich zu brüllen. Hierauf folgten Ausleerungen nebst convulsivischen Bewegungen, und in 6 Minuten war der Unglückliche todt. Drei Stunden nachher öffnete ich ihn und fand keine innere Theile verletzt, auch keine Inflammation, außer daß sich der Magen mehr als um die Hälfte zusammengezogen hatte."

Wenn man 6 Pfund frischen Maniocsaft nach und nach über Feuer destillirt, so geht die Giftmaterie gleich in die ersten 3 oder 4 Unzen der spirituösen Flüssigkeit über, die man davon abzieht. Der Geruch davon ist unerträglich, und dieser fürchterlichen Essenz bediente sich der Surinamische Arzt. Warmes Rüböhl ist ein wirksames Gegengift, so wie auch der Roucou-Saft. Man muß aber beides gleich auf der Stelle nehmen, denn es würde keine Würkung thun, wenn man damit zögerte.

Der Maniocsaft, dieses tödtliche Gift, wird von den Creolen zu Cayenne in eine Appetit erregende, heilsame Brühe verwandelt. Nachdem die subtilsten Theilchen durchs Kochen verdampft sind, entsteht aus dem, was zurück bleibt, wenn es mit Salz und Piment gewürzt ist, ein angenehmer

nehmer Trank, welcher filtrirt Cabiou genannt wird. Dieser hat, wenn er eben ausgepreßt ist, die Farbe und den Geruch der Mandelmilch. Wenn man ihn sich setzen läßt, so erhält man eine nahrhafte Substanz, welche sich auf dem Boden des Gefäßes findet. Sie sieht aus wie Stärke, und man gebraucht sie auch wie diese zu einerlei Behuf; auf die Länge der Zeit aber verbrennt der davon gemachte Puder die Haare. Auch macht man, mit Hinzufügung von Zucker, eine Art Kuchen oder Zuckerbrodte daraus, welche Cipipa heißen. Das, was man Langou nennt, ist nichts anders als in kochendes Wasser eingeweichte Caßara. Mit Zucker oder Sirop vermischt, wird eine Art Brei daraus.

Vierter Abschnitt.

Die vorzüglichsten vierfüßigen Thiere am Oronoko und in den Ländern, durch welche er fließt, nebst einigen daselbst einheimischen Vögeln.

Die Tieger sind in den weitläuftigen Gegenden, welche der Oronoko durchströmt, sehr gemein. Reisende müssen daher unaufhörlich auf ihrer Hut seyn und des Nachts Feuer anmachen, um sie zu verscheuchen; denn so lange dies brennt, hat man nichts von ihnen zu fürchten. Auch wachen die Indianer wechselsweise, um es beständig zu unterhalten.

Man findet am Oronoko und den Flüssen, welche sich in denselben ergießen, eine große Menge Fischottern und ein Thier, welches die Indianer Guachi nennen. Es ist eine Art Wolf oder Wasserhund, von der Größe eines Hühnerhundes, welcher ein sehr dünnes Fell hat. Dies Thier schwimmt mit vieler Leichtigkeit, und nährt sich von Fischen. Es ist eine Amphibie, hält sich aber

mehr am Lande, als im Wasser auf. Am Ufer macht es Gräben, in welchen das Weibchen seine Jungen legt, die es mit seiner Milch ernährt.

Der **Higuanas** ist eine Art sehr häßlicher Eidexen. Seine Farbe hält das Mittel zwischen grün und gelb. Er nährt sich von Baumblättern und ist ebenfalls ein Amphibium. Die Indianer halten sein Fleisch für eine Delicatesse. Im Oronoko und den sich in denselben ergießenden Flüssen giebt es davon eine große Menge, so daß die Indianer zuweilen in einer halben Stunde gegen 100 fangen.

In gewissen Gegenden findet man eine große Menge Landschildkröten, **Icoteas** oder **Morracoyes** genannt. Sie nähern sich nie dem Wasser, und haben ein roth-, weiß- und graugeflecktes Schild. Sie sind leicht zu fangen, weil sie einen sehr langsamen Gang haben. Wenn die Sonnenhitze ihnen zur Last fällt, so setzen sie sich in den Höhlen oder Felsenlöchern, welche sie antreffen, auf und über einander, so daß man in Caracas oft 8 bis 10 Ladungen dieser Thiere aus einer einzigen Höhle ziehen kann. Es ist zu bewundern, daß dies Thier sich so stark vermehrt, da es so wenig Vorsicht bei seiner Fortpflanzung gebraucht, indem es nemlich seine Eyer nicht so wie andere Schildkröten verbirgt, sondern

sie im Gehen legt, und sich nicht weiter darum bekümmert.

Das Antathier *), welches die Spanier vorzugsweise das große Thier nennen, hat gar keine Aehnlichkeit mit den Europäischen vierfüßigen Thieren. Es lebt eben sowohl in Flüssen oder Seen, als auf dem Lande, kommt aber oft ans Ufer, um ein gewisses Kraut, Gumalote, zu fressen, wonach es sehr begierig ist. Es ist ohngefähr so groß als ein Maulesel, hat aber, nach Verhältniß seiner Größe, sehr kurze Beine, welche sich in vier Klauen endigen, die sehr gesucht werden. Man nennt sie gewöhnlich nur die Klauen des großen Thiers. Einige wollen behaupten, daß man ihre Heilkraft gegen die Epilepsie bewährt gefunden habe, und sagen, daß man sie pulverisirt einnehmen, eine Klaue aber dem Kranken um den Hals hängen müsse.

Der Kopf des Antathiers sieht fast so aus wie ein Schweinskopf, nur mit dem Unterschiede, daß er zwischen den beiden Augenbraunen einen etwas hervorstehenden Knochen hat, mit welchem es alles stößt und niederwirft, was ihm im Walde nur den geringsten Widerstand leistet. Selbst der Tieger hält sich, wenn er es angreifen will, sorgfältig in der Gegend verborgen, wo es graset,

*) Man sehe das Titelkupfer.

schießt von hinten auf das erste vorbeikommende Thier los, springt ihm auf den Kopf oder auf den Rücken, und haut sich mit seinen vier Klauen hinein. Geschieht dies in einer weiten offnen Gegend, so wird das Antathier unfehlbar von dem Tieger erwürgt; giebts aber Bäume und Gesträuche an dem Orte, so ist auch der Tieger ohne Rettung verloren, weil das Antathier dann wüthend ins Dickigt hinein rennt, wo der Tieger zerschunden und zerrissen wird, ehe er sichs versieht.

Unter den andern seltensten Thieren der Gegenden am Oronoko ist noch besonders das Cusicusi zu bemerken, eine Art Katze ohne Schwanz, deren wolliges Haar dem Castorhaar nahe kommt. Es schläft den ganzen Tag, und des Nachts geht es auf die Vögel- und Schlangenjagd. Es ist sehr zahm, und wenn man es in ein Haus bringt, so geht es den ganzen Tag nicht von der Stelle; sobald aber der Abend herankommt, fängt es seine nächtlichen Streifereien an. Es steckt seine dünne, lange und spitze Zunge in alle Löcher, und wenn es in ein Bette kommt, in welchem Jemand mit offnen Munde schläft, so unterläßt es nicht, auch diesen mit seiner Zunge zu visitiren.

Affen sind hier zu Lande sehr gemein; thun

aber, aus Instinkt sowohl als zum Possen, vielen Schaden. Sie kommen z. B. in großer Menge und ganz still auf die mit Mais besäeten Felder, klettern auf die Bäume, um zu sehen, ob Niemand in der Nähe ist, worauf sie einen von sich an einem etwas hohen Orte Schildwach stehen lassen. Die andern verbreiten sich sodann auf den Feldern, wo ein jeder fünf Aehren ausrauft, wovon sie eine in den Mund, eine unter jedem Arm, und in jede Hand eine nehmen. Erscheint in diesem Augenblick ein Mensch, so fängt der, welcher die Wache hat, an zu schreien, und alle nehmen das Reisaus, ohne jedoch das Gestohlene jemals im Stich zu lassen; lieber ließen sie sich erwürgen, als dies entreißen. Wegen dieser Hartnäckigkeit hat man ein besonderes Mittel, sie zu fangen, ausfindig gemacht. Man setzt irdene, mit Mais angefüllte, Flaschen mit einem engen Halse aufs Feld. Es währet nicht lange, so kommen die Affen dabei, sehen zu, was darin ist, stecken den Arm hinein, um das darin befindliche zu erhaschen, und nehmen die Hand so voll, daß sie sie nicht wieder herausziehen können, so viel Mühe sie sich auch geben. Nun erheben sie aus Verzweiflung ein Geschrei, lassen jedoch ihre Prise noch immer nicht fahren. Dies Geschrei dient den Indianern zur Nachricht, welche nun

mit Stöcken herbei kommen, und so lassen sich dann diese gierigen Thiere lieber todt schlagen, als daß sie die Hand öffnen und ihre Beute fahren lassen sollten.

Die Indianer thun sich mit dem Fleische dieser Thiere gütlich; jede Nazion findet aber bloß an einer gewissen Gattung von Affen, mit Ausschluß aller übrigen, besondern Geschmack; die eine zieht die gelben, die andere die schwarzen vor; noch andere haben einen Eckel vor diesen beiden, und essen bloß weiße Affen. Ueberhaupt läßt sich ihr Fleisch wohl essen, bleibt aber, so viel es auch gekocht werden mag, immer hart.

Es giebt in diesen weitläuftigen Gegenden auch ein Thier, welches, wenn es verfolgt wird, der ihm drohenden Gefahr durch einen verpestenden Gestank entgeht. Dies ist eine Art kleiner, häßlicher, aber lebhafter und kühner Hunde, welche sich vor keinem Thiere fürchten, sey es auch noch so groß und wild. Dies sonderbare Thier verläßt sich auf die ungewöhnlichen Waffen, welche ihm die Natur gegeben hat. Sobald es einen Menschen, einen Tieger, oder sonst irgend ein anderes, ihm überlegenes, Thier sich ihm nähern sieht, so erwartet es dasselbe festen Fußes, und wenn sein Feind nicht weit mehr von ihm ist, so drehet es ihm den Rücken zu, und giebt

dann einen so widrigen Gestank von sich, dem nichts widerstehen kann. Es setzt sodann ganz ruhig seinen Weg fort, da es gewiß weiß, daß Niemand es versuchen werde, ihm zu folgen.

Die Indianer haben in ihrem Lande auch eine so große Menge Wachteln, daß sie ganze Körbe voll davon mitbringen, wenn sie darauf Jagd gemacht haben.

Auch besitzen sie einen außerordentlichen Ueberfluß von wilden Hühnern, welche sie Pollas nennen. Diese sind eben so groß, aber wohlschmeckender, als die gewöhnlichen Hühner. Die Eingebohrnen stellen ihnen an den Sümpfen, wohin sie gehen, wenn sie durstig sind, Netze, worin sie viele fangen. Auch schießen sie mit Pfeilen darnach.

Papagaien giebt es hier zu Lande in solcher Menge, daß die Indianer sie mit Schlingen fangen. Ein einziger tödtet deren zuweilen allein mehr als 200 Stück. Sie werden hier, wie in Europa die Rebhühner, gegessen. Es giebt in Guiana Schlemmer, die, um sich rühmen zu können, auf ihrer Tafel ein Gericht zu haben, welches in der alten Welt ungeheure Summen kosten würde, einigen Hunderten dieser Thiere die Zunge ausreißen und davon eine Pastete machen lassen. Gleichwohl ist es ein schlechter Lecker-

bissen, welcher nur die lächerliche Eitelkeit gewisser reicher Bewohner dieses Landes befriedigen kann. Gebraten ist das Fleisch der Papagaien dürre und unschmackhaft. Zwanzig solcher, in einem eisernen Topfe gekochter, Vögel geben eine sehr gute Suppe. Auch als Fricassee zubereitet, schmecken sie vortrefflich.

Da die Fledermäuse gewissermaaßen auch mit unter die Vögel gerechnet werden können, so führen wir sie hier mit an. Dies ist ein in diesen Gegenden sehr gefährliches Thier. Es giebt zweierlei Arten, kleine und große. Die kleinen gleichen denen, welche man auch in Frankreich hat; die andern aber sind so groß wie eine Taube, und sehen sehr häßlich aus. Die einen wie die andern schwärmen die Nacht umher, stechen mit der sehr feinen Spitze ihrer Zunge schlafende Menschen und Thiere, und saugen sie unmerklich aus. Wenn man nicht die Vorsicht gebraucht, sich vom Kopf bis zu den Füßen zuzudecken, so wird man gewiß gestochen, und wenn sie, wie das sehr oft der Fall ist, eine Ader berühren, so sinkt man aus den Armen des Schlafs unmittelbar in die Arme des Todes. Da die Oeffnung, welche sie mit ihrem Stich machen, kaum sichtbar ist, so ist es gar nicht zu verwundern, daß man diesen nicht fühlt; besonders da sie zu gleicher Zeit

die Luft mit ihren Flügeln bewegen, welches den Schlafenden erquickt und ihn in einen noch tiefern Schlaf wiegt. Zuweilen wird aber ihr Stich auch wohlthätig. Ein Spanier, bei dem man die Ader nicht hatte finden können, um ihm dieselbe zu öffnen, wurde des Nachts von einer Fledermaus gestochen, worauf das Blut so stark floß, daß, als er eben zur rechten Zeit erwachte, er von den Seitenschmerzen geheilt war, welche vorher sein Leben in Gefahr setzten.

Fünfter Abschnitt.

Amphibien, und besonders merkwürdige Fische des Oronoko und der benachbarten Flüsse.

In den am Oronoko liegenden Provinzen giebt es eine große Menge Landschildkröten; der Fluß erzeugt aber noch eine ungeheure Menge Amphibien, welche ein Hauptnahrungsmittel aller in der Nähe dieses Flusses wohnenden Nazionen ausmachen. Sobald der Fluß anfängt zu fallen, welches im Februar geschieht, kommen die Schildkröten zum Vorschein, um ihre Eier ans trockne Ufer zu legen. Da die Schildkröten von der Sonnenhitze sterben, so benutzen sie hiezu die Nacht, kommen aber zuweilen in solcher Menge, daß sie sich einander selbst hindern, so daß man eine zahllose Menge Köpfe außer dem Wasser hervorragen sieht, welche schon warten, bis die ersten am Ufer ihnen Platz machen. Es giebt zweierlei Arten von Wasserschildkröten; die kleineren, welche Terecayas genannt werden, wiegen kaum 25 Pfund,

und legen 20 bis 24 Eyer. Die großen wiegen gegen 500 Pfund und drüber, und legen bis auf 60 Eyer, welche größer als Hühnereyer sind. Sie haben keine Schale, sondern sind in zwei Häutchen eingewickelt, deren eine sehr dünne, die andere aber dicker ist. Diese Thiere graben mit vieler Mühe ein Loch, in welches sie ihre Eyer legen, die sie sorgfältig bedecken. Nachher gehen sie wieder ins Wasser. In weniger als vier Tagen werden ihre Eyer von der großen Sonnenhitze ausgebrütet. Die kleinen Schildkröten sind, wenn sie aus dem Eye kriechen, nicht viel größer als ein harter Thaler. Sie verlassen bei Tage ihr Loch nicht; des Nachts aber begeben sie sich auf dem kürzesten Wege nach dem Flusse, und nie entfernen sie sich davon. Man hat zuweilen wohl Eyer in einem verdeckten Korbe weit vom Wasser weggetragen; wenn man ihnen aber auch noch so viele Abwege gemacht hat, so haben sie doch am Ende immer, ohne sich zu verirren, den Weg nach dem Flusse genommen.

Die Schildkröten sind ein sehr gutes Essen; ihr Fleisch schmeckt wie Kalbfleisch. Obgleich die Indianer starke Esser seyn sollen, so ist doch eine einzige für eine auch noch so zahlreiche Familie hinreichend. Sie hauen der Schildkröte den Kopf, Hals und die Beine ab, die sie in einen Topf

thun und Suppe davon kochen. Dann schneiden sie das Thier mitten auf, und kochen sein Fleisch in seinem eignen Schilde. In dem Körper finden sich gewöhnlich auch noch viele Eyer. Wenn sie eine beträchtliche Anzahl derselben gesammelt haben, so waschen sie sie, werfen sie in einen mit Wasser angefüllten Nachen, und treten sie eben so mit Füßen, als die Trauben gekeltert werden. Wenn dann die Sonne einige Zeit darauf geschienen hat, so kommt auf der Oberfläche eine leichte Flüssigkeit zum Vorschein, welches das Oel ist, das man aus den Eyern ziehen will. So wie die Sonnenhitze dasselbe heraustreibt, schöpfen die Indianer es mit sehr dünnen Muschelschaalen ab und gießen es in die schon zu diesem Behuf auf dem Feuer stehenden Kessel. Es wird dann durchs Kochen gereinigt, und schöner, klarer und feiner als das aus Oliven gepreßte Oel.

Der Curbinata ist ein mittelmäßiger Fisch, der gewöhnlich nicht über 2 Pfund wiegt und im Oronoko sich sehr häufig findet. Er hat zwei Steine im Kopfe, von der Größe einer Mandel ohne Schaale, welche durch ein Häutchen von einander getrennt sind. Diese Curbinatasteine werden wegen ihrer wahren oder eingebildeten Wirksamkeit gegen die Harnstrenge für jeden Preis gekauft. Man stößt sie zu Pulver und

nimmt 3 oder 4 Gran in einem Löffel voll Wasser oder warmen Wein. Man hat bemerkt, daß wenn die Dosis zu stark ist, sie so erschlafft, daß man den Urin nicht halten kann; man kann daher sich nicht genug vorsehen, um das vorgeschriebene Maaß nicht zu überschreiten.

Die Caymanns oder Crocodille sind Amphibien, welche sich im Oronoko in großer Menge befinden, und in verschiedenen Gegenden sich bloß von Fischen nähren. In reissenden Strömen aber, da, wo Wasserwirbel sind und an Felsen, wo oft Schiffe scheitern, wie auch an den Stellen, wo die Indianer sich baden und Wasser schöpfen, sind die Caymanns nach Menschenfleisch sehr begierig. Sie sind daher in den von menschlichen Wohnungen entfernten, und selten von Schiffen befahrenen, Flüssen nur zu gewissen Zeiten zu fürchten, nemlich in den Monaten September und October, wo ihre Brunstzeit ist. Wenn sie ihre Eyer in die zu dem Ende am Ufer gegrabenen Löcher gelegt haben, wo die Hitze der Sonne und des Sandes sie ausbrütet, so wacht sowohl das Männchen als auch das Weibchen dabei, aus Furcht, daß sie weggenommen werden möchten. Wenn dann die kleinen Caymanns ausgebrütet sind, so gehen sie alle, alt und jung zusammen, ins Wasser. Sie sind alsdann

ebenfalls sehr gefährlich, und greifen die Vorüberfahrenden wüthend an, so daß man sehr auf seiner Hut seyn muß, kein Raub derselben zu werden.

Das Weibchen des Caymanns legt in Zeit von ein oder zwei Tagen mehr als 100 Eyer auf einmal.

Sobald es sie gelegt hat, bedeckt es sie mit Sand und wälzt sich darüber her, um die Stelle, wo sie liegen, unkenntlich zu machen. Darauf stürzt es sich wieder ins Wasser und läßt sie so lange bedeckt liegen, bis sein natürlicher Instinkt ihm sagt, daß sie seiner Hülfe bedürfen. Dann kommt es mit dem Männchen, räumt den Sand von den Eyern weg, zerbricht die Schaale, worauf die jungen Caymanns sogleich herauskommen. Die Mutter setzt sie alsdann auf ihren Hals und Rücken, und sucht das Wasser mit ihnen zu gewinnen; der Vater aber frißt unterwegs so viel davon auf, als er kann, ja selbst die Mutter frißt die, welche von ihrem Rücken herunter gehen oder nicht schwimmen können, so daß von einer so zahlreichen Brut kaum 5 oder 6 am Leben bleiben.

Die Indianer lieben die Eyer des Caymanns sehr. Sie sind so groß als ein mittelmäßiges Straußey, an den Enden rund, und haben eine weiße aber viel dickere Schale als die Hühner-

eyer. Man hat verschiedene dieser beinahe ausgebrüteten Eyer geöffnet und bemerkt, daß der Körper und Schwanz des jungen Caymanns, welcher über einen halben Fuß lang ist, ganz um die innere Fläche des Eyes zusammengerollt sind, und daß der Kopf in der Mitte steckt. Wenn man die Schale zerschlägt, so kommen sie sogleich daraus hervor und beissen mit Wuth in den Stock, dessen man sich dazu bedient hat.

Der Caymann ist viel größer als der Crocodill, und über 20 Fuß lang. Troß seiner Stärke und Wildheit aber greifen die Indianer ihn furchtlos an und tödten ihn, sowohl auf dem Lande als im Wasser. Diese Jagd macht ihnen viel Vergnügen. Sie essen das Fleisch des Caymanns, welches so weiß wie Schnee, von gutem Geschmack, aber zähe ist. Auch muß man dem Thiere, ehe es vollends getödtet wird, das Schild von der Brust abnehmen, damit das Fleisch den unerträglichen Bisamgeschmack verliere, den es ohne diese Vorsicht behalten würde, welcher selbst die sonst so gefräßigen Indianer abschreckt, davon zu essen. Die Zähne des Caymanns sollen die Eigenschaft besitzen, die Wirkung des Giftes zu verhindern; die besonders in der neuen Welt sehr abergläubischen Spanier kaufen sie daher den Indianern ab, um Ringe und Armbänder davon zu machen.

Zwi-

Zwischen dem Crocodill und Caymann ist ein wesentlicher Unterschied. Letzterer hat einen viel dickern Körper, einen in die Höhe gerichteten Kopf, und ein kurz abgestumpftes Maul; der Crocodill hingegen, besonders der am Nil, hat einen schmalen Körper, ein längliches Maul und einen sehr großen weiten Rachen. Sie sind beide eine Art großer Eidexen, so wie überhaupt vielleicht das größte Thier, welches aus einem Ey, und so klein zur Welt kommt, da es über 20 Fuß groß wird, den Vogel Condor allein ausgenommen. Sein Kopf und der obere Theil seines Körpers sind mit solchen harten Schilden bedeckt, welche es fast unverwundbar machen; denn ein Flintenschuß von mehrern an einander befestigten Kugeln dringt nicht durch. Unter dem Bauche aber hat es eine nichts weniger als harte Haut, und wenn man es dahin trifft, so kann man es leicht tödten. Auch kann man es an den Augen schwer verwunden, die klein, rund und trübe sind, über welchen auch das Gehör sitzt. Seine größte Stärke hat es in einer doppelten Reihe starker, spitzer Zähne, welche kreuzweis über einander liegen, so daß es mit leichter Mühe alles, was ihm in Weg kommt, damit zerbrechen kann. Man versichert, daß es ihm leicht sey, einen Menschen mitten durchzuschneiden; einen Schenkel schneidet

er wenigstens oft rein ab. Sein Rachen geht bis an die Ohren, und seine Klauen sind ebenfalls furchtbar genug. Er läuft sehr geschwind in gerader Linie und auf ebenen Boden; da er aber gleichsam nur aus einem Stücke besteht, so kann er sich nicht drehen. Wird man daher von ihm verfolgt, so muß man sich im Zickzack zurückziehen, um ihn leichter zu vermeiden. Er haucht einen so starken Bisamgeruch aus, daß er das Wasser, wo er sich befindet, davon riechen macht, und verbreitet diesen Geruch mehr als 100 Fuß weit in der Runde. Die Caymanns, welche sich im Meere aufhalten, haben gar keinen Geruch. Die in den Flüssen bedienen sich einer List, um ihre Beute zu erhaschen. Sie verschließen die Augen halb, überlassen sich dem Strom des Wassers, ohne sich im mindesten zu bewegen, wie ein Stück Holz, welches im Flusse schwimmt, und überfallen auf diese Art dann die Thiere, welche ans Ufer der Flüsse oder Seen kommen, um zu saufen, selbst Menschen, die sich hier baden. Sobald der Caymann Gelegenheit findet, einem Ochsen oder einer Kuh nahe zu kommen, fährt er aus dem Wasser auf sie zu, packt sie beim Maule an und zieht sie herunter bis auf den Grund des Wassers, um sie zu ersäufen und begierig zu verschlingen.

Die Guaricotos sind äußerst gefräßige, und nach Menschenfleisch begierige Fische. Die Indianer nennen sie Maodes und die Spanier Cariben. Man versichert, daß sie nur der Geruch des Blutes anlockt, und daß ein gesunder Mensch, der sich die Haut nirgends verwundet hat, auch nichts von ihnen zu fürchten habe, wenn er mitten unter ihnen schwimmt; nur muß er die Sardinas-Braras, eine Art kleiner Fische, welche sich beständig in Gesellschaft jener befinden, vermeiden. Dies sind kleine Sardellen mit einem rothen Schwanze, welche so kühn und gefräßig sind, daß sie, wenn man kaum den Fuß ins Wasser gesetzt hat, auch sogleich anfangen zu beißen. Beim ersten Tropfen Blut aber fallen dann die Guaricotos gleich über einen solchen Unglücklichen her und fressen ihn auf. Diese Fische sind im Oronoko sehr gewöhnlich; sie befinden sich aber auch in kleinern Flüssen und Seen.

Man findet hier auch Rochen von außerordentlicher Größe, die sich im Sande verbergen. Das Maul, welches sie in der Mitte des Bauchs haben, liegt beständig dicht an der Erde. Sie sind platt und werden erstaunend groß. Ihr breiter Schwanz ist mit 3 oder 4 sehr harten und spitzen Stacheln bewaffnet. Die Indianer bedienen sich derselben als Spitzen an ihre Pfeile.

Eine Wunde davon ist giftig und schwer zu heilen. Wenn man einen Fluß durchwaten will, so muß man vorher mit einem Stocke die Stellen sondiren, wohin man den Fuß setzt. Vermittelst dieser Vorsicht hat man nichts von ihnen zu fürchten, weil sie sich dann entfernen. Wenn man aber aus Versehen, da sie beständig im Sande verborgen liegen, auf sie träte, dann erheben sie ihren Schwanz, krümmen ihn und verwunden gefährlich damit. Um sich wieder zu heilen, sagt man, sey es hinreichend, auf die Wunde ein Stück Fleisch von demselben Thiere zu legen, oder die Asche von einer gewissen Staude (dardillon) mit Weinessig vermischt. Man fand beim Zergliedern dieser Rochen keine Eyer, wie bei andern Fischen, sondern lebendige Junge, ohngefähr so groß wie ein Zweigroschenstück, deren Schwanz ebenfalls schon mit Stacheln bewaffnet war, so daß sie bei der Geburt den Bauch der Mutter leicht verletzen konnten.

Die Tamborette ist ein kleiner Fisch, wovon der größte noch kein Pfund wiegt. Er hat kein Schild, aber eine sehr dicke Haut; der Rücken ist schwarz und der Bauch weiß. Man muß sich wohl hüten, ihn nicht zu essen; die, welche es aus Unbesonnenheit thaten, schwollen auf einmal auf, und starben, ohne daß man ihnen hätte helfen können.

Sechster Abschnitt.

Besondere Merkwürdigkeiten von einigen Schlangen, Würmern und Insekten.

Unter den verschiedenen Arten von Schlangen, womit die wüsten Einöden dieses Landes angefüllt sind, ist der Buio die größte. Die Indianer nennen sie Aviosa, und die Spanier Madre del Aqua, Wassermutter, weil sie sich gewöhnlich im Wasser und an sumpfigen Oertern aufhält. Diese Schlange sieht aus wie ein Baumstamm. Sie hat um den Leib eine Art von Bart oder Moos, so wie man es an wildwachsenden Bäumen findet, welches wahrscheinlich vom Staube oder Schmutz kömmt, welcher sich an ihren Körper ansetzt, den das Wasser anfeuchtet und die Sonne nachher wieder trocknet. Sie ist gewöhnlich 15 bis 20 Fuß lang und verhältnißmäßig dick, bewegt sich aber nur sehr unmerklich, und würde in einem ganzen Tage kaum eine halbe Meile zurücklegen. Ihr Körper drückt sich eben so tief in den Boden ein, als es ein Schiffsmast oder ein anderer großer Baum thun würde, den man

auf dem Boden herzöge. Sobald sie Geräusch hört, richtet sie den Kopf in die Höhe, verlängert sich um 4 oder 5 Fuß, geht auf den Tieger, den Dammhirsch und jedes Thier, es sey welches es wolle, selbst auf Menschen los. Wenn sie ihren Rachen öffnet, so haucht sie einen sehr giftigen Athem aus, der sowohl Menschen als Thiere betäubt und eine gewisse anziehende Kraft hat, welche vermittelst einer unwillkührlichen Bewegung die Gegenstände ihr so nahe bringt, daß sie dieselben leicht verschlingen kann. Das einzige Mittel, die Wirkung dieses giftigen Hauchs zu vereiteln, ist, mit einem Hute oder auf eine andere Art die damit geschwängerte Luftsäule zu durchbrechen. Sobald dies geschehen ist, wird jene Zauberkraft vernichtet, und man behält seine Freiheit, sich zu wenden, wohin man will. Um sich vor diesem gefährlichen Thiere in Acht zu nehmen, jagen die Indianer niemals allein. Der Buio hat keine Zähne, und gebraucht daher viele Zeit, um seine Beute ganz zu verschlingen; indessen wird er vermittelst seines weiten Schlundes doch damit fertig, wenn sie auch noch so groß ist. Man trifft diese ungeheuern Schlangen oft an der Sonne liegend an; zuweilen vertritt dann ein Hirschgeweih, welches sie nicht gleich mit verschlingen konnten, bei ihnen die Stelle eines

Knebelbarts. Wenn diese Riesenschlange ausgeschlafen und ihren Fang zum Theil verdauet hat, so geht sie gleich wieder auf neue Beute aus, die ihr auch sicher genug ist, sobald sie dieselbe nur in einer gewissen Entfernung mit ihrem Hauche berühren kann. Sie finden sich sehr häufig an feuchten und sumpfigen, besonders an unbewohnten Oertern, und es vergeht kein Jahr, daß nicht einige unvorsichtige Menschen auf der Jagd oder beim Fischen durch sie umkommen *).

Die Cocadores oder Jagdschlangen sind eben so dick wie jene, und noch länger. Die Leichtigkeit, mit welcher sie ihre Beute verfolgen, die ihnen nicht entgehen kann, ist zu bewundern. Ihr Biß muß fürchterlich seyn, da ihre Zähne eben so stark sind, wie die eines großen Hundes.

Die Schlange Sibuca ist erdfarbig, weswegen man sie kaum bemerkt, selbst wenn sie ganz ausgestreckt liegt. Noch unkennbarer ist sie aber, wenn sie sich zusammengerollt hat, wo sie dann wie ein Haufen trockner Kuhmist aussieht. Sie ist sehr flink und gelenkig, und schießt an den ihr in den Weg kommenden Wanderer hoch hinauf.

*) Dies ist wahrscheinlich dieselbe Riesenschlange, welche auch in Surinam gefunden wird. Ich verweise deshalb auf Stedmanns Nachrichten, wo sich auch eine Abbildung derselben befindet.

A. d. U.

Ihr Biß ist giftig. Sie hält sich nur in gemäßigten, weder in kalten noch warmen Ländern auf.

In den erstern, besonders da, wo es viel Ameisen giebt, findet man eine Art Schlangen mit zwei Köpfen, die gewöhnlich einen Daumen dick und etwas über einen Fuß lang sind. Ihre Farbe ist ein weißgeflecktes Grau. Sie bewegen sich sehr langsam, welches sie weniger furchtbar macht, obgleich ihr Biß sehr giftig seyn soll. Da sie die Wärme scheuen, so verbergen sie sich in Ameisenhaufen, und kommen nicht anders, als wenn es geregnet hat, aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorschein. Diese Schlange besitzt die besondere Eigenschaft, abgeschnittene Theile ihres Körpers wieder mit einander zu verbinden. Getrocknet und zu Pulver zerrieben, soll sie ein vortreffliches Mittel seyn, zerbrochene Knochen wieder zu heilen.

Das allgemeine spezifische Mittel der Völker am Oronoko gegen jeden Schlangenbiß, ist: Tobacksblätter zu kauen, wovon man die eine Hälfte verschlucken, die andere Hälfte aber drei bis vier Tage lang auf die Wunde legen muß. Man hat den Versuch gemacht, einer durch einen Schlag auf den Kopf betäubten Schlange gekaueten Toback ins Maul zu stopfen, worauf sie sogleich ein

starkes Zittern bekam, welches nur mit ihrem Tode aufhörte.

Ein anderes Mittel gegen den Biß aller Arten von Schlangen, ist, wenn man an dem Orte, wo man sich eben befindet, Gelegenheit dazu hat, vier trockne Schröpfköpfe nach einander auf die Wunde zu setzen. Der erste fügt Fleisch und Haut wieder zusammen; der zweite zieht eine gelbe Flüssigkeit aus der Wunde; der dritte dieselbe, aber schon mit Blut gefärbt; der vierte endlich bloßes Blut. Nach dieser Operation bleibt nicht das mindeste Gift in der Wunde.

Außer diesen giftigen Thieren ist das feste Land noch mit einer ungeheuren Menge sehr beschwerlicher und selbst gefährlicher Insekten angefüllt. Die unerträglichsten sind die Muskitos. Es giebt deren drei Arten: dicke, welche Zancudos heißen, oder die weißgefleckten langbeinigen, und bei Tage die Luft verdunkeln. Die zweite ist nicht viel größer als ein Pulverkorn; diese werden Jejenes genannt. Die Rodadores endlich, fast eben so klein, fallen, wenn sie sich voll Blut gesogen haben und dann ihrer Flügel nicht mehr bedienen können, zur Erde und sterben. Diese drei Arten von Fliegen oder Mücken setzen sich ins Gesicht, auf die Hände und andere unbedeckte Theile des Leibes, saugen das

Blut aus und verursachen ein sehr unangenehmes Jucken.

Einige sumsen unaufhörlich; andere stechen, ohne das mindeste Geräusch zu machen. Jene lassen wegen ihres Sumsen nicht schlafen, und scheinen dadurch anzukündigen, daß man auf seiner Hut seyn solle. Diese aber greifen unvermuthet an, und sind deshalb schwerer zu vermeiden. Inzwischen ist doch jene sumsende Art Mücken, nach dem Geständniß aller Einwohner, verhaßter als die andern; sey es nun, weil das beständige Sumsen ermüdet, oder weil man sich nicht immer von ihnen drohen lassen will.

Diese Mücken, etwas größer als die bei uns gewöhnlichen, finden sich zuweilen in solcher Menge, daß man, um eine Mahlzeit zu halten, sich in einen dunkeln Winkel begeben, oder im Gehen essen muß. Die Indianer haben, um sich des Nachts vor diesen zudringlichen Insekten zu schützen, eine abgelegene Hütte im Holze, wohin sie sich gegen Abend ganz in der Stille begeben, aus Furcht, daß diese Thierchen sie sonst verfolgen möchten; denn ihr Instinkt treibt sie dahin, wo sie Geräusch hören. In einer solchen Hütte, welche unsern Eiskellern nicht unähnlich sind, befinden sich zuweilen 30 bis 40 Personen, und dann wird es freilich oft unerträglich heiß darin.

Eine Art Pechschwarzer Fliegen, so groß als die unsrigen, Galofas genannt, stechen im schnellsten Fluge. Sie fliegen bei Haufen von Tausenden, besonders in den feuchten und sumpfigen Gegenden.

Hornissen und Wespen sind daselbst nicht weniger zahlreich und beschwerlich. Die gefährlichsten von allen diesen Insekten aber sind die grünen Fliegen oder Gusanos, welche man in großer Menge an den Flüssen Apure, Uru, und vorzüglich in den sehr heißen Landstrichen findet. Diese saugen, so wie alle übrigen Insekten, das Blut aus und legen ein kleines, kaum bemerkbares, Ey in die Haut, aus welchem dann ein rauher, haariger Gusano entsteht, wodurch die Stelle entzündet wird und aufschwillt. Dazu gesellt sich gewöhnlich noch ein starkes Fieber. Die Häute, in welche das Thierchen eingehüllt ist, sind so steif, daß es bei jeder Bewegung einen sehr empfindlichen Schmerz verursacht. Wer die Ursach davon nicht kennt, es nur für eine gewöhnliche Geschwulst hält und als solche behandelt, ist ohne Rettung verloren, indem dies Insekt nach acht Tagen schon 10 bis 12 Junge erzeugt, welche, jedes nach seiner Seite hin, sich ins Fleisch hineinarbeiten, um sich eine eigne Wohnung darin zuzubereiten und wieder eine junge Brut hinein

zu setzen. In den Ländern, wo diese Insekten sich in sehr großer Menge befinden, tödten sie auf diese Art Hunde, Ziegen und noch größere Thiere, die oft in- und auswendig ganz voll von ihnen sitzen.

Das Mittel, um den Folgen des von dem Gusano verursachten Geschwulstes vorzubeugen, ist Tobacksjauche, oder in deren Ermangelung, gekaueter Toback. Das dadurch betaumelte Insekt fängt dann an, sich heftig zu bewegen, wodurch die Schmerzen vermehrt werden. Man drückt alsdann mit beiden Fingern das Fleisch in einiger Entfernung von der Stelle, wo das Insekt sitzt, um es nicht zu zerdrücken, und wenn man damit allmählig stärker fortfährt, so kommt es endlich heraus. Man hat dann nichts weiter zu thun, als die Wunde zu verbinden.

In allen jenen warmen Ländern, besonders in der Nähe der Flüsse, schwärmen eine ungeheure Menge kleiner, kaum zu bemerkender, Insekten umher, welche die Spanier Coquitos nennen. Sie verursachen lauter Blasen auf dem Leibe, und man wird sie nicht eher gewahr, als bis sie sich voll Blut gesogen haben, und selbst dann sind sie noch so klein, daß man sie kaum mit der Spitze der Finger fassen kann. Wenn man sie los seyn will, so muß man sich mit ge-

kauetem Toback reiben, welcher sie tödtet und abfallen macht.

Die Coyas oder Coybas sind etwas größere Insekten. Sie sehen scharlachroth und wie Motten aus. Man läßt sie auf den Theilen des Leibes, auf welche sie sich gesetzt haben, ruhig herumspatzieren und wagt es nicht, sie weder zu tödten noch zu berühren. Denn die Feuchtigkeit, welche dies Insekt in seinem kleinen Körper enthält, ist so bösartig, daß wenn man das Thierchen auf der Haut zerdrückt, dieselbe in die Poren eindringt, sich mit dem Blute vermischt und eine Geschwulst am ganzen Körper verursacht, worauf sehr bald der Tod erfolgt. Das einzige Mittel gegen dies Uebel ist, den Kranken, sobald er zu schwillen anfängt, über die Flamme von einer gewissen Art Stroh, Guaycan, welches man in der Gegend findet, zu halten. Vier oder fünf Indianer fassen den Kranken, wenn das Stroh angezündet ist, bei den Händen und Füßen, und ziehen ihn mit vieler Geschicklichkeit schnell durch die Flamme. Nach dieser Operation ist man sicher, daß der Kranke nicht stirbt. Dies Mittel scheint freilich etwas grausam, allein es ist das einzige, welches man bis jezt noch hat ausfindig machen können. Glücklicherweise findet sich dies Insekt nicht allenthalben, sondern nur in einigen Provinzen.

Siebenter Abschnitt.

Lebensart, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche der Indianer am Oronoko und Amazonenfluß.

Man nennt gewöhnlich die Eingebohrnen von Amerika Indianer, aber mit Unrecht; denn eigentlich sollte man sie doch nach dem Namen des Landes, Amerikaner nennen. Die ältern Bewohner von Amerika nennen sich selbst unter einander Calinas. Auch sind sie weit entfernt, sich gegen uns für Wilde und Barbaren zu halten, wie wir sie gewöhnlich auch zu nennen pflegen; und wenn sie frei von den Lastern, welche die sie besuchenden Europäer ihnen kennen lehrten, erst alle Untugenden, Thorheiten und Lächerlichkeiten dieser sogenannten polizirten Nazionen kennten, so würde ihr guter natürlicher Verstand, und zwar nicht ganz mit Unrecht, uns wahrscheinlich selbst jene Beinamen geben.

Die Völkerschaften, welche die Ufer des Oronoko und die benachbarten Länder bewohnen, sind sowohl im Physischen als Moralischen sehr von einander verschieden. Einige sind groß, andere

von mittlerm Wuchs; einige stark und dick, andere mager und dürr. Es giebt Nazionen unter ihnen, wo die Männer überhaupt gut gebildet und gewachsen, und wieder andere, wo sie ungestaltet sind und eine widrige, ungefällige Gesichtsbildung haben. Einige zeigen viel Feuer in den Augen, und in allem, was sie thun; andere besitzen dagegen wieder sehr viel Phlegma, und sind äußerst träge. Trunkenheit ist nicht das einzige Laster, welches man ihnen vorwerfen kann; sie sind auch fast alle große Lügner. Wenn man sie auf Lügen ertappt, so kommen sie aus der Fassung, und entfernen sich verwirrt und beschämt; sehr bald darauf verfallen sie aber gleichwohl wieder in denselben Fehler. Das Stehlen scheinen sie zwar zu verabscheuen, sind aber nichts desto weniger sehr geneigt und geschickt dazu.

Alle diese Völker haben, ohne Ausnahme, dickes langes Haar, welches erst im hohen Alter anfängt weiß zu werden. Sie tragen keinen Bart, und scheinen sehr froh zu seyn, keinen zu haben; denn, sobald ein Härchen am Kinn zum Vorschein kommt, reißen sie es sorgfältig aus. Die Augenbraunen lassen sie aber wachsen. Die Guamos und Othomacos machen eine Ausnahme, und tragen einen sehr langen Bart. Sie bedienen sich der Muschelschalen zum Rasiren,

welche dieselben Dienste thun, als die kleinen Kneipzangen, deren man sich in Europa wohl zuweilen zu diesem Behuf bedient.

Ihre Physiognomie hat im Ganzen nichts Angenehmes. Die Augen sind schwarz, nicht zu groß, und haben einen sehr schönen weißen Cristall. Ihre Nasen sind sehr besonders geformt. Sie haben nemlich auf beiden Seiten zwei runde, außerordentlich knorpliche Callus. Oben sind sie sehr platt, unten aber breit und dick, und die Nasenlöcher groß und weit. Ihre Lippen sind etwas aufgeworfen, doch aber noch ziemlich verhältnißmäßig; die Zähne blendend weiß und bis ins späteste Alter, ja bis zum Tode, völlig gesund. So weiß sie aber von Natur auch sind, so verändern sie doch sehr bald ihre Farbe und bekommen einen röthlichen Anstrich, da man sie täglich mit Roncou färbt. Aeußerst selten findet man einen Lahmen, Bucklichen oder Verwachsenen unter ihnen; die wenigen ausgenommen, welche es etwa durch irgend einen unglücklichen Zufall geworden sind.

Die Weiber dieser Indianer sind fast eben so groß als die Männer, und sehr schön. Sie haben große schwarze Augen, sehr regelmäßige Gesichtszüge und Pechschwarzes Haar, welches auf ihren Schultern spielt. Es fehlt ihnen nichts

als die weiße Farbe der Europäerinnen, um, wenigstens nach unsern Begriffen, eben so schön als diese zu seyn. Ob sie gleich schwach zu seyn scheinen, so haben sie doch einen festen Körperbau. Ihre Haut ist, so wie die der Männer, mit Roucou überzogen; allein die besondere Reinlichkeit, durch welche sie sich vor diesen auszeichnen, erhöhet ihre Reize.

Uebrigens sind diese Völker eigentlich doch noch Wilde, ob sie gleich einen guten natürlichen Verstand besitzen. Die Männer überlassen sich ganz der Trägheit und dem Müßiggange; alle häuslichen und Feld-Arbeiten fallen daher den Weibern zu. Diese bauen, warten und sammeln die nahrhaften Pflanzen, bereiten die übrigen Lebensmittel und den Chica, das Lieblingsgetränk der Männer, welche sie auch bedienen müssen. Diese bekümmern sich um nichts weiter als um den Fischfang und die Jagd, geben sich aber nicht die Mühe, Fisch und Wildprett nach Hause zu tragen, sondern schicken ihre Weiber hin, um dasselbe aufzusuchen, und berauschen sich oder schlafen, während ihre unglücklichen Gefährtinnen mit Arbeiten überhäuft sind. Es hält sehr schwer, sie zu einem thätigen Leben zu gewöhnen, selbst nicht in Rücksicht ihrer unentbehrlichsten Bedürfnisse.

Unter den Caraiben, der zahlreichsten und kriegerischesten Nazion, sind die Männer groß und wohlgebaut. Sie bewohnen einen großen Strich Landes, welchen der Cauca bewässert, und der zwischen dem Oronoko und der nach Süden zu laufenden Bergkette eingeschlossen ist. Diese Nazion ist noch die grausamste von allen andern. Doch fängt sie jezt an, etwas civilisirter zu werden, und im guten Vernehmen mit den den Spaniern unterworfenen Völkerschaften zu leben.

Die Völker, welche jenseits der Gebirge wohnen, kennt man noch sehr wenig, da man bis jezt noch nicht bis zu ihnen gekommen ist. Auch hält es schwer, den Ursprung aller dieser Völker zu erforschen, von denen einige sich durch Gestalt, Ansehn, Bildung und eine sanftere Sprache sehr vortheilhaft auszeichnen sollen. Man findet weder Mahlereien, noch Schriftzüge, oder irgend eine andere Art Denkmähler, welche das geringste Licht über ihre Geschichte verbreiten könnten. Wenn man von den Caraiben durch Fragen einige Nachrichten hierüber einziehen will, so antworten sie sehr hochtrabend: Wir sind Männer, die andern aber nur Sclaven. Anders erlaubt ihnen ihr Stolz nicht, sich zu erklären. Zufolge ihrer Tradition soll das höchste Wesen seinen Sohn vom Himmel herunter gesandt haben, um

eine ungeheure Schlange zu tödten. *) Nachdem er diese besiegt hatte, entstanden in den Eingeweiden des Thiers Würmer, wovon jeder einen Caraiben mit seinem Weibe erzeugte. Da das Ungeheuer vorher einen blutigen Krieg mit den benachbarten Nazionen geführt haben soll, so betrachten die Caraiben, welche ihm ihr Daseyn zu verdanken glauben, alle diese Völker als Feinde. — Die Saliras geben einen nicht weniger abgeschmackten Ursprung vor. Sie glauben nemlich, die Erde habe ehemals auch Männer und Weiber erzeugt, so wie sie jezt Pflanzen und Blumen hervorbringt, und daß auf gewissen Bäumen, statt der Früchte, Menschen gewachsen wären. Ihre Gedanken erstrecken sich nicht über das Land, welches sie bewohnen; auch haben sie keine andere Begriffe, als welche sie mit den Thieren gemein haben.

Diese Völker können überhaupt weder rechnen noch schreiben. Dafür haben sie aber ein vortreffliches Gedächtniß, welches ihnen, vermittelst der Tradition, die Gebräuche ihrer Vorfahren, die Jahrbücher ihrer Geschichte, von den entferntesten Zeiten an, und die Begebenheiten in

*) Die Aehnlichkeit dieser Tradition mit der christlichen läßt vermuthen, daß sie den ersten Missionarien ihren Ursprung verdanke.

A. d. U.

den Kriegen, die sie sowohl unter sich, als mit den Europäern geführt haben, treulich aufbewahrt. Wer sich die Mühe geben wollte und Geduld genug besäße, der könnte durch vieles Fragen, und wenn er ihre Erzählungen sammelte, eine Geschichte dieser Völker zusammensetzen, welche sehr interessant werden würde.

Um eine einfache oder größere Zahl auszudrücken, bedienen sie sich der Finger und Zehen; wollen sie aber eine Zahl über 20 anzeigen, so fassen sie eine Handvoll von ihren Haaren, zeigen diese und sagen dabei in ihrer Sprache: Soviel! Eine Anzahl, welche sie nicht deutlich angeben können, nennen sie Tapoiné.

Wenn sie aber Zusammenkünfte halten wollen, so bedienen sie sich sehr bestimmter Zeichen. Sie drücken die Anzahl der Tage, welche bis dahin verfließen sollen, durch Knoten aus, welche sie in einen dünnen Strick schlagen, so wie es die Peruaner machen, von welchen sie vielleicht abstammen. Jeden Tag machen sie einen Knoten auf, und wenn sie dann an den letzten kommen, so sehen sie, daß die bestimmte Zeit da ist.

Da die Saliras sich beständig in Wäldern aufhalten, so haben sie erst durch die Missionarien erfahren, daß es auch Menschen giebt, die Kleider tragen. Das erstemal, als sie einen sol-

chen bekleideten Menschen erblickten, wurden sie von Furcht ergriffen, liefen fort und versteckten sich ins Holz, mit einem fürchterlichen Geheul. Anfangs staunten die Europäer nicht wenig über die gänzliche Blöße der Weiber und Töchter des Landes, welche keinen ihrer Reize verhüllen. Auch erröthen sie deshalb gar nicht, und werfen die Tücher, welche man ihnen giebt, um gewisse Theile ihres Körpers zu bedecken, in den Fluß, um sich derselben nur nicht bedienen zu dürfen. Wenn man sie um die Ursache fragt, so antworten sie, daß eine solche Bekleidung sie nur erst schaamhaft machen würde, gleichsam als ob sie wüßten, daß verhüllte Reize weit leichter die Begierden erregen, als ein ganz entblößter Leib. Aus diesem Gefühl von Schaam trägt auch bei andern Indianischen Nazionen Niemand Kleider, als die Buhlerinnen, denen es an Schaamhaftigkeit fehlt, und welche dadurch die Begierden reizen wollen.

Alle Nazionen am Oronoko und in Guiana überhaupt besalben sich vom Kopf bis zu den Füßen mit Oel und Roucou. Die Mütter thun ein Gleiches mit ihren Kindern, selbst die Säuglinge nicht ausgenommen. Dies geschieht wenigstens zweimal des Tages, Morgens und Abends. Sie salben auch ihre Männer, und bedienen sich dazu eines großen Haarpinsels. An Festtagen

bemahlen sie sich mit vielen Figuren von verschiedenen Farben, und jedesmal, wenn der Mann vom Fischen oder einer andern Verrichtung zurückkömmt, so wischt eine seiner Weiber oder Töchter ihm sorgfältig die vom Staube verdorbene Salbe ab, und reibt ihm wieder frische ein. Diese Salbung dient ihnen zum Schmuck und schützt sie zugleich vor den Muskitos. Auch macht die dicke Salbe sie weniger empfindlich gegen die brennende Sonnenhitze, und verhindert die zu starke Ausdünstung. Außerdies schmücken die Männer sich noch mit auserlesenen Federn, und tragen an den Knieen und Fersen vier große Büschel Baumwolle. Sie verzieren Nasen und Ohren mit verschiedenen lächerlichen Kostbarkeiten, und stecken Federn in die durchlöcherten Backen. Andere bedienen sich zu diesem Behuf dünner Gold- und Silber-Bleche, welche sie sich selbst auf ihre Art bearbeiten. Die Saliras lassen sich auch von ihren Weibern Morgens und Abends kämmen, und das Haar in Ordnung bringen. Ist der Mann dann einmal gekämmt und gesalbt, so krazt er sich gewiß den Kopf und Leib nicht mehr, aus Furcht, seinen Putz zu verderben. Eher würde er jedes Uebel ertragen, als seinen Kopfputz und seine Federn in Unordnung bringen.

Die Caberes und die Caraiben schmü-

cken sich an festlichen Tagen mit Halsbändern von den Zähnen der Verstorbenen, z. B. wenn sie sich verheirathen, wenn sie die Geburtstage ihrer Caziken und Anführer feiern, oder auch wenn sie von einer langen Reise zurückkommen. An diesen Tagen erscheinen sie ganz nackt, wohlgesalbt und bemahlt. Erst beschmieren sie sich wie gewöhnlich, nachher überziehen sie den Leib mit einer Art Leim oder Harz, und bekleiden sich sehr künstlich mit einer Art kleiner dünner Matten von verschiedenen Farben, welche in einer gewissen gleichförmigen Entfernung von einander so angelegt werden, daß ein Fremder, der es nicht vorher weiß, glauben würde, sie wären in kostbare Stoffe gekleidet. Dieser Schmuck ist nicht bloß für einen Tag; sie sind genöthigt, ihn so lange zu tragen, als das Harz seine Klebrigkeit behält, welche es sobald nicht verliert. Einige kleben Federn von verschiedenen Farben, symmetrisch geordnet, auf die Figuren, welche der Leim auf ihrem Leibe zurückläßt, welches sonderbar genug aussieht. Dieser Verzierung bedienen sich besonders die Tänzer. Andere, vorzüglich die Krieger, tragen auf dem Kopfe ein Barett mit großen Federn, in Form einer Krone oder eines Diadems. Auch bedecken sie sich den Kopf mit einer Art Perucken von besondern Federn und

sehr lebhaften Farben. Diese tragen sie auf der Jagd und beim Fischen, da eine solche Perucke, außer dem Zierrath, sie auch vor den brennenden Sonnenstrahlen und dem Regen schützt. Nichts ist aber lächerlicher, als einen übrigens ganz nackten Indianer mit einer sehr reich ausgeschmückten Perücke auf dem Kopfe, stolz auf diesen Schmuck, rudern oder nach dem Holze laufen zu sehen.

Die ersten, welche dies Land beschifften, namentlich die Spanier, sprachen von Guiana und dem südlichen Amerika überhaupt nicht anders, als mit Enthusiasmus und den lächerlichsten Uebertreibungen. So erzählten sie z. B., daß es in Guiana eine Provinz gäbe, wo die Einwohner, wenn sie sich die Haut mit dem Safte gewisser Kräuter gerieben hätten, nachher den ganzen Leib mit Goldstaub bestreueten.

Sobald ein Mädchen zur Welt kommt, so bindet ihm die Mutter das Bein unter dem Knie und oberhalb der Knöchel am Fuß mit dicken breiten Binden, wodurch die Waden außerordentlich stark werden, welches bei ihnen für eine ganz besondere Schönheit gehalten wird.

Außer den gewöhnlichen Verzierungen in Nasen und Ohren, welche auch die Männer haben, tragen die Weiber noch an den Armen, Beinen, um den Hals und als Gürtel, verschiedene

Bänder mit allerlei kleinen Zierrathen, welche sie sehr geschickt zu ordnen wissen. Auch behängen sie sich mit Schnüren von Affenzähnen und den Zähnen anderer Thiere. Die, welche sich Glascorallen zu verschaffen wissen, tragen diese fast an allen Theilen des Leibes, so daß sie oft ganz damit behangen sind; und um diesen seltsamen Schmuck noch zu heben, stecken sie in jedes Ohr, nachdem sie vorher ein großes Loch hineingebohrt haben, einen dicken Caymannszahn.

Unter den Nazionen, welche den Spaniern in Guiana am nächsten wohnen, oder mit den getauften Indianern in Verbindung stehen, bedecken die Männer sich größtentheils mit einem Stück Leinwand. Die Weiber tragen eine kurze Schürze, welche mit kleinen Glasstücken, in Form eines Fächers, besetzt ist. Einige bedecken die Schaamtheile auch mit den Fasern der Mürichi-Palme, welche dieselben Dienste thun, als gehechelter Hanf.

Die Indianer nehmen oft zwei, drei und vier Weiber, je nachdem sie, vermittelst der Jagd und Fischerei, ein reichliches Auskommen haben. Als ein Zeichen des Uebermuths und des Stolzes betrachten sie es aber, noch mehrere, und wie dies zuweilen der Fall ist, 10 bis 12 zu besitzen. Es ist indessen zu bemerken, daß sie erst immer

nach Verlauf eines Jahrs noch ein Weib nehmen dürfen. Da es aber fast unter allen diesen Völkern Sitte ist, daß der Bräutigam seine Braut kauft, indem er seinem künftigen Schwiegervater ein Geschenk von Früchten, Wildprett, Fischen u. s. w. machen muß, oft aber nicht im Stande ist, so viel anzuschaffen, als die Väter für ihre Töchter fordern: so begnügen sich viele mit einem Weibe. Hat einer aber mehrere Weiber, so leben diese nie in gutem Vernehmen mit einander. Jede hat deshalb ihre eigene Hütte, wo sie mit ihren Kindern für sich lebt. Nach Verhältniß der Anzahl derselben vertheilt der Mann Fisch und Wildprett unter sie. Wenn ihr Magen sie erinnert, daß es Zeit zum Essen ist, so wird eine Art von Matte auf der Erde ausgebreitet, welche die Stelle des Tisches vertritt. Der Mann nimmt dann allein Platz, und jedes seiner Weiber bedient ihn mit einem Gericht Fleisch oder Fisch, mit etwas Gebackenem von Caßara, oder auch nur mit einem Brodte von Mais. Darauf entfernen sie sich wieder, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen, und ohne sich darum zu bekümmern, ob er etwas ißt oder nicht. Nachher bringt ihm jede noch ein Maaß Chika, welches sie vor ihm hinsetzen. Wenn er nun seine Mahlzeit gethan hat, so schließen sie sich wieder in ihre Hütten

ein, und jede ißt alsdann mit ihren Kindern für sich. Auch arbeitet jede allein auf dem ihr angewiesenen Felde. Der Mann theilt nemlich das urbar gemachte Land genau unter sie, und jede besäet und bestellt den ihr zugefallenen Theil, ohne sich im mindesten um den ihrer Nachbarin zu bekümmern. Demohngeachtet wird der Hausfriede doch oft gestört.

Die Guayquiries und Palenques sperren ihre Töchter 40 Tage vorher, ehe sie dieselben verheirathen, ein, und unterwerfen sie einem strengen Fasten. Ihre tägliche Portion besteht in drei Datteln des Mürichibaums, drei Unzen Caßara und einem Krug Wasser. Daher sehen sie dann auch am Hochzeittage Skeletten ähnlicher als Bräuten. Zur Rechtfertigung einer so seltsamen Behandlung führen sie den sonderbaren Grund an, daß die Mädchen in dieser kritischen Periode alles verdürben, was ihnen zu nahe käme; so daß, wenn z. B. ein Mann nur einen Fuß dahin setze, wo sie hergegangen wären, seine Beine so aufschwöllen, daß er zuweilen daran sterben müsse. Um dies nun zu verhüten, und ihre Töchter zugleich ganz rein den Händen ihrer künftigen Gatten zu überliefern, seyen sie genöthigt, dieselben so strenge zu behandeln.

Die ganze Nacht vor der Hochzeit wird dazu

angewandt, die durch das Fasten den Mumien ähnlich gewordenen Leiber der Bräute zu bemahlen und mit Federn zu schmücken. Diese Toilette erfordert so viel Zeit, daß man zuweilen am andern Morgen noch nicht fertig damit ist. Inzwischen kommen mit Sonnenaufgang ein Haufen Tänzer, ebenfalls mit Federn geschmückt, mit Trommeln und Flöten aus dem Walde, und tanzen einigemale um das Haus der Braut herum. Eine alte Frau tritt heraus und reicht ihnen eine Schüssel mit Fleisch, welches sie annehmen, ins Holz zurückeilen und es auf die Erde werfen, indem sie ausrufen: „Da nimm das, gieriger Teufel, und laß uns heute in Ruhe." Sie kommen hernach mit Blumenkränzen wieder zurück, indem sie in der rechten Hand ebenfalls einen Blumenstrauß, in der linken aber Schellen haben, womit sie die Flöten begleiten. Sie begeben sich dann wieder vor die Thür der Braut, wo sie einen andern Haufen Tänzer finden, welche mit bunten Federn geschmückt sind. Tänze und Musik beginnen dann von neuem. Endlich erscheint die Braut, nach einem vierzigtägigen Fasten und einer schlaflosen Nacht aber in einem Mitleid erregenden Zustande. Der ganze Zug geht sodann in Prozession ums Dorf. Dicht bei der Braut gehen zwei alte häßliche Weiber, welche bald

weinen, bald lachen, und wechselsweise Verse, sowohl auf die Beschwerden als auf die Annehmlichkeiten des Ehestandes, in ihrer Sprache absingen. Ach, meine Tochter! fängt die, welche weint, an, wenn Du die Schmerzen des Gebährens kenntest, Du würdest gewiß nicht heirathen! — O, erwiedert die andere, wie wirst Du Dich freuen, verheirathet zu seyn, wenn Du erst das Vergnügen, Mutter zu werden, empfinden wirst! — Wie viel Schmerz und Verdruß verursacht dem unglücklichen Weibe die schlechte Begegnung des Mannes! fährt jene fort. — Wie leicht vergißt man in den Armen eines jungen zärtlichen Mannes allen Kummer und Beschwerde! entgegnet die andere. — Ach, meine Tochter, fängt die Klagende wieder an, wie werden Deine Tage unter dem Druck der Last, welche man Dir aufbürden wird, so langsam dahin schleichen! — Wie kurz, erwiedert die Lachende, werden die Nächte Dir dünken, an der Seite eines jungen Mannes! — Indem nun so die einen lachen, die andern weinen, die Musicanten einen abscheulichen Lerm machen, die Kinder aus Leibeskräften schreien, und die jungen Eheleute nicht wissen, wie sie sich bei diesem tumultuarischen Feste nehmen sollen, setzt man sich an einen mit Fischen, Schildkröten, Wildprett und Früchten wohlbesetzten Tisch, und

ißt, trinkt, tanzt, singt und lärmt bis an den andern Morgen.

Die Othomacos haben eine sehr sonderbare Gewohnheit. Die Jünglinge müssen bei ihnen die ältesten Wittwen, und die jungen Mädchen alte abgelebte Greise heirathen. Auf diese Art, sagen sie, erfüllt jedes die eheliche Pflichten. Die jungen Leute werden schon von Natur selbst dazu angetrieben, und die Greise durch die Reize der jungen Mädchen gelockt. Sie finden die Freuden der Liebe so süß, daß sie dieselben bis zum Grabe zu genießen wünschen. Ein anderer Grund, welchen sie für diesen Gebrauch anführen, ist der, daß, wenn man, wie sie sagen, einen Jüngling mit einem jungen Mädchen verheirathet, man zwei Thoren mit einander verbindet, welche sich selbst noch nicht zu beherrschen wissen; statt daß eine alte Frau ihren jungen Gemahl haushälterisch zu Werke gehen lehrt, und ihm gute, auf eine lange Erfahrung gegründete Lehren giebt. Diese Gewohnheit mißfällt zwar den jungen Leuten sehr; sie finden aber Mittel, sich zu rächen und die Alten zu ärgern. Diese machen sich durch ihre Eifersucht verhaßt, und die jungen Weiber werden deshalb nur desto geneigter, sie zu betrügen.

In Rücksicht des Ehebruchs haben die In=

dianer gewisse Gesetze; einige lassen die Schuldigen von der Hand des Volks mitten auf dem öffentlichen Platze des Dorfs sterben; bei andern Völkerschaften begnügt sich der beleidigte Mann, zur Wiedervergeltung, bloß eben so oft bei dem Weibe des Ehebrechers zu schlafen, als dieser bei dem seinigen, womit denn beide Theile zufrieden gestellt sind. Noch andere wechseln auf bestimmte Zeit mit ihren Weibern, und wenn diese verflossen ist, kehrt jede zu ihrem Mann zurück, und wird dann von demselben nicht weniger geliebt, als vorher. Zuweilen brechen sie auch noch vor Ablauf der bestimmten Zeit, mit gegenseitiger Einwilligung, den gemachten Vertrag.

Verschiedene dieser Indianer betrachten es als eine Schande für den Mann, wenn ihre Weiber zwei Kinder auf einmal zur Welt bringen. Diese Grille geht so weit, daß die andern Weiber, ohne zu bedenken, daß ihnen dasselbe begegnen kann, eine solche Zwillingsgebährerin ausspotten. Wir sehen, sagen sie zu ihr, daß Du wie die Mäuse gebierst, die auch immer mehr Junge auf einmal werfen. Das Abscheulichste dabei ist, daß eine Mutter, welche von einem Kinde entbunden ist und noch ein zweites erwartet, sobald als möglich das erste verscharret, um sich nicht dem Spotte ihrer Nachbarinnen und den Vor-

würfen ihres Mannes, der nicht glauben kann, daß er Vater beider Kinder sey, Preis zu geben. Denn nur eins erkennt er für das Seine, und betrachtet das andere als eine Frucht der Untreue seines Weibes. Er läßt sie dann, sobald sie wieder aufstehen kann, vor die Thür seiner Hütte kommen, nimmt, nachdem er ihr öffentlich ihre schlechte Aufführung vorgeworfen hat, ein Bündel Ruthen, peitscht sie bis aufs Blut, und ermahnt alle Ehemänner, in einem ähnlichen Falle ein Gleiches zu thun.

Das Bette einiger dieser Völker besteht aus weiter nichts, als einem Haufen Sand, welchen sie vom Ufer der Flüsse holen, und worin sich Männer, Weiber und Kinder bis an die Mitte des Leibes, wie die Schweine, hineinwühlen.

Sie beweinen von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang ihre Verwandten, welche der Tod ihnen geraubt hat, und begleiten mit lautem Seufzen und Wehklagen den Gesang der Vögel.

Ohngeachtet ihrer Unbeständigkeit und Geringschätzung der Weiber, halten sich die Indianer doch mehr an die, welche sie zu Vätern machen, als an die, welche unfruchtbar sind. Kinder sind ihr Reichthum, weil diese für sie arbeiten müssen, und weil eine Anzahl derselben sie stärker und furchtbarer macht. Sie geben ihren Kindern aber

nicht

nicht den geringsten Unterricht, und diese sind auch zu keinem Gehorsam verpflichtet. So lange sie klein sind, werden sie von ihren Vätern sehr zärtlich geliebt; wenn sie aber älter werden, so scheint es, als ob sie sich einander nie gekannt hätten; ja man hat Beispiele, daß Söhne sich an den Urhebern ihres Lebens vergriffen haben. Einst, als verschiedene Caraiben mit Errichtung des Bauholzes zu einer Kirche beschäftigt waren, sagte ein junger Mensch zu seinem Vater: die Stelle, wo Du arbeitest, kommt mir zu, es ist der mir angewiesene Platz. Du irrst, erwiederte der Vater, diese Arbeit ist mir aufgetragen. Der Sohn wurde zornig, und gab dem Alten, in Gegenwart aller andern Arbeiter, eine Maulschelle. Er bekam dafür, auf Befehl des Missionairs, einige Prügel, und damit war die Sache abgethan. Ein anderer dabei befindlicher Europäer, über diesen Vorfall aufgebracht, tadelte den alten Caraiben wegen der Gleichgültigkeit, welche er dabei bezeigte. Glaubst Du, antwortete er ihm, daß unsere Kinder wie die Eurigen sind? Wenn ich meinen Sohn für das, was er that, züchtigen wollte, so würde er mich tödten, wenn er älter wird. So leidet die Verblendung dieses Volks, daß das erste Naturgesetz, welches uns tief ins Herz eingeprägt ist, Liebe und Achtung

gegen die Eltern, so gröblich bei ihnen beleidigt wird.

Bei denselben Indianern stellt man die jungen Leute, sobald die Jahrszeit der meisten Arbeiten herankommt, in Reihen, und die Alten lassen, mit Ruthen bewaffnet, auf ihre nackten Schultern so viel Hiebe regnen, daß die Haut davon abgeht. Ein Fremder, welcher Zeuge von dieser grausamen Behandlung war, fragte, was die Unglücklichen verbrochen hätten. Nichts, antwortete ein Alter; da aber jetzt die Zeit da ist, wo das Land begossen und gereinigt werden muß, um Mais darauf zu säen, so wollen wir mit den Ruthen den jungen Leuten die Faulheit austreiben, weil sie sich sonst um nichts bekümmern würden.

Die Liebe, welche diese Völker für ihre Kinder haben, wenn sie noch jung sind, verleitet sie oft, zu glauben, daß es die größte Wohlthat sey, welche eine Mutter ihrer Tochter erzeigen könne, wenn sie sie gleich nach der Geburt tödte. Ein Missionair warf einer Indianerin diese Unmenschlichkeit vor. Diese hörte ihn an, ohne die Augen aufzuschlagen, und als er geendigt hatte, gab sie ihm folgende Antwort: „Mein Vater, wenn Du es erlaubst, so will ich Dir offenherzig meine Meinung hierüber sagen. Wollte Gott, meine Mutter hätte bei meiner Geburt so viel Liebe

und Mitleiden für mich gehabt, um mir die Mühseligkeiten zu ersparen, welche ich bis jetzt erduldet habe, und die ich noch bis ans Ende meines Lebens zu erdulden haben werde. Wenn sie mich gleich nach der Geburt eingescharrt hätte, so würde ich den Tod damals nicht sehr empfunden haben; sie hätte mich dann von dem mir doch einmal unvermeidlich bevorstehenden Tode sowohl, als von den vielen Mühseligkeiten und Leiden, die für mich eben so schrecklich als der Tod selbst sind, zugleich befreiet. Ach, wer weiß, wie vieler Kummer meiner noch wartet, ehe ich sterbe. — Stelle Dir einmal recht lebhaft alle die Beschwerlichkeiten vor, welchen eine Frau bei uns unterworfen ist. Unsere Männer gehen auf die Jagd, mit ihren Bogen und Pfeilen, und dies ist auch ihre ganze Arbeit; wir hingegen müssen mit einem Korbe, worin ein Kind liegt, und mit einem andern Kinde an der Brust, dahin gehen. Unsere Männer schießen einen Vogel, oder fangen einen Fisch; wir müssen das Land umgraben, und zugleich alle häuslichen Arbeiten verrichten. Jene kommen des Abends ohne die geringste Last zurück; wir aber müssen, außer den Kindern, auch noch Wurzeln und Mais mitbringen. Wenn die Männer zu Hause kommen, so verplaudern sie die übrige Zeit mit ihren Freunden, und wir

müssen dann noch Holz und Wasser holen, und ihnen ein Abendessen bereiten. Wenn sie gegessen haben, so legen sie sich schlafen, statt daß wir fast noch die ganze Nacht damit zubringen müssen, ihnen ein Getränk zu bereiten. Und was ist am Ende unser Lohn dafür? Daß sie sich betrinken, uns im Rausch zerprügeln, uns bei den Haaren herumziehen und mit Füßen stoßen. O mein Vater, wollte Gott, meine Mutter hätte mich im Augenblick der Geburt getödtet! Du weißt selbst, daß wir uns mit Recht beklagen, da Du Dich alle Tage von der Wahrheit meiner Aussage selbst überzeugst; aber unsere größte Schmach kennst Du noch nicht. Ist es nicht doppelt traurig, daß eine arme Indianerin ihrem Manne auf dem Felde im Schweiß ihres Angesichts, und im Hause, des nöthigen Schlafs beraubt, als eine Sclavin dienen muß, da derselbe doch, nach Verlauf von 20 Jahren, seine erste Frau verstößt und eine andere jüngere nimmt, welche unsere Kinder schlägt und uns selbst mißhandelt? Und wagen wir es, uns hierüber zu beklagen, so bringt man uns mit der Peitsche zum Stillschweigen. Kann also wohl eine Mutter ihrer Tochter eine größere Wohlthat erweisen, als sie von allen diesen Uebeln durch den Tod zu

befreien, und sie einer Sclaverei zu entreißen, welche ärger als der Tod selbst ist?" —

Wenn die Kinder krank sind, so durchstechen sich die Mütter die Zunge mit Fischgräten. Mit dem Blute, welches aus diesen Wunden kommt, benetzen sie alle Morgen den Leib der Kinder, bis sie entweder sterben oder wieder gesund werden. Tritt aber der Fall ein, daß eine ganze Völkerschaft mit einer epidemischen Krankheit befallen wird, so muß das Oberhaupt derselben jedem Einwohner dieselbe Hülfe leisten. Er reibt ihnen den Magen mit seinem Blute, nachdem er sich den ganzen Leib mit solchen Lanzetten von Fischgräten durchstochen hat. Eins dieser Häupter, welches sehr blaß, mager und hinfällig war, wurde von einem Reisenden gefragt: ob er krank sey? Ich würde mich ganz wohl befinden, antwortete er, wenn meine Kranken mich nur nicht so mitnähmen. Diese Pflicht, deren Erfüllung oft den Tod nach sich zieht, vermag gleichwohl den falschen Ehrgeitz, an der Spitze einer Völkerschaft zu stehen, nicht zu schwächen, so viel dies ihnen auch oft kosten mag.

Um zu dieser Ehrenstelle zu gelangen, muß man besonders auffallende Beweise von Muth und Klugheit gegeben haben. Der, welcher nach der Stelle eines Anführers strebt, giebt seine Ab-

sichten dadurch zu erkennen, wenn er mit einem großen runden Schilde in seine Hütte kommt, die Augen vor sich niederschlägt und ein tiefes Stillschweigen beobachtet. Selbst seiner Frau und seinen Kindern entdeckt er seinen Plan nicht. Er zieht sich in einen Winkel der Hütte zurück, und läßt sich da einen kleinen Verschlag machen, in welchem er sich kaum bewegen kann. Ueber demselben wird seine Hängematte aufgehangen, damit er gar keine Gelegenheit habe, mit jemand zu reden. Er geht aus diesem Winkel nicht anders heraus, als um seine natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und um sich den harten Proben zu unterziehen, welche die andern Oberhäupter ihm nach einander auferlegen. Zuerst läßt man ihm sechs Wochen lang ein sehr strenges Fasten beobachten. Seine ganze Nahrung besteht dann in ein wenig gekochter Hirse und Caßara, wovon er aber nur das Mittelste essen darf. Die benachbarten Hauptleute besuchen ihn des Morgens und Abends. Sie stellen ihm sehr nachdrücklich vor, daß er, um sich dem ehrenvollen Grade, nach welchem er strebt, würdig zu machen, keine Gefahr fürchten dürfe; daß er nicht allein die Ehre der Nazion aufrecht erhalten, sondern auch Rache an denen nehmen müsse, welche im Kriege ihre Freunde und Verwandten gefangen genom-

men, und dieselben eines grausamen Todes haben sterben lassen; daß Arbeiten und Beschwerden künftighin allein sein Loos seyn werden, und daß er auf keinem andern Wege sich Ehre werde erwerben können. Nach dieser Anrede, welche er bescheiden anhört, giebt man ihm tausend Streiche, um ihn fühlen zu lassen, was er zu erdulden haben werde, wenn er den Feinden seiner Nazion in die Hände falle. Während dieser liebreichen Behandlung muß er ganz gerade stehen, und die Arme kreuzweis über den Kopf halten. Jeder von den Anführern giebt ihm drei derbe Hiebe mit einer aus den Wurzeln des Palmbaums geflochtenen Peitsche. Dergleichen zu drehen sind dann alle jungen Leute beschäftigt; und da der Candidat nur drei Hiebe mit einer jeden bekommt, so sind sehr viel solcher Peitschen nöthig, indem gewöhnlich eine große Menge Anführer gegenwärtig sind. Diese Geisselung wird in einem Zeitraum von sechs Wochen zweimal des Tages wiederholt. Man peitscht den Unglücklichen an drei Stellen des Körpers, auf der Brust, auf dem Bauch und an den Schenkeln. Das Blut strömt herunter; er darf aber, selbst bei dem heftigsten Schmerz, auch nicht einmal zucken, noch das geringste Zeichen von Ungeduld blicken lassen. Nachher wird er wieder in sein Gefängniß gebracht,

und darf sich nun in sein Bette legen, über welches man als Siegeszeichen alle die Peitschen aufhängt, die ihn zerfleischt haben. Wenn er diese sechs Wochen überstanden hat, so stellt man ihn auf eine andere Probe, um seine Standhaftigkeit zu prüfen. Alle Oberhäupter der Nazion versammeln sich, festlich geschmückt, und verbergen sich in der Gegend der Hütte ins Gesträuch, aus welchem sie erst ein fürchterliches Geschrei erheben; dann kommen sie alle mit gespanntem Bogen und Pfeil hervor, dringen mit Ungestüm in die Hütte, ergreifen den vom Fasten und Peitschen schon sehr Geschwächten und tragen ihn in seiner Hängematte fort, welche sie an zwei Bäumen befestigen, und ihm dann darin aufstehen lassen. Man spricht ihm, wie das erstemal, durch eine vorbereitete Rede Muth ein; und, um ihn abermals auf die Probe zu stellen, giebt ihm jeder einen Peitschenhieb, welcher mehr als alle vorhergehenden durchdringt. Darauf legt er sich wieder nieder. Alsdann häuft man eine Menge stark und übelriechender Kräuter um ihn herum an, welche man anzündet, doch so, daß die Flamme ihn nicht berühren kann, sondern daß er bloß die Hitze davon ausstehen muß. Von dem Rauch, der ihn von allen Seiten durchdringt, hat er besonders viel zu erdulden, so daß er in seiner

Hängematte oft halb närrisch wird. Hält ers darin aus, so fällt er in eine so tiefe Ohnmacht, daß man ihn für todt halten könnte. Man giebt ihm einige geistige Getränke, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen; dies geschieht aber nicht eher, als bis man das Feuer verdoppelt. Indeß er nun so leidet, vertreiben sich die Andern die Zeit mit Trinken um ihn herum. Endlich, wenn er beinahe schon bis auf den äußersten Grad geschwächt ist, legen sie ihm noch ein Halsband und einen Gürtel von Blättern, voller großer schwarzer Ameisen an, deren Stich äußerst heftig ist, und ihn bald durch neue Schmerzen weckt. Er richtet sich auf, und wenn er Kräfte genug hat, sich aufrecht zu erhalten, so gießt man ihm, durch eine Art von Sieb, eine geistige Flüssigkeit über den Kopf, worauf er sich im nächsten Fluß oder Quell abwäscht, und, wenn er seine Hütte wieder erreicht, dann endlich etwas Ruhe genießt. Man läßt ihn aber noch ferner fasten, doch nicht mehr so streng. Er bekommt Geflügel zu essen, welches von den Oberhäuptern selbst geschossen seyn muß. Die üble Behandlung hört auf, und nach und nach erhält er auch mehrere Nahrungsmittel, bis er ganz wieder zu Kräften gekommen ist. Dann wird er zum Anführer erklärt. Man giebt ihm einen neuen Bogen, und alles, was seiner

neuen Würde gebührt. Inzwischen werden in dieser harten Schule doch nur Unteranführer gebildet. Um zur ersten Stufe zu gelangen, muß man sich auch noch selbst ein Canot allein verfertigt haben, welches eine lange und mühsame Arbeit ist.

Wenn es in allen Ländern den Ehrgeizigen so viel Quaal und Mühe kostete, um zu den ersten Stellen zu gelangen, so würden sich gewiß Wenigere darum bewerben! —

Dies strenge Noviziat, welches mit dem Grade eines Capitains oder Chefs verknüpft ist, beweist, daß die Indianer sich auf die, welche sie über sich erheben, ganz wollen verlassen können, und wie sehr sie sich hüten, Intriganten zu begünstigen. Auch sieht man hieraus, daß sie nicht ganz so wild sind, als man sie sonst wohl geschildert hat. Sie fürchten nichts so sehr, als Abhängigkeit. Die Knechtschaft, welchen Namen man ihr auch geben mag, ist ihnen verhaßt, und es giebt nichts, was sie nicht unternehmen sollten, um sich davon zu befreien. Sie haben Anführer, um gute Ordnung in ihren Flecken zu erhalten; sie folgen aber dem guten Rath derselben mehr als ihren Befehlen. Diese letztern hüten sich auch wohl, die Gewalt zu mißbrauchen, welche ihnen anvertraut ist. Sie betrachten sich als die

Väter, nicht aber als die Herrn des Volks, welches ihrer Sorge anvertraut ist.

Das Oberhaupt jedes Fleckens weiset denen, welche denselben bewohnen, ihre Beschäftigungen an. Des Morgens schickt er einige auf den Fischfang, andere auf die Jagd, und noch andere aufs Feld; denn alles unter ihnen ist gemeinschaftlich. Die Weiber, welche nicht etwa säen oder jäten, sind mit verschiedenen häuslichen Arbeiten beschäftigt; des Mittags aber schlagen die letztern gewöhnlich Ball. Sie halten das Ballholz mit beiden Händen, und schlagen den Ball mit solcher Kraft und Schnelle, daß kein Indianer, ohne Gefahr zu laufen, sich die Schulter auszusetzen, den Schlag auszupariren vermag. Dies geschieht zuweilen, und belustigt die Spielenden sehr. Es sind immer Haufen von 12 bis 20 gegen einander. Die Männer sind bloße Zuschauer und pariren für ihre Weiber, bedienen sich aber, wenn sie selbst Ball spielen, keines Ballholzes. Bloß mit der rechten Schulter dürfen sie den Ball zurückschicken; und wenn derselbe einen andern Theil des Körpers berührt, so verlieren sie einen Point oder Strich. Man kann nicht umhin, die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher sie den Ball 10 bis 12mal hinter einander zurück schlagen, ohne ihn auf die Erde fallen zu lassen; noch

mehr aber muß man darüber erstaunen, daß sie, wenn der Ball auf die Erde fällt, sich platt auf den Bauch niederwerfen und ihn mit einer außerordentlichen Gewandtheit auf der Schulter wieder in die Höhe bringen. Erhitzt von dieser Leibesübung sowohl als von der brennenden Sonne, machen sie sich dann Einschnitte in die Schenkel, Beine und Arme, und wenn sie glauben, Blut genug vergossen zu haben, so werfen sie sich in den Fluß, oder wälzen sich auf dem Sande herum, wobei beständig Männer und Weiber, mit ungemeinem Vergnügen, an einer Handvoll Erde lecken, welche mit dem Fett der Schildkröten oder Caymanns getränkt ist, wonach sie sehr begierig sind. Sogar geben die Mütter, wenn sie ihre Kinder zum Schweigen bringen wollen, ihnen etwas von dieser Erde; woran sie, wie an Zuckerbrodt, saugen.

Wenn die Fischer und Jäger Nachmittags zurückgekommen sind, so bringen die Weiber und Kinder Fische und Wildprett ihrem Oberhaupte, der alles zu gleichen Theilen unter alle Familien vertheilt, welche es dann zum Abendessen verzehren, sich wieder baden, und bis Schlafengehn tanzen. Die Männer fassen sich einander an und machen einen Kreis; die Weiber thun dasselbe,

und die Kinder schließen einen dritten Kreis um beide herum.

Die Indianer am Oronoko betrachten die Mondfinsternisse als ein großes Unglück. Einige glauben, daß der Mond dann mit dem Tode kämpfe; andere, daß er gegen sie aufgebracht sey, und daß er sich verstecke, um ihnen nicht mehr zu leuchten; alle aber überlassen sich tausenderlei Thorheiten. Diese gehen aus ihren Hütten und erheben ein fürchterliches Geschrei; jene laufen trostlos und mit Feuerbränden in der Hand umher, welche sie in der Erde oder im Sande zu verstecken suchen, indem sie in dem Wahne stehen, daß, wenn der Mond stürbe, kein Feuer weiter übrig bleiben würde, als das, welches man seinem Blick entzogen habe. Einige versammeln sich nach der Trommel oder dem Geräusch anderer kriegerischer Instrumente, stellen sich in Reihe und Glied, erheben ihre Waffen gegen den vermeintlich kranken Mond, und erbieten sich, ihn gegen seine Feinde zu vertheidigen, während daß ihre Kinder sich ebenfalls in zwei Reihen stellen, und von den Greisen mit ledernen Riemen gepeitscht werden. Andere nehmen ihre Arbeitswerkzeuge, in der Absicht, ein Stück Land umzugraben und mit Mais für den Mond zu besäen, um ihn zu verpflichten, sie nicht zu verlassen.

Wenn sie aber sehen, daß alle ihre Bemühungen vergebens sind, und daß er nach und nach sein Licht verliert, so kehren sie wieder in ihre Hütten zurück und fangen mit ihren Weibern an zu zanken, daß sie so gefühllos bei seiner Krankheit sind. Diese stellen sich, als ob sie sie nicht verständen und antworten ihnen nicht. Wenn sie sehen, daß sie auf diese Art nichts ausrichten, so nehmen sie einen sanftern Ton an, und bitten ihre Weiber inständigst, daß sie doch weinen und den Mond anflehen möchten, daß er seine Kräfte wieder sammle und nicht sterbe. Sie richten aber mit Bitten eben so wenig bei ihnen aus als mit Drohungen. Um diese Hartnäckigkeit zu besiegen, überhäufen sie ihre Weiber endlich mit Liebkosungen und Geschenken. Sobald diese alsdann alles von ihnen erhalten haben, was sie wünschen, so bieten sie dem Monde erst Armbänder von Glascorallen, Halsbänder von Affenzähnen und dergleichen an, und gehen nachher heraus, um ihn zu begrüßen, schicken dann auch mit klagender Stimme eine große Menge Gebete zu ihm hinauf. Da sie gewöhnlich erst anfangen, wenn die Mondsfinsterniß bald zu Ende ist, und der Mond wieder in seinem völligen Glanze erscheint; so sehen die Männer ihre Weiber alsdann als die Vermittlerinnen an, und danken ihnen sehr

dafür, daß sie den Mond durch ihre Bitten bewogen haben, sich ihnen zu erhalten.

Die Indianer theilen das Jahr nach dem Mondswechsel, oder auch nach den verschiedenen Bewegungen des Siebengestirns ein. — Sie haben keine andere Religion, als die natürliche, und verehren auf gewisse Art auch den Teufel, als einen bösen Geist, der beständig geneigt sey, ihnen alles mögliche Unheil zu thun. Daher suchen sie durch ihre Dienstbezeugungen seine Bösartigkeit für sie unschädlich zu machen. Doch haben die Einwohner von Guiana und der angränzenden Länder, so weit man bis jezt gekommen ist, kein Bild von diesem bösen Geiste, und machen auch selbst ein Geheimniß aus der erzwungenen Art der Verehrung, welche sie ihm erweisen. Von der Gottheit haben sie einen sehr richtigen Begriff. Sie glauben, daß dies höchste Wesen, welches ihnen alles giebt, was sie nöthig haben, ihrer Verehrung nicht bedürfe, da es zu gut sey, um es ihnen jemals an irgend etwas fehlen zu lassen, und viel zu sehr über sie erhaben, als daß es ihre Bitten und Gebete fordern sollte. — Die, welche von diesen Völkern an die Unsterblichkeit der Seele glauben, bilden sich ein, daß diese beständig die Gräber der entseelten Leichname umschwebe.

Die zum Christenthum bekehrten Indianer sind aber schlechte Christen. Ein Missionair taufte einen derselben, welcher schon mit dem Tode rang, und rief ihm zu: Sey getrost, mein Sohn, bald wirst Du im Himmel von allen Leiden ausruhen. Die Verwandten, welche diese Worte hörten, fingen an, am Fuß des Krankenbettes eine Grube zu machen, und wollten ihn, auf sein Verlangen, darin begraben. Der Jesuit kam darauf zu, und fragte: was sie da machten? Du hast, antworteten sie, gesagt, daß Ignaz in den Himmel käme; wir eilen daher, ihn zu begraben, damit er desto geschwinder dahin komme. — Gemach, erwiederte der Geistliche, wenn er todt ist, so wollen wir ihn bei den übrigen Christen unterm Kreuze begraben. — Das geht nicht, erwiederten jene, denn wenn wir ihn dahin legten, so würde der arme Ignaz ja naß werden, da dieser Platz noch fast ganz unbedeckt ist.

Ein anderer alter Indianer, welcher schon lange bettlägerig gewesen war, bat seine Söhne, ihn aufs Feld zu bringen, um frische Luft zu schöpfen. Sobald er hier war, sagte er zu ihnen: Kinder, ich mache euch zu viel Last auf der Welt; ich habe als ein guter Christ gelebt, und will mich in den Himmel zur Ruhe begeben; grabt mir mein Grab. Seine Söhne gehorchten,

machten eine Grube und legten den Kranken hinein, welcher ihnen befahl, ihn, das Gesicht ausgenommen, ganz mit Erde zu bedecken. Sie hatten schon eine große Menge Erde auf ihn geworfen, als er zu ihnen sagte: Haltet mal ein, die Erde ist sehr schwer, laßt mich erst einen Augenblick Luft schöpfen. Er legte sich aber bald wieder ruhig nieder, und sagte darauf zu seinen Söhnen: Seyd auch so gute Christen, wie Euer Vater, und bedeckt ihn jetzt vollends mit Erde. Sein Verlangen wurde erfüllt, und unglücklicherweise kam der Missionair zu spät dazu, um diesen frommen Vatermord zu verhindern.

Die Missionairs haben es so weit gebracht, daß sie alle die verschiedenen Sprachen dieser Völker verstehen, wovon jedes seine eigne hat, welches die Ueberreste mehrerer großer Nazionen anzukündigen scheint, zugleich aber auch an den Thurm zu Babel erinnert. Oft verstehen sich die nächsten Völkerschaften nicht; glücklicherweise aber giebt es drei Hauptsprachen, welche weit und breit im Lande gesprochen werden, und wenigstens den Häuptern der verschiedenen Stämme bekannt sind. Die erste ist die der Galibis, welche von Cayenne bis zum Oronoko geredet wird. Die zweite ist die der Ouayes, welche man auch von Cayenne bis Ouyapok und Majakare

versteht. Die dritte ist die der Omaguias, welche man an beiden Ufern des Amazonenflusses spricht.

Die Sprache der Nouraguas ist außerordentlich schwer. Sie hat eine Menge Wörter, welche man mit sehr rauhen Aspirationen aussprechen muß, und andere, welche man nicht anders als mit geschlossenen Zähnen artikuliren kann, und noch andere, welche man durch die Nase aussprechen muß. Die Indianer gurgeln alle Wörter heraus, und sprechen so außerordentlich schnell, daß sie ein Wort von acht bis zehn Silben geschwinder herausstoßen, als wir eins von drei oder vier Buchstaben.

Ihre Aerzte sind bloße Charlatans; ihre Vorbereitung und Aufnahme sind aber außerordentlich schmerzhaft, und geben zu erkennen, daß diese sogenannten Wilden nicht sehr freigebig mit der Doctorwürde sind, und diese nur mit den größten Schmerzen erkaufen lassen, gleichsam als ob sie diejenigen, denen die Sorge obliegt, Krankheiten zu heilen, empfindlicher für diese Uebel machen wollten.

Die Leiden, welche die künftigen Aerzte erdulden müssen, gleichen zum wenigsten denen, welche diejenigen ertragen müssen, die auf den Titel und die Macht eines Anführers oder Ober-

hauptes Anspruch machen. Der, welcher nach der Würde eines Arztes strebt, muß 25 Jahr alt seyn, und erst 4 Jahre bei einem alten Arzte zubringen und dessen Unterricht genießen, welcher in der Kenntniß der Pflanzen überhaupt, besonders der medicinischen, und in der Kunst besteht, gewisse unterirrdische Kräfte hervorzurufen, welches als die Hauptsache bei der Kunst des Arztes betrachtet wird. Dies erlangt man aber nicht, ohne sich sehr harten Prüfungen zu unterwerfen, deren kleinste Unannehmlichkeit ein strenges Fasten während aller vier auf einander folgenden Jahre, und die gänzliche Beraubung aller starken Getränke ist. Ließe man sich nur im geringsten das Gegentheil hievon zu Schulden kommen, so würde alles bereits geschehene vergebens seyn, und man ohne Barmherzigkeit von vorn wieder anfangen müssen, selbst wenn die Vorbereitungszeit beinahe zu Ende wäre.

Das Fasten besteht darin, daß man während der beiden ersten Jahre nichts als Hirse und Caßara essen darf; im dritten fristet der Candidat sein Leben nur mit Krabben und einer Art Brod; im vierten aber ernährt er sich bloß von Vögeln und kleinen Fischen, und auch davon bekommt er nicht mehr, als eben hinreicht, um ihn nicht Hungers sterben zu lassen. Scheint es

nicht, daß man ihn dadurch lehren wolle, wie nachtheilig oft eine zu strenge Diät dem Kranken seyn könne? Auch erfährt er die Unbequemlichkeit der ausleerenden Arzneimittel. Einmal in jedem Monate nöthigt man ihn, einen Aufguß von Tobacksblättern, ein sehr bitteres Getränk, zu verschlucken, wonach er abführen und sehr heftig brechen muß. Kurz vor dem letzten veränderten Stand des Siebengestirns, oder zu Ende des vierten Prüfungsjahres, versammeln sich die alten Aerzte. Der Candidat begiebt sich ganz nackend, und ohne sich mit Roucou eingerieben zu haben, in ihre Mitte; der, welcher ihn unterrichtet hat, oder einer der ehrwürdigsten unter ihnen, zieht ihm mit einem spitzen Fischgräten- oder einem andern scharfen schneidenden Instrumente, eine tiefe Linie über den ganzen Leib, vom Halse bis zu den Füßen, und zwar auf die Art, daß die ganze äußere Haut rautenförmig durchschnitten wird, so daß das Blut herunter strömt. Wenn diese Operation geendigt, und der Unglückliche mit Wunden ganz bedeckt ist, so führt man ihn an das Ufer eines Flusses, um ihn abzuwaschen. Einer von ihnen gießt ihm aus der Hälfte einer ausgehölten Kürbisflasche Wasser über den Kopf, während ihn ein anderer mit einer Hand voll Colomboblätter stark reibt. Dies heftige Rei-

ben öffnet aufs Neue alle Wunden, und macht, daß Blut in Menge herausfließt. Hierauf bestreicht man ihn mit einem gewissen Oel, um zu verhindern, daß die Wunden nicht in Geschwüre übergehen, färbt ihn mit Roucou, und alle die Aerzte, welche diese ganze befremdende Procedur mit beigewohnt haben, geben ihm jeder nun noch 60 derbe Peitschenhiebe. Alles dies soll ihm die chirurgischen Operationen fühlbar machen. Alsdann läßt man ihm einige Tage Ruhe, damit seine Wunden sich schließen und heilen können. Die Narben davon aber behält er, welche ihm das Ansehn geben, als ob er ein Kleid von dünnem rautenförmigen Zeuge trüge. Sobald das Siebengestirn in seinen letzten Stand tritt, welches anzeigt, daß die bestimmte Zeit verflossen ist, so führt man ihn in ein dickes Holz und sucht ein Nest von gewissen Fliegen auf, welche unsern Wespen sehr ähnlich, aber dicker, giftiger und so bösartig sind, daß die Franzosen sie nur die unbarmherzigen Fliegen (mouches sans raison) nennen. Man verbindet dem Leidenscandidaten dann die Augen mit seinem Latz oder Schurzfell, um ihm das Gesicht zu erhalten, welches er unfehlbar verlieren würde, wenn eine dieser Fliegen ihm ins Auge stäche. Man ermahnt ihn, standhaft zu seyn, und diese letzte Probe, welche seinen Lei-

den ein Ziel setzt, männlich zu ertragen. Dann wirft man einen Stock auf das Nest, worauf die gereizten Fliegen sogleich herauskommen, sich mit Ungestüm auf den Unglücklichen setzen, der dicht vor ihnen steht, und ihm, indem sie ihren Stachel in sein Fleisch senken, unerhörte Schmerzen verursachen. Die alten Aerzte laufen alsdann herbei, begrüßen und umarmen ihn als ihren Collegen, und gehen mit ihm zum Schmause, der ihnen von demselben bereitet ist. Erst nach diesen langen Entbehrungen und schmerzhaften Proben erhält er das Recht, Kranke besuchen zu dürfen.

Nun hält er sich aber auch für alle seine erduldeten Qualen und Unkosten schadlos, und plündert die Kranken oft rein aus. Er erklärt sie in desto größere Todesgefahr, je reicher sie sind; d. h. wenn er weiß, daß sie Halsbänder, grüne Steine, Beile, Messer, Nägel, Hängematten, eine Flinte und baumwollene Zeuge besitzen. Er examinirt den Kranken, befühlt alle Theile seines Körpers, drückt sie, bläßt darauf, macht endlich eine besondere Stelle neben der Hängematte für ihn zurecht, und bedeckt ihn mit Blättern. Er führt immer alle seine Geräthschaften in einer Art Jagdtasche bei sich; auch hat er gewöhnlich eine dicke Kürbisflasche in der Hand,

welche gewisse getrocknete harte Körner enthält, die unserm Pfeffer sehr ähnlich sind. Dies ist zugleich der Talisman, dessen er sich bedient, um den Teufel zu bannen, den man immer für die Ursache der Krankheiten hält. Er schüttelt den Flaschenkürbis, und macht alles nur mögliche Geräusch; er singt, schreiet, ruft diesen und jenen Geist um Hülfe an, und macht zwei oder drei Stunden lang einen so betäubenden Lerm, daß ein gesunder Mensch davon krank werden sollte. Endlich verstellt er seine Stimme dadurch, daß er einige Kerne in den Mund nimmt, oder in eine kleine Kürbisschale hineinspricht. Man hört ihn sodann mit einem fürchterlichen Ton folgende Worte aussprechen: Der Teufel ist schrecklich aufgebracht gegen den Kranken, und wird ihn, wenn er ihn lange genug gequält hat, sterben lassen. Die Anwesenden, welche dieser Ausspruch eben so sehr als den Kranken selbst erschreckt, erheben ein fürchterliches Geheul und beschwören den Arzt, den bösen Geist zu besänftigen, sollte es auch ihr ganzes Vermögen kosten. Jener läßt sich bald erbitten und beschwört den Dämon, sich doch erweichen zu lassen. Mit donnernder Stimme fordert derselbe dann dieses oder jenes, welches man ihm auch auf der Stelle herbeischafft. Dann giebt er erst vor, den eigentlichen Sitz des Uebels

und die Mittel dagegen ausfindig machen zu müssen. Neue Anrufungen, neue Fragen, und — neue Geschenke. Wenn der arme Betrogene auf diese Art nun fast ganz rein ausgeplündert ist, so fängt der verschmitzte Charlatan an, auf der Stelle des Körpers, über welche der Kranke am meisten klagt, zu saugen, und indem er kleine Knochen oder Kerne, die er zu dem Ende vorher in den Mund genommen hat, ausspeiet, ruft er aus: Seht da die Ursach des Uebels; verbrennts geschwind und seyd versichert, daß der Kranke bald wieder hergestellt seyn wird.

Zuweilen trifft diese Vorherverkündigung ein, denn man kann oft Wunderkuren verrichten, wenn man nur stark auf die Einbildungskraft zu würken versteht. Oft aber erfolgt auch das Gegentheil, und wenn nun der Kranke stirbt, und man dem unverschämten Betrüger deshalb Vorwürfe macht, so weiß er sich sehr gut zu entschuldigen. So sagt er dann z. B.: Ihr habt dem Teufel Eure Geschenke nicht gern gegeben, und seinen Zorn aufs Neue gereizt. Einer dieser Aerzte, welcher mehr verliebt als eigennützig war, ließ seine Patienten an gänzlicher Entkräftung sterben, und machte nachher ihren Wittwen einen Heiraths-Antrag. Auf diese Art bekam er drei Weiber.

Unter diesen Völkern befolgen einige die Vorschriften ihrer Aerzte, so lächerlich sie auch seyn mögen, buchstäblich. Beim ersten Besuch verordnen sie gewöhnlich dem Kranken und der ganzen Verwandtschaft ein strenges Fasten. Die Aerzte der Othomakos benetzen die Kranken beständig mit sehr kaltem Wasser, ein Mittel, welches sie bald in eine andere Welt befördert. Die Aerzte der Guaybas und Chiricoas tauchen die Kranken in weichen Thon oder auch bis an den Hals ins Wasser, um ihnen das Fieber zu vertreiben; und ob man diese gleich beim Herausziehen gewöhnlich todt findet, so bleiben sie doch bei diesem so seltsamen als gefährlichen Gebrauch.

Die meisten Indianer würden sich leicht selbst kuriren können, wenn sie weniger von Vorurtheilen eingenommen wären. Ihre meisten Krankheiten verdanken sie der bösen Gewohnheit, sich beständig in starken Getränken, welche sie sich selbst zu bereiten wissen, zu berauschen. Sehr viele unter ihnen werden gleichwohl 100 Jahr alt. Ihre Kenntniß verschiedener medicinischer Kräuter setzt sie in Stand, zuweilen bewundernswürdige Curen zu verrichten. Sie haben Wurzeln, welche die vergiftetesten Wunden heilen und auch die Kraft haben, die darin zerbrochenen

Pfeile wieder herauszuziehen. Ein gelehrter Reisender, Anton Biet, versichert, daß er sich selbst mit seinen Augen davon überzeugt habe. Er pflanzte einige dieser Wurzeln im Jahr 1652 auf der Insel Barbados. Es ist sehr zu bedauern, daß die Franzosen zu Cayenne diese treffliche Wurzel nicht wieder aufgesucht haben.

Tanz und Musik sind die vorzüglichsten Belustigungen der Indianer. Sie tanzen, wie wir bereits gehört haben, in mehrern Kreisen um einander herum, und springen und drehen sich oft 10 bis 12 Stunden lang hinter einander fort. Zuweilen marschiren sie ordentlich dabei, dann werfen sie die Füße wieder von einer Seite zur andern, hinken auch wohl herum. Ihre Musik besteht aus Flöten, welche drei Fuß lang sind und nur ein Loch haben. Das Mundstück derselben ist so wie an unsern Hautbois. Jede Flöte hat nur einen Ton; sie haben daher immer wenigstens 8 Flöten beisammen, welche für die acht Töne ihrer Musik hinreichend sind, oft aber auch noch mehr, und zuweilen über 50. Da indessen der Ton einiger dieser Flöten dem Brüllen des Stiers sehr ähnlich ist, so gewähren sie eben nicht die angenehmste Musik.

Die Einwohner verschiedener Dorfschaften haben die Gewohnheit, sich wechselsweise zu öffent-

lichen Tänzen aufzufordern, welche dann gewöhnlich mit einem Schmause beschlossen werden, wobei tapfer gezecht wird. Sie schicken die Flöten mit vielem Gepränge an die, welche sie spielen sollen. Wenn diese mit den Tänzern an dem bestimmten Ort angekommen sind, so verstecken sie sich auf 200 Schritt vom großen Carbet oder dem Hauptgebäude des Dorfs, ins Holz. Sobald die Einwohner dann das Vorspiel der Flöten hören, verstecken sie sich gleichfalls, denn sie haben den Aberglauben, daß der erste, welcher die Tänzer und Flötenspieler erblickt, wenn sie aus dem Holze kommen, gewiß noch in demselben Jahre sterben werde. Sie kommen daher von beiden Seiten zugleich alle auf einmal hervor, und begeben sich dann gemeinschaftlich nach der großen Hütte, wo sie einen Haufen formiren und anfangen zu tanzen. Wenn einige müde werden und sich nicht mehr auf den Beinen halten können, so setzt man sich, ißt und trinkt, bis alle Schüsseln und Krüge leer sind, die, wenn sie auch alle wieder gefüllt würden, noch einmal würden geleert werden, da sie das, was sie zu viel zu sich genommen haben, leicht wieder von sich geben können, worauf sie denn gleich von neuem anfangen zu zechen. Bekommen sie einen Rausch, so fallen

sie gewöhnlich einer über den andern in einen tiefen Schlaf.

Diese Feste dauern mehrere Tage lang. Gewöhnlich werden sie beim Tode eines Anführers, bei Einführung eines andern, bei einem Friedensschluß, oder auch nur, um das gute Vernehmen mit den benachbarten Völkerschaften zu erhalten, gefeiert. Vor dem Abzuge der Gäste wird der Ort und die Zeit der nächsten Versammlung bestimmt; man scheidet als gute Freunde von einander, und schickt denen Flöten zu, die man zu Spielern und Tänzern am nächsten Fest erkohren hat.

Die Vielweiberei veranlaßt zuweilen unter den Indianern blutige Kriege. Der Streit fängt gewöhnlich unter den Weibern an, die gezwungen, zusammen zu leben, sich als Nebenbuhlerinnen herzlich einander verwünschen. Es dauert nicht lange, so mischen sich auch die Männer mit hinein, und das, was anfangs nur ein häuslicher Zwist war, bringt oft mehrere Nazionen unter Waffen, die sie dann nicht eher, als nach der gänzlichen Vernichtung einer von den beiden Partheien, wieder aus den Händen legen. Obgleich sie übrigens von Natur sanft und friedfertig sind, so vergessen sie doch empfangene Beleidigungen

nicht leicht, und rächen sich gewiß, wenn sie Gelegenheit dazu finden.

Um sie unter Waffen zu bringen, bedarf es nur eines Trommelschlags, oder der Ausforderung eines Einzelnen, der im Vorbeigehen, durch das Einstecken eines Pfeils an einem öffentlichen Platze, den Krieg ohne weiteres erklärt, welches völlig hinreichend ist, um einer ganzen Nazion die Waffen in die Hände zu geben. Dies nennen sie, dem Pfeile folgen, und gilt bei ihnen für eine förmliche Kriegserklärung.

Unter andern Umständen ladet der Cazike, wenn er glaubt gerechte Ursachen zu haben, Krieg anzufangen, alle Anführer seiner Nazion zu einem großen Schmause ein. Wenn diese nun einen kleinen Rausch haben, so legt er ihnen alle Beschwerden vor, welche er gegen die Nazion hat, die er bekriegen will. Ohne weitere Berathschlagung fängt nun der Wirth sammt seinen Gästen sogleich an, sich mit Genipa zu bestreichen, welches sie schwarz färbt. Auch schmücken sie sich noch mit den rothen Federn des Vogels Flamans, wovon sie sich eine Art Krone und Gürtel machen. In diesem kriegerischen Aufzuge begeben sie sich dann nach dem großen Carbet, wo sie ihre Kriegstänze beginnen, und den Ruhm ihrer Vorfahren, nebst dem, welchen sie sich selbst

bereits erworben haben oder noch zu erwerben hoffen, besingen. Ihre gereizte Leidenschaft vergrößert dann die Beleidigungen ihrer Feinde, indem sie sich gegenseitig aufmuntern, diese nachdrücklich zu rächen. Doch sind dies bloß leere Worte, wie man bald sehen wird. Ihre Angriffswaffen sind Pfeile, welche zuweilen mehrere Spitzen haben. Zum Schutz ist ihr nackter Leib bloß mit einem kleinen leichten Schilde bedeckt.

Nur bei Nacht, in der tiefsten Stille, ziehen sie gegen ihre Feinde aus, und wagen es oft kaum, Athem zu holen, aus Furcht, entdeckt zu werden. Begegnen sie zufälligerweise ihren Feinden, so kommts darauf an, wer zuerst und am schnellsten entflieht. Ueberhaupt haben diese Völker nie eine regelmäßige Schlacht geliefert; auch kennen sie weder Zweikampf, noch irgend eine Art Gefecht. Ihre ganze Bravour besteht darin, den Feind zu überfallen. Wenn sie vor einem feindlichen Angriff sicher sind und an ein Dorf kommen, welches sie zerstören wollen, so umringen sie dasselbe ganz in der Stille, und lassen auf die von trocknem Rohr zusammengesetzten Dächer einen Hagel Pfeile regnen, welche an der Spitze mit einer brennbaren Materie entzündet sind. In einem Augenblick bricht sodann das Feuer von allen Seiten aus, und nöthigt die,

welche in den Hütten sind, sich eiligst, sehr oft mit Zurücklassung ihrer Waffen, herauszubegeben. Die Angreifer schlagen oder stechen dann die, welche Widerstand thun, todt, und binden die übrigen mit starken Binsen oder schlanken Ruthen.

Ehe die Europäer in diese Gegenden kamen, gaben die Einwohner im Kriege nie Quartier; jetzt sind sie aber weniger grausam. Sie verkaufen jenen ihre Gefangenen, welches gewöhnlich nur Weiber, Kinder und Greise sind. Doch haben sie ihre alte rohe Gewohnheit, die todten Körper ihrer Feinde zu braten und gleich auf der Brandstätte zu verzehren, wenn sie etwa nicht selbst überfallen zu werden fürchten, noch beibehalten.

Haben ihre Feinde nur einen unbedeutenden Verlust erlitten, so müssen sie allerdings auch eines solchen Ueberfalls gewärtig seyn. Sind aber im Kampfe und durch die Verheerung zu viele Menschen umgekommen, als daß es den Uebriggebliebenen möglich wäre, sich zu rächen, so schicken diese einige alte Greise mit Friedensvorschlägen an die Sieger ab, welche sie freundlich empfangen und anhören. Der Friede wird alsdann gegenseitig beschworen, dauert aber gewöhnlich nur so lange, bis man sich wieder im Stande fühlt, ihn zu brechen. Auf solche Art reiben sich diese

Völker einander selbst auf. In gewissen Distrikten lassen sich die Caziken, zur Bestätigung eines Freundschaftsbündnisses, in die rechte Hand spucken.

Das Gift, worin sie ihre Pfeile tauchen, und welches sie selbst bereiten, ist so fein, stark und würksam, daß unsere geschicktesten Chemisten darüber erstaunen würden. Die Caverren, die roheste und wildeste aller am Oronoko wohnenden Nazionen, bereiten ein schreckliches Gift, wovon sie das Geheimniß allein besitzen. Sie verkaufen auch ihren Nachbaren davon, welches ihnen viel einträgt. Dies Gift ist gewöhnlich in kleinen irdenen Töpfen, und gleicht, der Farbe nach, dem Sirop. Es hat keine besondere Schärfe, denn man kann es ohne alle Gefahr in den Mund nehmen, und sogar hinunter schlucken, wenn man nur am Gaumen oder am Zahnfleisch keine Wunde hat, indem es bloß aufs Blut würkt und die ganze Masse sogleich gerinnen macht, wenn nur ein Tropfen dasselbe berührt. Das Blut des mit einem in dies Gift getauchten Pfeiles Verwundeten erstarrt augenblicklich, sollte die Wunde auch nur so groß als ein Nadelstich seyn, und der Unglückliche stirbt, ehe er nur noch ein Paar Worte hervorzubringen im Stande ist. Eben so schnell würkt es bei Affen und Büffeln, auch bei Tie-

Tiegern, Löwen und andern wilden Thieren, welche auf der Stelle sterben, sobald sie mit einem solchen vergifteten Pfeile verwundet, auch nur ein Paar Tropfen Bluts vergießen. Dies wissen die Indianer auch schon. Man hat indessen entdeckt, daß dies Gift denen nicht schadet, welche Salz in den Mund nehmen; allein gewöhnlich hat es schon seine Würkung gethan, ehe man noch dies Mittel anwenden kann.

Dies schreckliche Gift wird aus einer Wurzel gezogen, welche, wie die Trüffeln, weder Blätter noch Sprößlinge treibt. Sie hält sich immer versteckt, gleich als ob sie fürchtete, ihre Bösartigkeit öffentlich zu zeigen. Sie wächst nicht, wie die meisten Pflanzen, in der Erde, sondern im Schlamm und an Sümpfen. Die Indianer sammeln, waschen, zerschneiden und kochen sie in großen eisernen Kesseln. Da dies ganze Geschäft aber außerordentlich gefährlich, ja tödtlich ist, so übertragen sie dasselbe gewöhnlich den alten Frauen, welche, wie sie sagen, doch zu weiter nichts nütze mehr auf der Welt sind. Selten überleben dieselben diese gefährliche Arbeit; noch seltener aber weigern sie sich, derselben zu unterziehen, ob sie gleich wohl wissen, daß sie ihr Leben dabei aufs Spiel setzen. Es wird immer nur eine bei dem Kessel gestellt, und wenn diese durch die starken

Dämpfe erstickt ist, ihre Stelle wieder durch eine andere ersetzt, welcher gewöhnlich ein gleiches Schicksal wartet, ohne daß irgend eine sich dies sollte befremden lassen, oder daß Verwandte und Nachbaren etwas dagegen einwendeten. Sie halten dies vielmehr einmal für die Bestimmung der Weiber von diesem Alter, und diese glauben sich selbst sehr dadurch geehrt, daß sie sterbend ihrer Nazion noch einen Dienst leisten können.

Wenn das aufgekochte Wasser sich etwas abgekühlt hat, so drücken sie allen Saft aus der Wurzel heraus, und lassen es damit noch einmal so lange wieder kochen, bis es die Consistenz und Farbe des Sirops bekommt. War das erste Geschäft schon im Stande, ihnen das Herz abzustoßen, so tödtet das zweite sie vollends, noch ehe sie das Ende davon absehen. Nicht weniger als 3 oder 4 jener unglücklichen Geschöpfe müssen sich aufopfern, ehe das Gift den vollkommensten Grad seiner Würksamkeit erlangt. Wenn die flüssige Masse etwa um ein Drittheil eingekocht ist, so fühlt auch schon die letzte dabei angestellte Alte ihr herannahendes Ende, und giebt solches durch einen Schrei zu erkennen. Alsdann versammeln sich sogleich die Oberhäupter, um eine Probe mit dem Gifte zu machen. Sie tauchen die Spitze einer Ruthe hinein; ein Kind muß

sich eine kleine Wunde am Arme oder Beine machen, und sobald das Blut hervorkommt, nähert man demselben die Spitze der Ruthe, doch ohne es damit zu berühren. Tritt dann das Blut, welches im Begriff war herauszufließen, wieder zurück, so hält man das Gift für stark genug; fließt aber das Blut, wie es natürlicherweise sollte, heraus, so muß das Gift noch gekocht werden. Man befiehlt sodann noch einer andern unglücklichen Alten, ihr Leben daran zu wagen, und mit Kochen fortzufahren. — Hätten geschickte Chemiker nach vielen angestellten Versuchen dies schreckliche schnell tödtende Gift ausgemittelt, so würde man sich weniger darüber wundern; kaum aber begreift man, wie eine noch so dumme und rohe Nazion dasselbe ausfindig gemacht habe.

Dies furchtbare Vertilgungsmittel war indessen diesen Flußbewohnern noch nicht einmal genug. Sogar in den Eingeweiden der Thiere haben sie noch nach andern, von der Natur sorgfältig verborgenen, Giften gespürt. Sie fangen, mit Baumwolle, schwarze sehr dicke Ameisen vorsichtig genug, setzen sie an den Rand eines mit Wasser angefüllten Gefäßes, schneiden sie in der Mitte von einander und lassen den untern Theil des Insekts hineinfallen. Wenn viele solcher

Hälften eine Zeitlang bei einem gelinden Feuer gekocht haben, so wirft man sie heraus, und wenn dann das Wasser kalt geworden, so sammelt sich auf demselben eine dicke fette Materie, welche das Gift ist.

Es giebt in diesen Gegenden eine, wegen der Verschiedenheit ihrer Farben und der Schnelligkeit ihrer Bewegungen gleich merkwürdige, Schlange, welche sich, wenn sie alt wird, besonders durch einen Büschel Haare auf dem Kopfe auszeichnet. Wer mag den Völkern am Oronoko nun aber wohl gesagt haben, daß diese Haare einen so scharfen ätzenden Reiz verursachen, dessen fürchterliche Würkung kein Gegenmittel zu hemmen im Stande ist? Kaum hat man nemlich ein solches Haar, ganz oder zerschnitten, im Getränk oder mit den Nahrungsmitteln verschluckt, so stürzt das Blut auch schon aus dem Halse, und dieser heftige Blutsturz endigt sich nur mit dem Leben.

Einige dieser Völker vernachlässigen ihre Kranken sehr, und behandeln sie mit der äußersten Härte. Es ist ihnen sehr gleichgültig, ob sie einige Nahrung zu sich nehmen können, oder ob sie außer Stande sind, etwas hinunterzuschlucken. Sie begnügen sich, wenn die Zeit zum Essen da ist, neben der Hängematte, in welcher der

Kranke liegt, eine Porzion von ihren Gerichten hinzusetzen, ohne weiter ein Wort mit ihm zu reden, und ohne sich darum zu bekümmern, ob er ißt oder nicht. Und doch hört man nie den Kranken sich beklagen, oder seinen Schmerz, sey dieser auch noch so groß, auf irgend eine Art zu erkennen geben. Auch stirbt er mit einer bewundernswürdigen Gemüthsruhe, indem er ein künftiges Leben weder fürchtet noch hofft.

Die Anabali und einige andere Nazionen haben einen solchen Abscheu vor dem Tode, daß alle Bewohner aus dem Orte, wo jemand von ihnen gestorben ist, nach Beerdigung desselben, oft sogar mit Zurücklassung ihrer ganzen Erndte, fortziehen und sich, 12 bis 15 Meilen weit von jenem Orte entfernt, neue Wohnungen bauen. Frägt man sie um die Ursach, weswegen sie ihre alten Häuser verlassen, und sich der Gefahr aussetzen, an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel zu leiden; so antworten sie, daß sie, sobald der Tod sich einmal bei ihnen eingefunden habe, alle nicht sicher vor ihm zu seyn glaubten. Andere Völkerschaften verlassen ihr Dorf nicht; kaum ist der Kranke aber gestorben, so räumen sie die Hütte desselben aus, verbrennen sie nebst den Matten und Waffen des Verstorbenen, und wähnen, mit diesen den Tod zugleich selbst mit zu vernichten.

Ungeachtet der Gleichgültigkeit, welche sie gegen ihre Kranken beweisen, so lassen sie doch viele Zeichen des Schmerzes blicken, wenn einer stirbt. Sey es nun ein Oberhaupt, ein Anführer oder irgend ein anderer, Weib oder Kind, die ganze Sterbehütte ist in tiefe Trauer gehüllt, und jeder geht aus Furcht aus derselben heraus. Sie entfernen sich in die Wälder und erheben ein Geschrei, oder vielmehr ein abscheuliches Geheul. Es gehört Zeit dazu, um ihren Schmerz zu stillen, welcher nicht bloße Verstellung ist. Nach einigen Tagen kehren sie nach der Hütte zurück. Man reibt den Leichnam dann sorgfältig mit Roucou ein, hängt ihm Halsbänder von grünen Steinen um, wenn er dergleichen im Leben gehabt hat, gräbt eine tiefe runde Grube, wickelt ihn in seine Hängematte und stellt ihn ganz aufrecht hinein. Zur Seite legt man ihm seine Waffen und einiges Hausgeräthe; denn sie glauben, daß man dessen in jener Welt noch bedürfe. Sodann füllt man die Grube vollends mit Erde aus und errichtet über derselben einen kleinen Grabhügel, weniger, um die Stelle daran einst wieder zu erkennen, als um die wilden Thiere abzuhalten, daß sie den todten Körper nicht wieder ausgraben und auffressen. Während sie mit dieser letzten Pflicht beschäftigt sind, erheben sie von neuem ihr Ge-

schrey, und die ganze Ceremonie endigt sich mit einem Trinkgelage, wobei der Verstorbene denn bald vergessen wird.

Die Ehrenbezeugungen, welche diese Völker ihren Oberhäuptern und Verwandten nach dem Tode erweisen, sind bei allen nicht dieselben. Die Guaraunos binden den todten Körper mit Stricken von Binsen, und nachdem sie das eine Ende derselben an einen Baum befestigt haben, werfen sie ihn in den Fluß, so daß der Strom ihn nicht mit fortreißen kann. Kaum ist er im Wasser, so kommen sogleich gewisse sehr gefräßige Fische herbei und fressen ihm alles Fleisch ab, so daß am andern Morgen nur noch das bloße Gerippe übrig ist. Dies ziehen die Indianer dann wieder aus dem Wasser heraus und legen dasselbe in einen, mit allerlei farbigen Glasstücken ausgeschmückten, Korb, doch so, daß der Kopf oben unter dem Deckel zu liegen kommt. Diesen Korb hängen sie nachher an die Decke ihrer Hütten.

Die Aruacas begraben ihre Todten mit vielen Umständen. Besonders sehen sie darauf, daß die Waffen derselben mit ins Grab kommen, und daß nicht unmittelbar auf die Leiche Erde geworfen werde. Zu dem Ende flechten sie etwa einen Fuß hoch über dem todten Körper eine

starke Hürde, welche sie mit Ahornblättern bedecken und auf diese dann Erde werfen.

Die Achaguas beobachten dasselbe beim Tode ihrer Anführer und Cazikèn, nur muß die Unterlage der Gruben auch von fester Thonerde seyn. Da diese, wenn sie trocken wird, von einander spaltet, so stopfen sie vorher sorgfältig die entstehenden Ritzen aus, um zu verhindern, daß die Ameisen den Todten nicht beunruhigen.

Sobald bei den Caraiben das Oberhaupt eines Stammes gestorben ist, legt man den Leichnam in eine baumwollene Hängematte, und hängt diese an beiden Enden auf. Die Weiber des Entseelten legen und stellen sich dann abwechselnd um ihn herum. Da es in der dortigen Gegend sehr heiß ist, so geht der todte Körper in weniger als 24 Stunden in Fäulniß über, wodurch dann eine zahllose Menge Fliegen und dergleichen Geschmeiß herbeigelockt wird. Die unglücklichen Weiber sind aber verpflichtet, 40 Tage lang diese Thierchen von dem verwesenden Körper zu verscheuchen, und dürfen nicht zugeben, daß eins sich auf demselben setze.

Wenn endlich die zum Leichenbegängniß bestimmte Zeit herankommt, so legen die Kinder und Verwandte des Verweseten ihm noch seinen Bogen, sein Schwerdt und Schild mit ins Grab,

und nöthigen, zum besondern Vorzuge, die älteste von seinen Weibern, die ihm den ersten Sohn gebahr, sich lebendig mit ihm verbrennen zu lassen. Wenn dies geschehen, nimmt jener von der ganzen hinterlassenen Erbschaft seines Vaters Besitz und heirathet zugleich alle übrigen Weiber desselben. Nach Verlauf eines Jahrs sammeln sie die Knochen der Verbrannten und schließen sie in einen kleinen Kasten ein, den sie an der am meisten in die Augen fallenden Stelle ihrer Wohnungen, zur Erinnerung an den Verstorbenen, aufhängen.

Verschiedene Nazionen begleiten den Leichenzug noch mit einer besondern Trauermusik, welche aus größern und kleinen Fagots, nebst Flöten von Schilfrohr, besteht. Alle Männer, welche zu einem solchen Leichenbegängniß eingeladen werden, versehen sich mit diesen Instrumenten, und wenn der ganze Zug beim Begräbnißplatze angekommen ist, setzen die Jünglinge sich auf die eine und die Mädchen auf die andere Seite. Die Männer nehmen ihren Platz hinter jenen und die Weiber hinter diesen. Die Wittwe oder der Wittwer fängt dann in einem kläglichen Tone und mit Thränen an, auszurufen: O wir Unglücklichen! er (sie) ist dahin! — Alle Anwesende wiederholen im Chor dieselben Worte und in demselben Tone,

welches, nebst dem Schall der Instrumente und dem Geschrei der Weiber und Kinder, die traurigste Musik ausmacht, welche man sich nur denken kann. Billig sollte man also Völker, welche eine so gewissenhafte Ehrfurcht gegen ihre Todten beweisen, nicht Wilde und Barbaren nennen. Diese beleidigenden Beinamen verdienten weit eher die sogenannten polizirten Nazionen, welche ihre nächsten Verwandte und Freunde, wenn sie kaum todt sind, auf eine schimpfliche Art durch erkaufte Miethlinge, ohne alle Umstände begraben, und zwar oft in einem sehr engen Bezirk fast auf einander verscharren lassen, nicht viel besser, als würfen sie sie auf den Schindanger.

Es giebt auch verschiedene Indianische Nazionen, welche um ihre Verwandte Trauer anlegen. Die Jiraras, Ayricas und einige andere, reiben den Leib mit einer schwarzen Flüssigkeit ein, welche durch den Aufguß auf eine gewisse Frucht, welche sie Jagua nennen, entsteht, und von so eindringender und haltsamer Farbe ist, daß man sie in langer Zeit nicht wieder auszulöschen vermag. Weiber, Kinder und Geschwister des Verstorbenen färben sich damit vom Kopf bis zu den Füßen, so daß sie so schwarz als Mohren werden. Was nicht gerade Blutsverwandte sind, bemahlen sich nur die Füße, Beine,

Arme und einen Theil des Gesichts; die weitläufigern aber lassen es bei dem Einreiben der Hände und Füße mit dieser Farbe, und einzelnen schwarzen Flecken im Gesicht, bewenden. Ihre tiefe Trauer dauert ein Jahr, während welcher Zeit sie sich nicht wieder verheirathen dürfen.

Achter Abschnitt.

Beschreibung von Guiana überhaupt; nebst einem kurzen Abriß der spanischen, portugiesischen und holländischen Besitzungen in diesem Lande.

Guiana ist der Theil des südlichen Amerika, zwischen dem Amazonenfluß und Oronoko. Es liegt östlich von Peru unter dem Aequator, zwischen dem 2ten Grade südlicher und 8ten Grade nördlicher Breite, und dem 52sten Grade westlicher Länge. Seine Gränzen sind: gegen Norden der Oronoko; gegen Süden der Amazonenfluß, welcher es von Brasilien trennt; gegen Osten das Weltmeer und in Westen der Rio Negro, ein großer schöner Strom, welcher den Amazonenfluß und Oronoko mit einander verbindet, so daß folglich Guiana eigentlich eine große Insel ist, welche wenigstens 200 Meilen von Norden nach Süden, und über 300 Meilen von Osten nach Westen enthält. Die Geographen geben seine Länge zu 450 und die Breite zu 3000 Meilen an. Das Innere desselben ist noch wenig bekannt und wird von Europäern, wegen seiner Wildnisse und sei-

ner dicken undurchdringlichen Wälder, welche zum Theil gegen 100 Meilen im Umfang haben, fast gar nicht besucht. Nichts desto weniger ist dasselbe im Ganzen schön und fruchtbar, einige wenige Striche ausgenommen, und wird von zahlreichen Indianischen Nazionen bewohnt, die man bis jetzt kaum den Namen nach kennt, und welche nur mit den an den Ufern der benachbarten Flüsse wohnenden Völkerschaften in Verbindung stehen. Die Küsten dieses Landes kennt man aber desto besser. Diese erstrecken sich vom Nordcap bis zu der großen Mündung des Oronoko, in einer Länge von mehr als 250 Meilen.

Dies ganze Land scheint vulkanischen Ursprungs, oder aus dem Auswurf mehrerer Vulkane zu bestehen, welche in den ältesten Zeiten diese Gegend sowohl als die der Cordilleras verheerten. Man hat bemerkt, daß die verschiedenen Erdarten nicht schichtweise übereinander, sondern durcheinander gemischt liegen; auch passen die vorspringenden Winkel der Hügel nicht in die einwärts laufenden Winkel der Anhöhen, mit welchen jene zusammenhängen. Man findet hier keine Kiesel und überhaupt keine Steine, sondern bloß Lavastücke, welche schon anfangen zu verwittern; lauter Anzeigen eines unterirrdischen Feuers, welches dies Land vor Zeiten einmal umgewälzt

hat. Der in einigen Gegenden unfruchtbare Boden wird oft von den vielen Strömen und Flüssen überschwemmt, wodurch an manchen Orten Seen und Sümpfe entstehen. An den Ufern ist das Land sehr fruchtbar, und der üppige Anblick derselben läßt mit Grund vermuthen, daß, wenn man den unter Wasser stehenden Boden austrocknete, und auch das übrige Land urbar machte, diese Mühe dem Anbauer reichlich belohnt werden würde. Der fette Schlamm, welchen die großen Flüsse beständig an ihren Ufern absetzen, erzeugt in wenigen Jahren die schönsten Bäume, besonders Paleturiers (Ficus indica, *Linn.*), welche in kurzer Zeit ganze Wälder bilden, die bei Ueberschwemmungen gegen 5 Fuß tief unter Wasser stehen, und wenn das Wasser wieder fällt, mit unzugänglichem Schlamm angefüllt sind. Zuweilen werden diese Wälder aber auch von den unaufhörlich anprallenden Wogen mit fortgerissen. Eine Strecke von 400 Meilen, vom Oronoko bis zum Amazonenfluß, ist mit solchen Bäumen eingefaßt, welche durch Wasser, Schlamm und Sand zuweilen ausgerottet, immer von neuen wieder darin wachsen. Hinter dieser Einfassung von Bäumen giebt es Wiesen und Felder am Ufer, welche während der Regenzeit unter Wasser stehen und oft auch in der schönsten Jahrszeit sumpfig

bleiben. Das faule stinkende Wasser erzeugt dann viel schädliches und giftiges Ungeziefer; so wie aber die Cultur des Bodens sich weiter verbreitet, verschwindet dies Geschmeiß, und auch die Luft wird reiner und besser.

Ohnweit der französischen Küste, 4 Meilen von der Mündung des Flusses Kourou, liegen drei kleine Inseln, welche die Teufelsinseln heißen, da es ganz unfruchtbare und sehr gefährliche Klippen sind, auf welchen sich eine Menge verschiedener Seevögel aufhalten.

Hin und wieder sind die Küsten sehr niedrig, und werden, besonders nach der Mündung des Oronoko zu, oft vom Seewasser überströmt. Sie sind daher nur von Indianern bewohnt, welche ihre Hütten, bei dem Mangel eines hohen trocknen Bodens, auf Bäumen bauen, wo sie mehr großen Vogelnestern als menschlichen Wohnungen gleichen. Dieser sonderbaren Wohnplätze ist bereits im Vorigen erwähnt.

In Guiana haben jetzt vier Europäische Nazionen Besitzungen; die Spanier, Portugiesen, Holländer und Franzosen. Man kann dasselbe also, nach der Größe des Antheils jeder dieser Nazionen, in vier Theile abtheilen. Die Engländer haben auch oft Versuche gemacht, sich hier

festzusetzen; wurden aber bis jetzt noch immer wieder vertrieben.

Die erste Niederlassung der Spanier am östlichen Ufer des Oronoko, 60 Meilen von seiner Mündung, da wo der Fluß Carony in ihm fällt, war eben nicht von Bedeutung. In ihrem blühendsten Zustande enthielt sie nicht über 150 Wohnungen. Gleichwohl war diese kleine Stadt, welche die Spanier St. Thomas von Guiana nannten, für sie von großer Wichtigkeit. Sie wußten das Land sowohl zum Tobacksbau, der hier vortrefflich fortkommt, als auch zur Viehzucht zu benutzen. Wegen der Güte und des Ueberflusses an Futter wird es hier sehr leicht, Thiere groß zu ziehen, und diese vermehren sich aus eben dem Grunde hier auch außerordentlich stark. Diese und mehrere andere sehr vortheilhafte Handlungsgegenstände erregten bald den Neid der übrigen europäischen Nazionen.

Engländer und Holländer griffen die Spanische Colonie zu verschiedenen malen an, und verwüsteten sie auch mehrmals. So verbrannten die Holländer sie z. B. im Jahr 1579 gänzlich. Ein Theil der Einwohner zog sich damals nach Cumana. Die Zurückgebliebenen baueten die Stadt zwar an dem Ufer des Flusses, aber 10 Meilen oberhalb der Stelle, wo sie vorher gestanden

hatte,

hatte, wieder auf, und errichteten zugleich ein kleines Fort zum Schutz derselben.

Diese Stadt, welche sie Neu-Guiana nannten, war anfangs nur schwach bevölkert. Indessen mehrte sich mit der Zeit auch die Zahl der Einwohner. Diese wußten sich aus Cumana allerlei Vieh, auch trächtige Stuten zu verschaffen, die sich nachher sehr vermehrt haben, so daß die Einwohner einen beträchtlichen Nutzen davon zogen. Auch pflanzten sie daselbst wieder Toback und allerlei Fruchtbäume an. Endlich trägt auch der neue Weg, welchen man von der Stadt nach Cumana angelegt hat, nicht wenig dazu bei, den Aufenthalt in ersterer ganz angenehm zu machen. — Außer dieser haben die Spanier noch verschiedene andere Niederlassungen, weiter hinauf an derselben Seite des Flusses, wo sie Missionen, eine Art Kirchspiele oder Dörfer angelegt haben, welche von Indianern der benachbarten Nazionen bewohnt werden, die von den Spaniern dahin gelockt worden sind.

Das Spanische Guiana begreift die Ufer des Oronoko und einen Theil vom Innern des Landes, bis an die Bergkette, ohngefähr 24 Meilen gegen Süden vom Oronoko. Es erstreckt sich 40 Meilen weit an der Nordküste. Auf jenen Bergen entspringen eine Menge Flüsse, welche

sich in den Oronoko ergießen und die schönen Thäler und weitläuftigen Waldungen bewässern, welche man zwischen jenen findet. Diese Berge nähern sich an einigen Orten dem Oronoko sehr, entfernen sich aber wieder von demselben, je näher sie seiner Mündung kommen, und laufen dann am Fluß Poumaron bis an die Meeresküste hin, so daß sie die natürliche Gränze zwischen dem Spanischen und Holländischen Guiana bilden.

Die Portugiesen begnügten sich lange Zeit mit ihren Besitzungen in Brasilien, welches im Jahr 1500 von Alvarez Cabral, einem Portugiesischen Admiral, entdeckt wurde. Erst im Jahr 1654 legten sie auch eine Colonie an den Ufern des Amazonenflusses an. Die Jesuiten drangen nachher tiefer ins Land hinein, und hatten im Jahr 1766 eine Anzahl von 10000 Indianern auf ihre Seite gebracht, welche in 36 Dorfschaften, wovon 12 am Napa und 24 am Amazonenfluß lagen, vertheilt waren. Einige dieser Dörfer waren aber 150 bis 180 Meilen von einander entfernt; auch konnte die Bevölkerung derselben eben nicht groß seyn, da die Männer schwach und die Weiber nicht sehr fruchtbar sind, weil ferner das Clima ungesund ist und das Land oft überschwemmt wird. Die zu weit entfernten Dorfschaften können sich auch einander nicht die ge-

ringste Hülfe leisten. Alles dies ist den Portugiesen sehr nachtheilig. Im Ganzen ist das Küstenland niedrig, doch aber allenthalben sehr angenehm; weite fruchtbare Fluren und unermeßliche stets grünende Wälder wechseln mit einander ab. Nach Westen zu erblickt man im Innern des Landes Berge, auf welchen unzählige Bäche entspringen, die nachher Seen und mehrere ansehnliche Flüsse bilden, welche in den Amazonenfluß oder dem Rio de la Plata fallen; andere, die ihren Lauf von Westen nach Osten zu nehmen, ergießen sich unmittelbar in den Ocean. Der letztern giebts eine große Menge, welche für die Portugiesen von großem Nutzen sind, denn sie treiben ihre Zuckermühlen, wässern das Land und machen es sehr fruchtbar. Der nördliche Theil von Brasilien, welcher fast gerade unter der Linie liegt, ist von Guiana umschlossen, und vielem Regen und den regelmäßigen periodischen Winden unterworfen. Letztere nehmen im März und September ihren Anfang. Wirbelwinde und Orkane, mit heftigen Regen begleitet, sind ihre Vorläufer. Der südliche Theil genießt ein gemäßigteres Clima und eine gesundere Luft, als irgend ein Land unter der heißen Zone, ein Vortheil, welchen es den erfrischenden Seewinden, und

den von den hohen, Schneebedeckten Bergen herabwehenden noch kühlern Winden verdankt.

Das Portugiesische Guiana begreift die Ländereien und Gegenden am westlichen und nördlichen Ufer des Amazonenflusses, vom Nordcap bis Rio Negro, welcher die letzte äußerste Gränze macht. Erst im Jahr 1688 näherten sich die Portugiesen dem Nordcap, und erbaueten das Fort St. Antonius am Fluß Arwary, welches aber durch die Meeresfluth und das Anschwellen des Amazonenflusses schon im Jahr 1691 wieder eingerissen wurde. Auch setzten sie sich im Jahr 1688 zu Macapa auf den Ruinen eines Forts fest, welches die Franzosen kurz zuvor verlassen hatten, und woselbst sie noch vier Kanonen und Kugeln von verschiedenem Caliber vorfanden. Die Franzosen beschwerten sich aber hierüber als über eine unrechtmäßige Besitznehmung, und die Portugiesen, welche diese Beschwerden gerecht fanden, verpflichteten sich durch den Traktat von Lissabon im Jahr 1701, das Fort Macapa zu demoliren, erbaueten es jedoch bald nachher von neuem wieder. Im Uetrechter Frieden 1713 trat Frankreich den Portugiesen den südlichen Theil von Guiana, vom Nordcap bis an den Amazonenfluß, ab. Von dieser Zeit an drangen sie weiter ins Innere des Landes, und unternahmen

auch sogar Streifereien nach Cayenne. Im Jahr 1723 machten sie einen Verhau bis an die Ufer des Oyapok, wo sie einen Pfahl mit dem Wappen des Königs von Portugall errichteten, welches sie an verschiedenen Stellen auch in Stein eingruben. Sie blieben hier aber nicht lange, denn das französische Gouvernement gab Befehl, daß sie dort gänzlich vertrieben und aufgehoben werden sollten.

Das Holländische Guiana besteht aus dem Küstenlande, welches sich vom Fluß Marony bis an den Eßequebo erstreckt. Die vorzüglichste Colonie der Holländer in diesen Gegenden war gleich anfangs die von Surinam, wozu nachher noch die von Berbice kam. Nachdem sie sich hier niedergelassen hatten, verfolgten sie den Lauf der andern Flüsse und drangen ziemlich weit ins Innere des Landes vor, wo sich noch mehrere Colonisten anbaueten.

Das Holländische Guiana wird gegen Morgen vom Fluß Marony, und gegen Abend vom Poumaron begränzt. Das Meer und unbekannte Gegenden, welche die Spanier sich zueignen, machen die südliche und nördliche Gränze. Es enthält über 140 Meilen von der Küste des Landes. Wie weit es sich aber ins Land hinein erstreckt, läßt sich nicht genau angeben. Der Surinam ist

der beträchtlichste Fluß, und giebt der ganzen Colonie den Namen. Er hat an seinem Ausflusse Sandbänke, welche jedoch bei hoher Fluth drei Faden Wasser haben. Der Fluß ist bei seiner Mündung ohngefähr eine Meile breit, und behält diese Breite auch weiter hinauf, von da an, wo der Commewina sich in ihm ergießt. Vor dieser Vereinigung ist jeder von den beiden Flüssen etwa eine halbe Meile breit, und so tief, daß sie die größten Schiffe noch 30 Meilen weit hinauf tragen können. Der Surinam kommt tief aus dem Innern des Landes. Man ist noch nicht bis zu seiner Quelle gekommen. 40 Meilen von seiner Mündung hat er verschiedene Wasserfälle, welche die weitere Schiffahrt auf demselben gänzlich hemmen. Auch ist das Land voller beinahe undurchdringlicher Waldungen und stark bewachsener Berge, die nur mit sehr großen Schwierigkeiten zu passiren sind.

Die Einfahrt in den Fluß Poumaron, welche 24 oder 25 Meilen von der großen Mündung des Oronoko entfernt ist, beträgt kaum eine halbe Meile in der Breite; doch können alle Schiffe in den Fluß einlaufen, da er beim niedrigsten Wasser an seiner Mündung doch 7 bis 8 Faden Tiefe hat. Der Boden besteht aus Schlamm, welcher, je weiter hinauf, desto tiefer

wird. 4 oder 5 Meilen vom Ausfluß wird er schon gegen 40 Klafter tief. Die östliche Spitze seines Ufers heißt das Cap Nassau, und 6 Meilen davon, an derselben Seite, liegt das Fort Neu-Seeland. Die Quellen des Flusses Poumaron sind ebenfalls noch unbekannt, da die Holländer ihn nicht weiter als 30 bis 40 Meilen hinaufgefahren sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach entspringt er aber auch auf den Bergen, welche sich längst dem Oronoko bis ans Meer erstrecken.

Der Fluß Eßequebo ist viel größer und ansehnlicher als jener; die Einfahrt in denselben ist aber nicht so leicht, ob er gleich über 3 Meilen breit ist. Dies kommt daher, weil er voller Inseln und Untiefen ist, zwischen welchen man nur Canäle für die größern Schiffe findet. Die Inseln selbst sind sehr flach und ganz mit Holz bewachsen. Sie sind größtentheils 1 oder 2 Meilen lang und sehr schmal. Ist man eine Reihe derselben passirt, so erblickt man schon wieder eine andere, welche den Fluß zu sperren scheint; fährt man aber von der Ostseite gerade an denselben herunter, so findet man ein tiefes Fahrwasser. Nachher verengt sich der Fluß wieder über die Hälfte, und ist von kleinen, dicht an einander liegenden, Eilanden fast ganz vollgestopft; inzwischen können doch bei einiger Vorsicht Schiffe bis zu

dem auf einem derselben errichteten Forte hinauffahren. Weiterhin werden sie aber durch Wasserfalle gehindert. Auch in den Eßequebo ergießen sich eine Menge Flüsse. An einem derselben, den Sibarona, findet man eine Bergcristallmine.

Der Fluß Berbice fließt in einer Entfernung von 20 Meilen vom Eßequebo, und ist an seiner Mündung auch beinahe eine halbe Meile breit. Er theilt sich in zwei Arme, von welchen aber nur einer zu passiren ist. Beide Ufer sind niedrig und reizen das Auge durch das schöne Grün der Bäume, mit welchem sie besetzt sind. Rechts und links erstrecken sich die Wohnungen der Colonisten über 30 Meilen weit, von denen die nächsten wenigstens 15 Meilen vom Meere entfernt liegen. Der niedrige morastige Boden nöthigt sie, sich so weit am Flusse herauf anzubauen, um ein zum Ackerbau tüchtiges Erdreich zu finden. Sie geriethen bei dieser Gelegenheit mit verschiedenen Völkerschaften, welche sie daselbst antrafen, und die ihren entferntern Niederlassungen vielen Schaden zufügten, in Feindseligkeiten. Einige dieser Indianischen Völkerstämme wurden von den Holländern ganz ausgerottet, andere aber gezwungen, sich ruhig zu verhalten und mit ihnen als gute Freunde zu leben.

Im Jahr 1640 hatten sich die Franzosen

am Fluß Surinam angesiedelt; da sie aber den Boden hier sehr morastig und das Land selbst ungesund fanden, so verließen sie es bald wieder. Sobald die Engländer dies erfuhren, kamen sie dahin, und ließen sich sowohl hier als an den Ufern einiger andern Flüsse, auch am Marony, nieder. Doch behielten sie diese neuen Besitzungen nicht lange. Die Holländer nemlich, welche neidisch auf den als sehr vortheilhaft gepriesenen Handel nach Guiana wurden, und um den Schimpf wieder gut zu machen, daß sie sich aus Brasilien hatten vertreiben lassen, benutzten die Gelegenheit, indem sie gerade damals im Kriege mit den Engländern begriffen waren, und machten sich Meister von Surinam und den andern von den Engländern in Besitz genommenen Plätzen. Diese schienen sich indessen eben nicht viel daraus zu machen, und Carl II überließ 1668 ohne viele Schwierigkeiten diese Colonien den Holländern. Die wirkliche Abtretung erfolgte jedoch erst nach dem Friedensschluß vom Jahr 1674.

Das Land war damals wirklich sehr ungesund, besonders wegen der vielen dichten Wälder, die weder Wind noch Sonne zuließen, den feuchten Boden zu trocknen. Inzwischen legten doch verschiedene Einwohner von Seeland, mit Begünstigung der Staaten dieser Provinz, einzelne

Colonien daselbst an, und veränderten, so zu sagen, durch ihren Kunstfleiß, durch häufiges Holzfällen, und andere Versuche den Boden auszutrocknen, das Clima dergestalt, daß das Land weit gesunder wurde als es vorher war.

Neunter Abschnitt.

Das Französische Guiana. — Geschichte der Niederlassungen der Franzosen in diesem Lande und zu Cayenne.

Als die Franzosen sich in Guiana festzusetzen suchten, war ihr Augenmerk zunächst nicht sowohl auf die unermeßlichen Schätze und auf die Gold-Minen und Edelgesteine gerichtet, welche es enthalten sollte, als vielmehr auf den Nutzen und den Einfluß, welchen die eigenthümlichen Produkte dieses großen Landes, die sie für ihre eignen Erzeugnisse und für verschiedene andere kleine Waaren leicht eintauschen konnten, auf ihren Handel haben würden. Diesem lobenswürdigen Zweck zufolge fingen sie bald an, die Küsten zu besuchen, und zögerten nicht mit der Anlegung von Colonien, die sie beständig zu vervollkommnen sich bemüheten, auch nicht eher in das Innere des Landes zur Entdeckung der angeblichen Schätze vorzudringen suchten, bis der Landbau, und das Umhauen der mit den schönsten Bäumen aller Art angefüllten Wälder, ihnen erst wirkliche und wahrhaft nützliche Schätze darbot. Auch

waren sie klug genug, nicht eigensinnig darauf zu bestehen, den Oronoko und Amazonenfluß, nebst den übrigen großen tief aus dem Lande kommenden Flüssen, die zum Theil von jenen verschlungen werden, herauf fahren zu wollen. Bloß an den Küsten landeten sie, wo sie sich bereits bald nach der ersten Entdeckung von Amerika eingefunden hatten, um Färbehölzer zu laden. Die günstige Aufnahme, welche sie bei den Landeseingebohrnen fanden, reizte sie, diesen Handel fortzusetzen, und um sich desselben zu versichern, säumten sie nicht länger, Colonien, besonders in Brasilien, anzulegen. Der Maltheserritter und Viceadmiral Villegagnon, der viele Unannehmlichkeiten im Dienst erfahren hatte, und sich zu der neuen Lehre Calvins bekannte, entwarf den Plan, eine Protestantische Colonie in diesem Lande zu gründen. Diese seine eigentliche Absicht wurde aber seinem Hofe verheelt, indem er, wie es hieß, bloß nach dem Beispiele der Spanier und Portugiesen eine französische Colonie in Amerika anlegen wolle. Auch erhielt er unter diesem Vorwande wirklich von Heinrich II im Jahr 1555 zwei oder drei gut ausgerüstete Schiffe, die er mit lauter Calvinisten bemannte, mit welchen er glücklich an der Küste von Brasilien anlangte.

Der Admiral Coligni, der ebenfalls wünschte,

daß die Lehre, zu welcher er sich bekannte, Eingang in diesem Lande finden möge, nahm sich der Sache gleichfalls an, und Calvin ergriff selbst, nicht weniger begierig, diese Gelegenheit, seine Lehre in einem Lande zu verbreiten, wo seine Anhänger, dem Anschein nach, sich eine vollkommne Glaubensfreiheit versprechen durften. Zum Unglück sandte er aber mehr Geistliche als andere ihm ganz ergebene Anhänger hin. Jene, gewohnt zu herrschen, geriethen mit dem Gouverneur in Streit und stifteten Aufruhr an, wodurch die Colonie bald wieder aufgelöst wurde. Villegagnon wollte nun nichts weiter mit Calvin zu schaffen haben, und behandelte die Geistlichen als Störer der öffentlichen Ruhe; diese hingegen ihn als einen Atheisten. Auf solche Art scheiterte der auf Eigennutz und Religionseifer gebaute Plan. In Rücksicht der Religion war Villegagnon der unbeständigste Mensch von der Welt. Man sah ihn bald als Catholik, bald als Hugenott, und je nachdem er sich zu dieser oder jener Sekte bekannte, mißhandelte er die, welche anders dachten.

Die Portugiesen benutzten diese Gelegenheit, und richteten die Colonie gänzlich zu Grunde. Sie hatten die Grausamkeit, alle Franzosen aufzuknüpfen, die ihnen in die Hände fielen. Auch ließen sie die todten Körper derselben an den

Bäumen hängen, und zwar, wie sie sagten, den Landesverräthern zur Warnung.

Gezwungen, Brasilien zu verlassen, zogen sich die Franzosen, welche auch ihrem Vaterlande entsagen mußten, nach Guiana. Dies geschah jedoch erst einige Jahre nachher, als bereits verschiedene, von der französischen Regierung bestätigte, Colonien daselbst waren angelegt worden. Im Jahr 1624 schickten die Kaufleute von Rouen eine kleine Colonie von 26 Menschen dahin, die sich an den Ufern des Flusses Sinamarie ansiedelten, und zwei Jahre nachher wurde noch eine zahlreichere Colonie am Fluß Cananama gegründet. Beide vergrößerten sich bald durch neuen Zuwachs von Menschen und Munition. Endlich entstand eine Gesellschaft, welche Patentbriefe von Ludwig XIII erhielt, die ihr das Recht des Alleinhandels nach Guiana gaben, dessen Gränzen darin durch den Amazonenfluß und Oronoko bezeichnet waren. Diese Gesellschaft wurde besonders durch den Antheil berühmt, den vermöge der Erlaubniß des Hofes verschiedene vornehme Personen daran nahmen, indem ihnen von denselben besondere Privilegien bewilligt wurden. Sie nannte sich: Gesellschaft vom Aequinoxial-Frankreich; so wurde nemlich der Theil von Guiana, welcher nachher den Namen Cayenne

bekam, damals von den Franzosen genannt. Die neuen Ankömmlinge wählten die Insel Cayenne und die benachbarte Gegend zu ihrem Aufenthalt. Statt aber die Zuneigung der Indianer zu gewinnen zu suchen, welches man bisher immer gethan hatte, um nichts von ihnen zu befürchten zu haben, besaßen sie so wenig Klugheit, daß sie bei den Streitigkeiten dieser Völker unter sich, Parthei nahmen. So vereinigten sie sich z. B. mit den Galibis gegen die Caraiben, und da diese ansehnliche Vortheile über jene erhielten, so fanden sich die Franzosen in das Unglück ihrer Freunde mit verwickelt. Verschiedene von ihnen wurden gefangen, gebraten und gefressen, ihre kaum errichteten Wohnungen zerstört und verwüstet, so daß die, welche entkamen, es noch als ein Glück betrachteten, in den Galibis treue Freunde zu finden, die sie in ihre Wohnungen aufnahmen und sie als ihres Gleichen betrachteten, gleichsam als ob sie zu einem und demselben Volke gehörten.

Diese Unglücksfälle vermochten jedoch in Frankreich nicht, den Muth derer niederzuschlagen, welche dort viel versprechende Hoffnungen von Guiana genährt hatten. Sie ließen vielmehr ihre Privilegien erneuern, und im Jahr 1643 bildete sich zu Rouen wieder eine Gesell-

schaft, die aber zum Unglück einen gewissen Poncet de Bretigny, einen eiteln, grausamen und so boshaften Menschen zum Anführer ernannte, daß man, um manche seiner Handlungen nur einigermaßen entschuldigen zu können, ihn sehr oft für wahnsinnig halten mußte. Kaum war er z. B. in Guiana angekommen, als er ohne allen Grund den Eingebohrnen den Krieg erklärte, und alle die niedermetzeln ließ, welche in seine Hände fielen. Nicht zufrieden mit den Grausamkeiten, die er gegen Völker ausübte, welche, mit Sanftmuth zu behandeln, Vernunft und Menschlichkeit ihm geboten, fing er sogar an, gegen seine eignen Colonisten zu wüthen, und sie unerhörte Quaalen erdulden zu lassen. Galgen und Räder waren unaufhörlich mit Cadavern dieser Unglücklichen angefüllt. Er machte sich ein Vergnügen daraus, selbst neue Martern zu erfinden. Eins der dazu erforderlichen Instrumente nannte er das Fegefeuer, und ein anderes noch schmerzhafteres, die Hölle. Begierig nach dem Blute seiner Untergebenen sann er nur immer auf einen schicklichen Vorwand, sie erst martern und dann tödten zu können. So zwang er sie z. B., ihm ihre Träume zu entdecken. Einer, den er auch genöthigt hatte, diese Grille zu befriedigen, erzählte ihm einmal, daß er ihn im Traume todt gesehen habe. Diesen

unglück-

unglücklichen Träumer ließ er auf der Stelle ergreifen und verurtheilte ihn, lebendig gerädert zu werden. Dies fürchterliche Urtheil wurde auch in seiner ganzen Strenge vollzogen, indem der Wüthrich vorgab, daß der Verurtheilte nur darum von seinem Tode geträumt habe, weil er wirklich die Absicht gehabt, ihn umzubringen.

Die durch solche Tiranneyen zur Verzweiflung gebrachten Franzosen beschlossen endlich, die Insel Cayenne zu verlassen. Einige retteten sich nach dem festen Lande und brachten ihr Leben mitten unter den sogenannten Wilden in Sicherheit, die zum Theil aber weniger wild sind, als diejenigen, welche sich nicht scheuen, sie so zu nennen.

Bretigny erfuhr nicht sobald die gastfreundschaftliche Aufnahme, welche die Flüchtlinge bey den Eingebornen gefunden hatten, als er diese sogleich von ihnen trotzig zurückfordern ließ. Die Indianer weigerten sich jedoch, ihm diese Schlachtopfer auszuliefern. Hierüber vollends aufgebracht, zugleich aber auch erfreut über einen Vorfall, der ihm die beste Gelegenheit darbot, seinen Blutdurst zu befriedigen, ließ er geschwind eine Schaluppe ausrüsten und fuhr selbst hinüber, da er durch niemanden anders die Rache wollte vollziehen lassen. Grausamkeit ist aber immer mit Feigheit gepaart; hievon giebt uns auch Bretigny einen Beweis.

Kaum hatte er eine halbe Meile auf dem Fluß Cayenne zurückgelegt, als er von den Indianern mit einem Hagel von Pfeilen empfangen wurde. Statt nun zu landen und sie anzugreifen, welches sie in Schrecken gesetzt haben würde, begnügte er sich, bloß aus der Schaluppe auf sie feuern zu lassen. Hiedurch wurden zwar einige getödtet, allein dies schwächte den Muth der übrigen nicht. Als diese sahen, daß der Gouverneur es nicht wagte, sie zu Lande anzugreifen, so setzten sie ihm mit Steinen und Pfeilen noch heftiger zu. Die Schaluppe wandte sich, um die Flucht zu nehmen; die Indianer aber verfolgten sie und ließen eine solche Menge Pfeile auf sie regnen, daß Bretigny zu einer nachdrücklichen Gegenwehr, selbst da es die Vertheidigung seines eignen Lebens galt, ganz unfähig, sich voller Verzweiflung in einen Mantel hüllte und so mit allen seinen Begleitern, den Dienern seiner Grausamkeit, getödtet wurde.

Die siegreichen Indianer, welche sich der Schaluppe bemächtigt hatten, machten ein Feuer an, brieten die todten Körper, welche sie in dem Fahrzeuge fanden und verzehrten sie. Nach den Vortheilen, welche sie bei dieser Gelegenheit davon getragen hatten, hätten sie sehr leicht eine Landung auf der Insel unternehmen und alle zurückgebliebenen Bewohner derselben niederhauen können.

Sie waren jedoch menschlich genug, nicht Unschuldige mit den Schuldigen zugleich büßen zu lassen, und begnügten sich, den barbarischen Gouverneur und die Mitschuldigen seiner Tiranney aus dem Wege geschaft zu haben. Auch schickten sie einige von den geflüchteten Franzosen mit einer Friedenserklärung an die verwais'te Colonie ab. Ohne diese Mäßigung der Indianer würde die neue Gesellschaft, welche 8 oder 9 Jahr nachher entstand, in diesem Theile des französischen Guiana nur Trümmern und wüste Plätze gefunden haben. Sie war indessen nicht glücklicher als die erstern Gesellschaften, und erfuhr wegen des schlechten Verfahrens ihrer vornehmsten Mitglieder ein eben so trauriges Schicksal.

Der Abbé Marivaux, Doctor der Sorbonne, Roiville, ein Edelmann aus der Normandie, und Laboulaie, Intendant der Marine, vereinigten sich, obgleich aus sehr verschiedenem Interesse, mit noch mehrern andern reichen Privatpersonen zu einer neuen Unternehmung. Der Eifer, die Amerikaner zu bekehren, beseelte den Abbé; Roiville hatte, wie man vorgab, die Absicht, eine gewisse Oberherrschaft zu erlangen; Laboulaie aber war nur auf den Flor des Handels und Verbesserung der Marine bedacht, welche er unter dem Herzoge von Vendome dirigirte. Dies

waren die drey Hauptunternehmer, welche an der Spitze von 600 im Dienst der Gesellschaft angestellten Männer sich sämmtlich zu Paris einschiften und in kleineren Fahrzeugen auf der Seine bis Honfleur herunter fuhren. Gleich nach der Einschiffung aber trug sich schon ein Unglück zu. Marivaux, die Seele der ganzen Unternehmung und zum Generaldirector von Cayenne ernannt, fiel ins Wasser und ertrank. Dieser unglückliche Zufall verzögerte indessen die Expedition nicht. Bald aber schlich sich Uneinigkeit unter den Chefs oder den sogenannten Herren der Colonie ein. Roiville war auf drey Jahre zum Oberbefehlshaber ernannt. Nun hatten die andern ihn aber in Verdacht, daß er die Absicht habe, sie alle umbringen zu lassen, um sich zum Alleinherrn der Colonie zu machen. Dies ging so weit, daß sie ihn endlich gar bei Nachts erstachen und ins Meer warfen. Sie rechtfertigten sich wegen dieses Schritts bei den Colonisten so gut sie konnten, und langten den 29sten Sept. 1652 nach einer Ueberfahrt von 2 Monaten in Cayenne an. Es waren ihrer überhaupt 12, welche sich als Herren der Colonie betrachteten. Diese fingen nun an, gegen einander zu cabaliren und einige entwarfen einen Plan, um verschiedene ihrer Collegen zu ermorden. Das Complott wurde aber entdeckt, vier wurden arretirt, einem der Kopf

abgeschlagen und die drey andern aller Würden und Vorrechte, welche sie sich angemaßt hatten, beraubt, auf eine wüste Insel verwiesen, bis sich etwa eine Gelegenheit fände, sie nach den Antillen oder nach Frankreich zu transportiren.

Obgleich die Zahl der Colonieherren, nachdem noch zwey gestorben waren, bis auf die Hälfte vermindert war, so lebten die übrigen doch nicht in Ruhe und Frieden mit einander. Der Geist der Zwietracht verleitete sie, daß sie sogar die Indianer angriffen, welche doch gern mit ihnen in gutem Vernehmen leben wollten. Aufs äußerste gebracht, griffen diese endlich zu den Waffen, verheerten die französischen Besitzungen, ermordeten einige von den Häuptern der Colonie und eine große Anzahl Pflanzer. Zuletzt gesellte sich auch noch Hungersnoth zu der Geißel des Kriegs. Das kleine Häuflein, welches einem so vielfachem Elende noch entging, fand kein anderes Rettungsmittel, als sich ins Fort zurückzuziehen, nachdem der Gouverneur es verlassen, sich einer Barke bemächtigt, seine eignen Soldaten ausgeplündert und sich nach Surinam, welches die Engländer zu der Zeit besaßen, gerettet hatte. Die Indianer belagerten aber das Fort und nöthigten endlich die Franzosen, dasselbe so wie die ganze Insel zu räumen, und zwar mit Zurücklassung aller Waffen, Kanonen,

Kaufmannsgüter und alles dessen, was sich nicht in die eine elende Barke, die ihnen nur noch übrig geblieben war, und in 2 oder 3 Canots, welche sie von den Indianern erhalten hatten, laden ließ. Sie nahmen darauf ebenfalls ihre Zuflucht zu den Engländern nach Surinam, um sich von da nach Barbados zu begeben.

Auf diese Art ging eine Colonie zu Grunde, welche der französischen Regierung soviel Sorgen und Geld gekostet hatte, und die den Ruin vieler Privatpersonen unmittelbar nach sich zog. Dies Unglück entstand vorzüglich durch die schlechte Verwaltung derer, welche sich selbst für fähig hielten, diese zu übernehmen, und mit dem Ehrgeiz zu befehlen, auch noch den Stolz, unumschränkt herrschen zu wollen, paarten.

Die Holländer wußten sehr geschickt von allen Fehlern dieser unwissenden Machthaber, welche glaubten, Reichthümer ersetzten den Verstand, Nutzen zu ziehen. Sie machten sich Meister von Cayenne und allem, was die Franzosen daselbst zurückgelassen hatten, nach dessen Besitz sie schon lange aus Surinams Sümpfen mit neidischen Augen getrachtet hatten. Ein gewisser Guerin Spranger erhielt ein Patent von den Staaten von Holland, in welchem ihm alle diese in Besitz genommenen Ländereyen selbst überlassen wurden.

Durch das weise Verfahren dieses klugen Mannes kam die Insel bald wieder in einen blühenden Zustand. Er vertrieb entweder mit Gewalt der Waffen oder durch gütliche Uebereinkunft die Indianer, welche sich nach dem Abzuge der Franzosen daselbst angebaut hatten, und zwang sie, sich tiefer ins Land zurückzuziehen. Er legte neue sehr starke Festungswerke an, machte vieles Land urbar, errichtete Zuckersiedereyen und baute mit gutem Erfolge Baumwolle, Roucou und Indigo an, womit er sich einen vortheilhaften Handel eröfnete.

Bei dieser Lage der Dinge begünstigte Colbert den Plan einer neuen Gesellschaft unter dem Titel der Compagnie vom Aequinoxial-Frankreich, welchen er Ludwig XIV. vorlegte. La-Barre wurde zum Chef derselben und zum Gouverneur von Cayenne ernannt, wohin er sich mit einer ansehnlichen Macht und mit 1200 zum Anbau des Landes besonders ausgehobenen Leuten begab. Spranger sah sich genöthigt zu capituliren und die Colonie in dem blühenden Zustande, in welchen er dieselbe erst versetzt hatte, zu übergeben.

Die Indianer erschienen nicht wieder, um sich zur Wehre zu setzen, verließen vielmehr die Küste gänzlich und zogen sich so tief als möglich ins Land zurück. Sie glaubten nehmlich, die Franzosen seyen nur deshalb in so großer Anzahl wieder ge-

kommen, um sie für ihre Verrätherey und die Ermordung ihrer Landsleute zu bestrafen. Es dauerte daher lange, ehe einer von ihnen zum Vorschein kam. Nach und nach näherten sie sich endlich und schickten einige von ihren Anführern ab, welche um Frieden und Verzeihung des Geschehenen bitten sollten. Zugleich boten sie den Franzosen eine Allianz an und versprachen ihnen unverbrüchliche Treue. La Barre hörte sie gütig an; da die Politik aber Strafe forderte, und damit sie sichs in Zukunft möchten zur Lehre dienen lassen, so mußten sie den Frieden, den er ihnen übrigens gern bewilligte, doch theuer genug erkaufen. Man kam mit ihnen überein, daß sie fernerhin keine Wohnungen auf der Insel haben sollten; daß die Franzosen auch auf dem festen Lande, allenthalben wo es ihnen gut dünkte, sich niederlassen könnten; daß sie sich endlich verbindlich machten, sogar auch die Ländereyen, welche sie selbst jetzt inne hätten, abzutreten, wenn diese einst auch verlangt werden sollten. Sie versprachen, daß sie weder mit den Holländern, noch Engländern und Portugiesen einen Allianztractat schließen und die Franzosen auf der Jagd, beim Fischen, oder wenn sie auf neue Entdeckungen ausgingen, nach allen Kräften unterstützen und vertheidigen wollten. Auch mußten sie sich noch verpflichten, die Sklaven im Dienst der

Compagnie und andere, die etwa entfliehen möchten, um sich bei ihnen niederzulassen, oder nach den andern benachbarten Europäischen Etablissements überzugehen, auszuliefern. Auf diese Bedingungen versprach man ihnen, das Geschehene zu vergessen, und der Tractat sowohl mit der Compagnie als mit den Einwohnern wurde abgeschlossen.

Sie gaben darüber ihre lebhafte Freude durch Tanz und Gesang zu erkennen, und schwuren, daß sie sowol selbst, als auch ihre Kinder sich genau nach dieser Vorschrift richten wollten. Auch haben sie wirklich bis auf den heutigen Tag alle Artikel des Tractats treulich erfüllt. Sie lieferten sogleich alle die jungen Leute, welche zu ihnen geflüchtet waren, aus. Diese wurden der Compagnie nun, vermittelst der erlangten Kenntniß der indianischen Sprachen, sehr nützlich. Einer derselben wollte aber diese gutmüthigen Wilden, welche er als seine Freunde und Verwandten betrachtete, durchaus nicht verlassen. Er hatte sich nehmlich mit einer jungen hübschen Indianerin verheirathet, in die er sterblich verliebt war. Auch ging er, frei vom Europäischen Kleiderzwang, jetzt schon nach der Sitte seines neuen Vaterlandes, ganz nackt. Der Gouverneur hielt es daher für rathsam, diesen jungen Menschen nach seiner Phantasie leben zu lassen, erklärte aber, daß man diese Nachgiebigkeit künftighin nie zur Folge ziehen solle.

Die Colonie blühete nun, Dank sey es der unermüdeten Sorgfalt und Aufmerksamkeit des thätigen La Barre, wieder von neuen auf. Derselbe giebt in dem darüber von ihm herausgegebenen Werke einen Rath, den man wohl beherzigen und nie aus den Augen verlieren sollte. „Faulheit, sagt er, muß man in diesem Lande als den einzigen und ärgsten Feind betrachten, der uns zu Grunde richten kann, und vor welchem wir uns nicht genug in Acht nehmen können. Auch suchte ich es dahin zu bringen, daß jeder von selbst und gern an die Arbeit ging, und daß niemand vom größten bis zum Kleinsten, vom Vornehmsten bis zum Geringsten davon frey blieb.“

Nach diesem weisen Plane durfte man sich mit Grunde die besten Fortschritte versprechen; auch fingen die in Frankreich zurückgebliebenen Directeurs der Gesellschaft bald an, beträchtliche Vortheile davon einzuerndten. Oft aber ist auch der Beste nicht sicher, daß ihm sein Unternehmen immer gelingen werde. Neidische Speculanten bewogen Ludwig XIV., nachdem sie Colbert bereits auf ihre Seite gebracht hatten, die blühende Compagnie von Cayenne einer neuen einzuverleiben, die unter dem Titel: Westindische Compagnie errichtet worden war. La Barre war nicht sobald von dieser Veränderung unterrichtet, als wichtige Gründe ihn bewogen, nach Frankreich zu gehen, nachdem

er seinen Bruder an seiner Stelle zum Gouverneur von Cayenne ernannt hatte.

Mittlerweile erklärte Ludwig XIV. den Engländern den Krieg. Diese waren vor Cayenne mit einem Linienschiffe, 6 Fregatten und 2 Transportschiffen erschienen. Ritter Lezi, (der Bruder des La Barre) entfloh schändlicherweise. Der Englische Befehlshaber, welcher fürchtete, daß er wegen des damals schon unterhandelten Friedens seine Eroberung doch nicht würde behaupten können, beschloß, ihr wenigstens den größtmöglichsten Schaden zuzufügen. Er vertheilte seine Leute auf der Insel, auf welcher nur Weiber und Kinder zurückgeblieben waren. Funfzehn Tage lang dauerte das Plündern und Verwüsten. Alles, was sie von Kanonen, Waffen, Kriegsvorrath und Lebensmitteln fanden, wurde eingeschifft. Sie zerstörten die Zuckersiedereyen, rißen alles Zuckerrohr aus, verheerten die übrigen Pflanzungen und steckten, ehe sie sich einschifften, alles in Brand.

So wurde diese unglückliche Colonie noch einmal zu Grunde gerichtet. La Barre würde, wenn er da geblieben wäre, kräftigen Widerstand geleistet und hätte er der Englischen Uebermacht weichen müssen, wenigstens durch eine ehrenvolle Capitulation diese Französische Besitzung vor der gänzlichen Verheerung geschützt haben. Nach einigen Monaten kehrte er dahin zurück, und erwarb sich

noch einmal den Ruhm, sie wieder in ihren vorigen Wohlstand zu versetzen.

Im Kriege gegen die Holländer, i. J. 1672, kam sie wieder unter einem andern Herrn. Diese rüsteten nehmlich eine ansehnliche Flotte aus, welche vor Cayenne erschien und es wegnahm. Der größte Theil der Einwohner, müde, so oft von ihren Besitzungen verjagt und ausgeplündert zu werden, verstanden sich mit den Holländern und blieben im ruhigen Besitz ihrer Güter.

Als der König sah, daß die letzterrichteten Gesellschaften wegen der kritischen Umstände, in welchen sie sich befanden, ihren Verbindlichkeiten nicht nachkommen konnten, vereinigte er i. J. 1674 alle Inseln mit seinen Domainen, setzte ihnen, so wie den übrigen Provinzen seiner Staaten, einen Gouverneur und ließ sie von Intendanten administriren. Da vermöge dieser neuen Einrichtung der Verlust von Cayenne allein auf den König zurückfiel, so dachte der Sohn des berühmten Colberts, damals Seeminister, als er erfuhr, daß die Holländer diese Insel weggenommen hatten, gleich darauf, sie ihnen wieder zu entreißen. Der Graf d'Etrees, damals Viceadmiral, nachher Marschall von Frankreich, erhielt das Commando über 2 Linienschiffe, 4 Fregatten und verschiedene Transportschiffe. Nach seiner Ankunft zu Cayenne setzte er 800 Mann regulairer Truppen ans Land, die

in verschiedene kleinere Corps getheilt, das Fort mit Ungestüm angegriffen und es mit Sturm eingenommen haben würden, wenn die Holländer, nachdem sie sich tapfer vertheidigt hatten, sich nicht auf Discretion ergeben hätten. Seit dieser Zeit ist Cayenne und der daran stoßende Theil von Guiana immer im Besitz der Franzosen geblieben und hat die Geißel des Krieges nicht wieder empfunden.

Die Colonie erhielt sich, bei einer hinlänglichen Bevölkerung, in ziemlichem Wohlstande, bis i. J. 1688 Dücaße, welcher die Absicht hatte, Surinam wegzunehmen, hier einlief. Er bewog den größten Theil der Einwohner, sich zur Vermehrung seiner Macht mit ihm einzuschiffen, indem er ihnen die Plünderung dieser reichen holländischen Besitzung versprach. Die Einwohner von Cayenne, welche die Uebel des Krieges so oft selbst empfunden hatten, nahmen gleichwohl keinen Anstand, ihren Nachbarn ein gleiches Schicksal zu bereiten, und liehen den gefährlichen Zumuthungen des Dücaße ein geneigtes Ohr. Die Unternehmung lief aber unglücklich ab, weil man zu unbesorgt gewesen war und den Holländern die Ankunft und Absicht der Eskadre gar nicht verheimlicht hatte. Man traf diese daher überall unter den Waffen, so daß die Franzosen, nachdem sie viele Menschen verlohren hatten, genöthigt waren, sich wieder einzuschiffen. Die Gefangenen wurden von den Hol-

ländern nach den französischen Inseln gebracht, wo anderweitige Hoffnung sie festhielt. Seit dieser unglücklichen Epoche hat die Colonie, obgleich schon über ein volles Jahrhundert seitdem verfloßen ist, sich noch immer nicht ganz wieder erholen und den erlittenen Verlust an Menschen ersetzen können. Noch jetzt findet man daselbst Spuren jener unbesonnenen Unternehmung, welche die Colonie sich nicht hätte sollen zu Schulden kommen lassen. Vergebens machte die französische Regierung allerley Versuche, die dortige Bevölkerung wieder zu vermehren; aber immer wurden so verkehrte Maßregeln genommen, daß der Erfolg nie der Erwartung und den aufgewandten Kosten entsprach. Im J. 1788 verdoppelte man zu dem Ende die bisherigen Bemühungen. Der Graf von Choiseul, der allenthalben Ruhm einärndten wollte, ohne jedoch Geist und Talente genug zu besitzen, um auf wahren Ruhm Anspruch zu machen, ließ im Elsaß und Deutschland Summen Geldes austheilen, den Leuten die besten Versprechungen machen und die schönsten Ländereyen anbieten, wenn sie Lust hätten, nach Cayenne zu gehen. Wirklich ließen sich 3 bis 4000 Unglückliche jedes Alters und Geschlechts dadurch verleiten, ihr Vaterland zu verlassen. Der größte Theil derselben starb aber schon unterwegs, und der traurige Ueberrest, welcher Cayenne wirklich erreichte, unterlag, ohne Wohnungen und Le-

bensmittel, sehr bald dem Mangel und den Krankheiten.

Ueberhaupt waren bei dieser ganzen Unternehmung so schlechte Maaßregeln getroffen, daß eine Anzahl Elsasser und Deutsche, welche sich in einem Seehafen nach Cayenne einschiffen sollten und auf halbbedeckten Wagen beim Anbruch der Nacht aus Paris fuhren, sich, da sie wahrscheinlich ihre Führer verlohren hatten, genöthigt sahen, bis Tages Anbruch in den Straßen von Paris liegen zu bleiben, ohne daß sie, der Sprache unkundig, im Stande gewesen wären, sich verständlich zu machen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Freron, der die Noth und das Elend dieser armen Leute mit sehr lebhaften Farben schilderte, kam dafür in die Bastille!

Der Ritter Turgot, ein Bruder des bekannten Philosophen, ließ ein ganzes Jahr verstreichen, ehe er sich an seinen Posten begab. Auch kehrte er sehr bald wieder nach Frankreich zurück, um seinem Hofe die Räubereyen und Erpressungen des mit ihm zur Verwaltung der Colonie angestellten Intendanten anzuzeigen. In der That aber war wohl der eine so ungeschickt, als der andere, für die ihnen anvertrauten wichtigen Posten.

Es ist indessen zu hoffen, daß die Colonie unter der jetzigen republikanischen Regierung sich bald wieder erholen wird. Die Personensteuer fürs

6te Jahr der Republik ist nur auf 14,000 Franken angesetzt; wegen der Ein- und Ausfuhr der Waaren ists aber beim Alten geblieben.

Die Abschaffung des Sklavenhandels brachte hier gar keine nachtheilige Veränderung, viel weniger solche abscheuliche Auftritte hervor, welche die ganze Insel St. Domingo zu einem Schutt- und Leichenhaufen machten. Die Geräuschlosigkeit, womit diese Revolution hier zu Stande kam, gereicht sowol den Colonisten als auch ihren ehemaligen Sklaven zur wahren Ehre. Verschiedene von den letzteren wollten nicht einmal ihre Herren verlassen, sondern ihnen nach wie vor dienen, ohne jedoch das Geschenk der Freiheit zu verschmähen. Ueberhaupt kann diese Colonie die Negersklaven weit leichter entbehren als die andern Colonien, da die benachbarten Indianer für einen geringen Lohn oder einige kleine Geschenke gern alle möglichen Dienste verrichten.

Im J. 1672 entdeckte Richer zu Cayenne die Ungleichheit der Schwere unter verschiedenen Himmelsstrichen. Die von demselben hierüber angestellten Versuche haben den ersten Grund zu Huygens und Newtons Theorien über die Gestalt der Erde gelegt.

Zehnter Abschnitt.

Nachrichten von verschiedenen Gewürzbäumen und den gemachten Versuchen, sie in Cayenne anzuflpanzen. — Der Gewürznägeleinbaum und dessen reichlicher Ertrag.

Als man anfing, die Wichtigkeit der Anpflanzung von Gewürzbäumen und anderer nüzlichen Pflanzen, womit der unsterbliche Poivre die Inseln Frankreich und Bourbon bereichert hatte, einzusehen, gab die Regierung i. J. 1772 den Befehl, auch nach dem franz. Guiana eine ähnliche Sendung von Gewürzbäumen zu machen, welcher 1783 eine zweite und zu Anfang des Jahrs 1788 noch eine dritte folgte. Die leztere, deren Besorgung man dem Bürger Martin, einem geschickten Botaniker, aufgetragen hatte, der deshalb nach der Insel Frankreich gesandt wurde, war die wichtigste von allen. Er kehrte den 9ten Jun. desselben Jahrs wieder nach Cayenne zurück und pflanzte daselbst den Muscatbaum, den Pfefferbaum, den Brodtbaum, den Nußbaum und mehrere andere vortrefliche, hier größtentheils noch

ganz unbekannte Bäume. Einige Zeit darauf schifte derselbe sich nach Martinike und St. Domingo ein, wohin er von jeder Art Bäume einige mitnahm, welche daselbst ebenfalls, bis der unglückliche Bürgerkrieg diese beiden so blühenden Colonien gänzlich verwüstete, mit gutem Erfolge angepflanzt wurden.

Die Regierung, welche die Cultur der Gewürzbäume im franz. Guiana recht in Aufnahme bringen wollte, übertrug dem Bürger Martin nun die Aufsicht über den dortigen botanischen Garten. Er kehrte daher den 3ten Sept. 1790 wieder nach Cayenne zurück. Sobald er hier angekommen war, besuchte er sogleich die jungen Bäume, welche er vor 2 Jahren daselbst angepflanzt hatte. Einige fand er gar nicht mehr, andere sehr vernachläßigt und die Pfefferbäume fast auch schon gänzlich ausgestorben. Bloß der Bürger Noyer, Oberwundarzt der Colonie, hatte den in seinen Garten angepflanzten Muscatbaum sorgfältig gewartet, welcher deshalb auch dort recht gut fortkam.

Man hatte nun zwar Martin zum Aufseher über den botanischen Garten gesetzt, allein es fehlte ihm noch ganz an der so nöthigen Hülfe, um den dazu bestimmten unfruchtbaren Boden gehörig zu bearbeiten. Nachdem er wiederholt darum nachgesucht hatte, bewilligte man ihm endlich

3 alte Neger, die aber kaum im Stande waren, diese mühsame und anhaltende Arbeiten zu verrichten. Es kostete daher viel Zeit und Geduld, bis ein so großes Stück Land umgegraben war, auf welchem man sowol Samen ausstreuen, als auch Reiser und Ableger pflanzen konnte.

Als die angelegten Baumschulen herangewachsen und die jungen Pflanzen aufgeschossen waren, munterte Martin die Colonisten zum eignen Anbau auf und gab jedem soviel Pflanzen als er für sich zu haben wünschte. Er zeigte ihnen zugleich, wo und wie sie diese Bäume mit auf ihre andern Pflanzungen setzen könnten, ohne daß diese im geringsten darunter litten und rechnete ihnen alle Vortheile vor, welche sie aus dem Anbau derselben zu ziehen im Stande seyn würden. Dies ermunterte viele, einen Versuch damit zu machen, und der Erfolg entsprach ganz ihren Erwartungen.

Der Gewürznägeleinbaum und der Zimmtbaum waren auch schon seit einigen Jahren nach Cayenne verpflanzt. Die Regierung hatte sie mit großen Kosten dahin bringen lassen, da sie den Werth derselben kannte und sehr wünschte, daß diese Bäume, besonders von den Colonisten, angebaut werden möchten. Dem Bürger Martin, welcher bis dahin nur die Aufsicht über den bo-

tanischen Garten gehabt hatte, wurde nun von der Municipalität von Cayenne auch die Oberaufsicht über die große Nazionalplantage, la Gabrielle, anvertraut, welche sehr in Verfall gerathen war, damit er sie wieder in Flor bringen möchte. Der Boden derselben war vortreflich; die Pflanzen selbst aber sehr vernachläßigt. Die Bäume waren ganz mit Gnister (Viscum Lin.) belastet und von so vielen und starken Lianen umrankt, daß sie beinahe erstickten, indem dadurch der äußern Luft der Zutritt fast ganz benommen wurde.

Bei dieser Lage der Dinge ließ Martin nur erst die nöthigsten Arbeiten von den wenigen Leuten, welche ihm zu Gebote standen, verrichten. Nachher aber verlangte er eine größere Anzahl von Arbeitern, um die Pflanzung sorgfältig zu warten und die auf derselben eingerißne Unordnung zu verbessern. Auch wurden nun noch mehr Baumschulen angelegt und 500 Stück junge Gewürznelkenbäume gepflanzt. Man errichtete Scheunen für die einzusammelnden Früchte, Darren, um sie zu trocknen und Magazine, um sie aufzubewahren, so daß diese gemeinnützige Anstalt, welche ihrem gänzlichen Untergange nahe war, jetzt erst recht in Aufnahme kam.

Im J. 1791. gewann man zu Cayenne ohngefähr 8000 Pfund Gewürznelken; im J. 1792 schon 21,000 Pfund; im J. 1793, 22,000 Pf. und im J. 1794, 22,500 Pfund. Im J. 1795 vernichteten der anhaltende starke Regen und die, als die Knospen anfingen aufzubrechen, beständig wehenden Nordwinde, die Erndte gänzlich. Diese pflegt sonst gewöhnlich jedes Jahr reichlicher auszufallen. In einem guten Jahre kann man von 4000 Bäumen leicht 60,000 Pfund einärndten, wenn auch nicht alle gleich viel tragen. Seit 1791 pflanzte Martin noch 14,000 Stück solcher Bäume zu Cayenne an. Die ganze Pflanzung wird daher künftig in einem gewöhnlichen Jahre über 200,000 Pfund Gewürznelken abwerfen, welche, das Pfund nur zu 6 Franken, den niedrigsten Preis an Ort und Stelle gerechnet, jährlich eine Summe von 1,200,000 Franken betragen, so daß die Cultur dieses Baums allein die Colonie auf den höchsten Gipfel des Wohlstandes zu erheben im Stande ist.

Der Gewürznägeleinbaum, (Eugenia cariophyllata, Thunb.) welcher eigentlich von den Moluckischen Inseln hieher verpflanzt wurde, wird 40 bis 50 Fuß hoch. Der Stamm hat 12 bis 15 Zoll im Durchmesser und breitet sich oben piramidenförmig in viele Zweige aus. Die Rin-

de, welche aus einem ganzen Stück besteht, ist dünn und weiß, die Blätter sitzen gerade gegen einander über und fallen im Winter nicht ab. Sie sind glatt und haben beinahe die Form, Größe und Stärke der Lorbeerblätter. Die Blüten, welche an der Spitze der Zweige in Büscheln sitzen, haben einen länglichen Kelch mit 4 ausgezackten Spitzen, 4 weiße runde Blättchen und eine Menge Staubfäden. Man sammelt die Knospen der Blumen, sobald sie anfangen sich zu röthen. Sie haben fast die Gestalt eines Nagels und oben auf dem Kopfe 4 kleine Sterne oder spitz ausgezackte Kronen. Die Gewürznelkenblumen tragen vom 4ten oder 5ten Jahre an, und gewöhnlich 6 bis 10 Pfund. Man sammelt die Nägelein, ehe die Blüte aufbricht. Zum Theil werden sie mit den Händen abgelesen, zum Theil aber auch mit Ruthen und Rohrstäben abgeschlagen. Man fängt sie auf einer großen unter den Bäumen ausgebreiteten Leinwand auf; zuweilen aber läßt man sie auch bloß auf die Erde fallen; doch wird vorher erst alles Gras davon abgemähet. Anfangs sind die Gewürznelken röthlich, trocken aber werden sie schwärzlich.

Die sogenannten Königl. Gewürznelken, welche gar nicht in den Handel kommen, sind sehr selten und kostbar. Sie unterscheiden sich äußer-

lich von den gewöhnlichen nur dadurch, daß sie viel kleiner und nicht besternt sind, auch keinen Kopf haben. Sie sind von unten bis oben in mehrere Häutchen und Schalen abgetheilt und laufen spitz zu. Die Holländer sagen, daß die Könige und die Großen auf den Moluckischen Inseln sie fast abergläubisch verehren, und daß man bis jetzt nur erst einen einzigen Baum dieser Art auf der Insel Makian gefunden habe, welchen der König derselben von Soldaten bewachen lasse, damit er dies kostbare Product für sich allein behalte. Auch geben die Eingebornen vor, daß die in der Nähe desselben stehenden Bäume sich vor ihm, wenn er voller Früchte sitzt, neigen, gleichsam als ob sie ihm huldigten. Die Moluckischen Fürsten weihen die Blüte des Baumes als ein wohlriechendes Rauchopfer ihren Göttern. Die Anzahl der Gewürznelken, welche sie opfern, bezeichnet den Grad ihrer Verehrung. Nur der erste Minister genießt die sonderbare Ehre, 2 solcher Gewürznelken entweder in den Ohren oder den Nasellöchern, Lippen, am Kinn oder auch an den Armen tragen zu dürfen, so daß man hier zu Lande sagt, ein Minister von 2 Gewürznägelein; wie in der Türkei, ein Bassa von 2 Roßschweifen.

Der Zimmtbaum, (Laurus Cassia Lin.) zeich-

net sich durch seine schönen, länglich runden, glatten und festen Blätter aus. Er wächst bis zu einer Höhe von 20 Fuß und sieht aus wie ein Orangenbaum. Er blühet im März und im December; seine Blüten sind klein, sternförmig, weißlich, bestehen aus 6 Blättchen und sitzen in großen Büscheln an den Zweigen. Nach den Blüten kommen vorn länglich runde Beeren, welche einen kleinen Stern mit einem Purpurrothen Kern enthalten, zum Vorschein. Die wohlriechende Rinde ist das Beste am ganzen Baume. Um diese reichhaltig zu erhalten, muß man ihn in 3 Reihen dicht neben einander pflanzen; so daß ein Baum von dem andern nur 2 Fuß breit absteht. Im ersten Jahre schneidet man ihn 8 Zoll über dem Boden ab; so niedrig treibt er dann nur gerade Zweige in die Höhe, deren Rinde sehr fein und leicht abzuschälen ist. In der Jahreszeit, wo der Baum voller Saft ist und die Blüten ausbrechen, läßt man die Rinde der kleinen 3 jährigen Caneelbäumchen ab. Die äußere dicke und rauhe graue Rinde wirft man weg, die innere und feinere aber schneidet man in dünne 3 bis 4 Fuß lange Streifen, und legt diese an die Sonne, wo sie sich dann etwa einen Finger dick zusammenrollen. Die Rinde hat eine röthlich gelbe Farbe und einen zwar etwas herben und pi-

kanten, aber doch zugleich auch angenehmen und gewürzhaften Geschmack und einen starken lieblichen Geruch. Wenn die zweite Rinde oder der eigentliche Caneel vom Baume abgeschält ist, so bleibt derselbe 2 bis 3 Jahre lang ohne Rinde. Nach dieser Zeit aber erhält er eine neue, und dann kann man dieselbe Operation noch einmal wieder mit ihm vornehmen.

Alles am Caneelbaum ist nützlich; sein Stamm, seine Rinde, seine Zweige, seine Blätter und seine Frucht. Man zieht verschiedene geistige Getränke damit ab, erhält davon ein wohlriechendes Wasser, ein flüchtiges Salz, Kampfer, Wachs und ein kostbares Oel. *)

Nachdem die Holländer den Portugiesen die Moluckischen Inseln, welche allein die Gewürznelken erzeugen, nebst der, besonders wegen ihres Zimmets berühmten Insel Ceylon abgenommen und jene ganz daraus verjagt hatten, haben sie fast den Alleinhandel sowohl mit Zimmet als mit Gewürznelken und Muscatnüssen an sich gerissen. Um sich ganz allein im Besitz desselben zu

*) Die auch im Handel vorkommenden Zimmtblumen oder Blüten, welches die unentwickelten Knospen dieses Baumes sind, hat der Verf. mit aufzuzählen vergessen.

A. d. U.

erhalten, eroberten sie noch das Königreich Cochin an der Malabarischen Küste, um den Portugiesen auch den Handel mit einer andern Art Caneel, welcher hier von selbst wuchs, und der unter dem Namen, Portugisischer Caneel verkauft wurde, zu entreißen. Das erste, was sie nach der Eroberung dieses Landes thaten, war, daß sie den wilden Caneelbaum ganz ausrotteten.

Aller Zimmet, womit die Holländer beide Halbkugeln der Erde versehen, wächst auf der Insel Ceylon, auf einer Strecke von etwa 14 Meilen längst dem Meeresufer. Sie lassen nur eine bestimmte Anzahl von diesen Bäumen wachsen und sorgfältig von Zeit zu Zeit die zum Theil ohne Cultur aufwachsenden oder auch in andere Gegenden der Insel verpflanzten Bäume ausrotten, indem sie schon durch eine mehr als 100 jährige Erfahrung wissen, wieviel Zimmet sie absetzen und überzeugt sind, daß sie nicht mehr davon gebrauchen würden, wenn sie ihn auch zu wohlfeilern Preisen verkauften. Man rechnet, daß sie Europa jährlich etwa mit 600000 Pfund versehen und daß sie in Indien ungefähr eben so viel absetzen.

Der Pfeffer-Baum oder Strauch, welcher für Cayenne noch ein nicht unwichtiger Gegenstand zu einer neuen Speculation werden kann,

erfordert nicht viel Sorgfalt *). Man muß ihn nur dicht an einige andere Bäume anpflanzen, um welche er sich vermittelst der Ranken, welche aus seinen Knoten entstehen, wie Epheu herumschlängelt und sich um die Zweige derselben wikkelt. Wenn er eine Höhe von 10 Fuß erreicht hat, so schneidet man von dem Baume, welcher ihm zur Stütze und Nahrung dient, die Krone ab, um seine Früchte leichter sammeln zu können. Der Pfeffer sitzt in kleinen runden Beeren, wovon die grünen den schwarzen, die reifen aber den weißen Pfeffer enthalten. Dieser Strauch blühet oft zweimal im Jahre. Die reifen Früchte desselben sammelt man 4 Monate nachher, wenn er ausgeblühet hat, und legt sie 7 Tage lang an die Sonne, damit die Rinde schwarz und runzlich wird. Ein etwa 4 Fuß großer Strauch, welchen Martin aus Indien mitgebracht hatte, trug 6 Pfund schönen Pfeffer, welcher den von Mahē an Güte noch übertraf. Die Holländer bringen ihn auch aus Ostindien, vorzüglich von der Insel Java, Sumatra und den Malabarischen Inseln.

*) Er gehört bekanntlich zu den sogenannten Schmarotzerpflanzen.

A. d. U.

Der Muscatbaum (Myristica officinalis. *Linn.*) dessen Blüten sehr angenehm und beinahe wie Pomeranzenblüte riechen, muß, wenn er jung ist, vor den Sonnenstrahlen geschützt werden. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem Lorbeerbaume und wird 25 bis 30 Fuß hoch. Seine Zweige sind weit auseinander gebreitet und die Blätter gleichen denen des Pfirsichbaums. Er blühet im October. Seine Frucht, die bekannte Muscatnuß, ist in mehrere Hülsen oder Schalen eingeschlossen und gebraucht 8 bis 9 Monate, ehe sie völlig reif wird. Auf den Moluckischen und einigen andern Ostindischen Inseln wächst der Muscatbaum von selbst. Die Holländer, welche sich diesen Handel auch ausschließlich zueignen wollten, behalten die Erndten wohl von 16 Jahren so lange zurück, bis sie erst die von den älteren Jahren verkauft haben. So wurde z. B. im J. 1766 erst der Vorrath von 1744 verkauft. Wenn sie zuviel Gewürznelken, Muscatnüsse und Zimmet in ihren Magazinen haben, so verbrennen sie den Ueberfluß. Ein solches vom Eigennutz angelegtes Feuer, wie man es oft in Amsterdam gesehen hat, wurde zuweilen mit einem Werth von mehrern Millionen genährt und untethalten. Ein armer Teufel, welcher einst einige Muscatnüsse aufgesammelt hatte, die von dem zum Verbrennen

bestimmten Haufen herabgerollt waren, wurde ergriffen und auf der Stelle gehangen.

Um seinem Vaterlande Reiser vom Gewürznägelein und Muscatbaume zu verschaffen, wagte der berühmte Poivre sein Leben, indem er sie von den Inseln selbst holte, auf welchen sie sonst von den Holländern nur allein gezogen wurden und leistete dadurch demselben, besonders aber den französischen Colonien, unstreitig einen sehr wichtigen Dienst.

Der Lithi, welchen Martin auch dahin verpflanzen wollte, ist ein berühmter chinesischer Baum, von dessen Früchten, die ganz genießbar seyn sollen, man wunderbare Eigenschaften erzählt. Dasselbe gilt auch von dem Mangoustan, dessen Vaterland eigentlich die Moluckischen Inseln sind. Es ist ein sehr schöner Baum, der jedem Garten zur Zierde gereichen würde. Er gleicht dem Citronenbaume sehr und gehört auch in dies Geschlecht. Seine Blüten sind gelb und röthlich. Die Frucht desselben ist so groß als eine kleine Pomeranze und sitzt in Capseln, welche von außen grau, inwendig aber roth und einen halben Zoll dick sind. Oben auf haben sie eine Krone mit stumpfen Spitzen. Die Frucht, welche sie enthalten, hat ein sehr weißes Fleisch und den angenehmen und erfrischenden Geschmack der Kirschen

und Pomeranzen. Man hat bemerkt, daß dasselbe eine abführende, die Rinde aber eine zusammenziehende Kraft hat. Man macht daher von dieser eine gute Ptisane gegen die Dyssenterie, welches in Indien und Amerika eine sehr gewöhnliche Krankheit ist.

Eilfter Abschnitt.

Beschreibung des französischen Guiana und von Cayenne. — Bemerkungen über das dortige Clima.

Das Küstenland, welches die Franzosen von Guiana besitzen, ist über 100 Meilen lang und erstreckt sich vom Fluß Marony bis zum Oyapok.

Es liegt größtentheils hoch und ist den Ueberschwemmungen nicht so sehr als die benachbarten holländischen und portugiesischen Besitzungen ausgesetzt, die daher auch zum Theil sehr sumpfig sind. Das franz. Guiana läuft etwa 120 Meilen weit ins Land hinein, berührt nordwestlich die holländischen Colonien und wird nordöstlich vom Meere bespült. An allen übrigen Seiten ist es von den portugiesischen Besitzungen umgeben. Die Küsten sind offen und für Schiffe zugänglich und der Boden allenthalben vortreflich. Unter den benachbarten Inseln sind die beiden sogenannten Wohlfahrtsinseln, welche etwa 3 Meilen vom festen Lande liegen, besonders zu bemerken. Ein

80 Klaftern breiter Canal trent sie von einander. Es würde leicht und von großem Nutzen seyn, beide mit einander zu vereinigen, weil sie dann den Schiffen einen sichern Zufluchtsort gewähren könnten. Jetzt werden sie noch bloß von Schildkröten bewohut.

Die Vortheile, welche die Küsten gewähren, werden aber beinahe von den Hindernissen aufgewogen, welche die reissenden Ströme des Landes den sich denselben nähernden Schiffen entgegensetzen und wo diese fehlen, da giebts Untiefen. Auch können auf den Flüssen nur kleine Schiffe fortkommen, indem ein weicher Schlamm die Mündung derselben fast ganz verstopft, und Regen und Hitze, besonders aber Holz-Würmer, die besten Schiffe bald zu Grunde richten, wenn man sie nicht beim Calfatern sorgfältig allenthalben mit Theer oder Pech überzieht.

Ehe wir die Leser mit dem Innern des Landes bekannt machen, wollen wir erst die vornehmsten Flüsse desselben kennen lernen. Der Marony ist einer der größten und schönsten; er ist an seiner Mündung ohngefähr 2 Meilen breit, die Einfahrt in demselben ist aber sehr schwierig und durch Sandbänke und Schlamm fast gänzlich gesperrt. Ist man indessen nur erst eingelaufen, so findet man doch 4 bis 6 Faden Wassertiefe.

Inseln

Inseln von verschiedener Größe verengen auf mehr als 12 Meilen weit das Flußbette, ohne jedoch für kleine Schiffe die Fahrt bis an den ersten Wasserfall, etwa 20 Meilen von der Mündung des Flusses, zu unterbrechen. Oberhalb demselben findet man noch mehrere solcher Fälle, welche die Schiffarth daselbst außerst schwierig machen. Die Quelle dieses Flusses hat man noch nicht entdeckt. Wahrscheinlich kommt er tief aus dem Lande. Ohngefähr 50 Meilen von seiner Mündung nimmt er den Fluß der Arouas auf. In den Jahren 1731 und 32 fuhren die Franzosen den letztern über 25 Meilen hinauf, verließen ihn dann und nahmen ihren Weg mitten durchs Land nach Süd-Osten zu. Nach Verlauf von 8 Tagen, in welchen sie glaubten, 35 bis 40 Meilen zurückgelegt zu haben, schiften sie sich wieder auf den Fluß Campopy ein, welcher sich in den Oyapok ergießt. Das Land an den Ufern des Marony ist mit Holz und Gesträuch bewachsen, nach dem Meere zu aber sehr niedrig und daher öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt.

Oestlich von diesem Flusse stößt man auf den Amanibo oder Amana, welcher von jenem nur durch einen schmalen Strich Landes getrennt wird. An seinem Ausflusse ist er über ½ Meile breit. Das Land, welches er bespült, ist vortreflich und

würde sehr reichlich tragen, wenn es angebaut würde. Die Indianer, welche an den Ufern dieses Flusses wohnen, finden daselbst alles, was sie bedürfen, besonders einen reichlichen Fischfang.

Die Ufer des Iracou werden von den Tayras, einem Stamm der Galibis, bewohnt. Diese nennen alle an Flüssen wohnenden Völker so, um sie von den Bergbewohnern zu unterscheiden, welche bei ihnen Itouranes heißen.

Der Fluß Conamama ist sehr beträchtlich. Die Franzosen errichteten an seinen Ufern im J. 1626 ein vortrefliches Etablissement. Sie baueten daselbst ein Fort und der dortige Handel wurde für sie von großem Nutzen. Gleichwohl verließen sie in der Folge diese Gegend, und jetzt findet man nur noch einige Galibis in dieser Gegend. 6 Meilen vom Conamama nach Ost-Süd-Ost fließt der Sinamary oder Senamaribo. Die Franzosen ließen sich im Jahr 1624 an demselben nieder und erbaueten ein kleines Fort, welches sie aber einige Jahre nachher auch wieder verließen. Kleine Fahrzeuge können auf diesem Flusse weit genug kommen. Die Dörfer und Hütten der Indianer liegen an den Ufern desselben zerstreut, Franzosen aber gibts nur noch sehr wenige dort. Die Galibis haben am östlichen Ufer einen großen Flecken, welcher Tonnaya-

ribo heißt. Man findet in dem Flusse große Austern, welche die Indianer Maipa nennen, deren Schale 8 Zoll im Durchmesser hat. Sie kommen aber den kleinen Austern, die man an den Klippen sammelt, an Wohlgeschmack nicht gleich.

Die Franzosen haben in dieser ganzen Gegend nur ein kleines Dorf, welches nach dem Fluß ebenfalls Sinamaria genannt wird *). Es ist über 30 Meilen von den andern franz. Pflanzungen entfernt, und besteht nur etwa aus 10 oder 12 elenden Hütten. Der Boden ist hier aber so fruchtbar, daß ein viereckiger Platz, welcher etwa einen halben Morgen Landes enthält, zum Unterhalt mehrerer Personen hinreicht. Die benachbarten Indianer sind von sehr sanftem Charakter. Sie lieben die Weißen sehr und bezeigen eine große Abneigung gegen die Neger. Obgleich alle Hütten offen und jedem, der zuerst kommt,

*) Dies ist der eigentliche Verbannungsort der Deportirten, wo sie sich jetzt größtentheils aufhalten. Man lese den interessanten Brief, welchen einer derselben von dorther schrieb, worin man alles das, was hier von der Gutmüthigkeit der Indianer und der Fruchtbarkeit des Landes gesagt wird, bestätigt findet. Er ist im 6ten Stück des Genius der Zeit von diesem Jahre übersetzt.

Anm. d. U.

überlassen sind, so hat man unter ihnen doch kein Beispiel von einem Diebstahle, obgleich sie alles das entbehern, was wir als ganz unentbehrlich betrachten, und ohngeachtet ihnen nach den neuen Gegenständen, die sie erblicken, sehr gelüstet, die sie mit derselben Unbefangenheit und Einfalt fordern, mit welcher sie das, was sie selbst besitzen, weggeben.

Als einst ein armer Franzose, verlassen umherirrend, in dieser öden Gegend den Verlust seiner Gattin, von welcher ein widriges Schicksal ihn getrennt hatte, beklagte, wurde eine junge Mulattin, die Tochter eines Colonisten, von dem Unglück dieses Mannes so gerührt, daß sie sich, ohne auf die geringste Belohnung Anspruch zu machen, ihm seine Wirthschaft zu führen erbot. Auch überließ sie ihm sogar den einzigen Neger, welcher ihr nach der Freilassung der andern noch übrig geblieben war, damit ihm derselbe das Land bestellen helfe. Sie redete den von ihr so sehr Begünstigten folgendermaßen in Creolischer Sprache an:

„Ich habe dich auf einem Spaziergange gesehen, oft deine Klagen gehört und diese so wahr gefunden, daß ich dich deshalb sehr lieb gewonnen habe. Noch mehr aber liebe ich dich, seitdem ich von Leuten deiner Bekanntschaft erfahren, daß

du wirklich viel von deiner Frau hältst, sie sehr bedauerst und oft beweinest. Ich habe mir daher vorgenommen, dir zu folgen, um zu verhindern, daß der Gram dich nicht tödte, doch wünsche ich, daß du auch fernerhin dein Weib so lieben mögest. Sollte sie wieder zu dir kommen, so bleibe ich in ihrem Dienst bei dir, so lange sie es erlaubt; sollte sie aber nicht wieder kommen, so will ich dich nicht verlassen, bis ich sterbe."

Der Kourou fließt südöstlich 12 Meilen vom Sinamary. Bei seiner Mündung, wo er von Sandbänken und einer Reihe flacher Klippen gleichsam gesperrt zu seyn scheint, mag seine Breite eine halbe Meile betragen. Jener Hindernisse aber ungeachtet laufen doch Schiffe in dem an der Nordseite befindlichen Fahrwasser anderthalb Meilen weit in den Fluß ein und gehen dem Flecken schräg gegenüber, welcher eine Meile von der Mündung des Flusses an dessen linken Ufer liegt, vor Anker, wo sie 4 bis 5 Faden Wasser finden.

Im Jahr 1665 legten die Franzosen hier eine Colonie an, und im Jahr 1714 errichteten die Jesuiten, welche wie allenthalben, so auch hier sich einfanden, daselbst eine Missionsanstalt. Auch gelang es ihnen, verschiedene umherstreifende und größtentheils in Wäldern wohnende Nazionen

an sich zu ziehen; und noch jetzt befindet sich dort ein nicht unbeträchtlicher Flecken, der von einigen Franzosen aus Cayenne erweitert worden ist.

Diese Colonie liegt 14 Meilen von Cayenne an einer schönen Bucht und wird vom Kourou bewässert. Sie ist mit Pallisaden, kleinen Redouten und Bastionen befestigt. Die Straßen sind durchaus schnurgrade und laufen auf den Platz zu, wo die Kirche steht, in welcher die Pflanzer und Indianer, welche dem katholischen Gottesdienste noch anhängen, sich 2 mahl des Tages zum Gebet versammeln.

Man findet mehrere einzelne zerstreuete Hütten am Kourou und den sich in denselben ergießenden Flüssen. Diese sind alle sehr fischreich und die Gegenden, welche sie bewässern, nicht minder fruchtbar.

Nahe an der Mündung des erstern liegen auch eine Menge flacher Klippen, an welchen die Meereswogen abprallen und bei großer Hitze, besonders beim Nordwinde, viel Salz zurück lassen. — Die schon erwähnten Teufelsinseln liegen 4 Meilen vom Ausfluß des Kourou.

Der Fluß Makouria fließt 3 Meilen südöstlich von jenem. An seinen reizenden flachen Ufern findet man die schönsten Wiesen, auf welchen das Vieh in kurzer Zeit fett wird. Auch

ist die ganze Strecke mit Colonisten-Häusern und Ställen besetzt, welche die Einwohner von Cayenne hier dicht an einander gebauet haben. Die Ufer dieses Flusses sind mit Paleturiers oder Mangliers (Rizophora Linn.) eingefaßt, und werden bei hohem Wasser ganz überschwemmt. Es hängen sich dann viele Austern an die Bäume und man kann mit Recht sagen, daß man alsdann von den Zweigen derselben Muscheln lesen kann. Diejenigen aber, welche die Austern sammeln, müssen wohl darnach sehen, daß sie diese nicht anders abnehmen, als wenn sie vom Meerwasser benetzt sind, denn nur alsdann haben sie die erforderliche Salzigkeit; sind sie aber nur vom Flußwasser angefeuchtet, so werden sie unschmackhaft und ungesund.

Die Paleturiers wachsen außerordentlich dick und dicht, wenn ihre Zweige, welche sich zur Erde niederbeugen, wieder Wurzeln treiben, so daß sie auf diese Art dann undurchdringliche Wälder und an einigen Stellen einen festen und sichern Weg bilden, auf welchem man 15 bis 20 Meilen weit gehen kann, ohne einen Fuß auf die Erde zu setzen.

Unter diesen Bäumen werden auch eine große Menge Krabben gefangen, welche den Schwarzen auf den Pflanzungen zur gewöhnlichen Nahrung

dienen. Auch arme Pflanzer leben zum Theil davon.

Die Bäume, welche die Franzosen das rothe Holz und die Indianer Coumery nennen, wachsen häufiger an den Ufern des Macouria, als an den andern Flüssen. Diese Bäume sind sehr harzig und verbreiten weit umher einen starken angenehmen Geruch. Aus den Stamm dieses Baums träufelt ein rother Saft, welcher ein herrlicher Balsam für alle Arten von Wunden ist. Schlangen, besonders die sogenannten Klapperschlangen, sind in dieser Gegend sehr häufig.

Vom Macouria bis zum Fluß Cayenne sind noch 6 Meilen nach Südosten. Die Küste zwischen beiden ist niedrig, flach und voll schöner, reicher Pflanzungen, welche nahe bei einander liegen. Auch liegt am Fluß Cayenne ein großer Flecken, Rouara genannt.

Der Fluß Ouya trennt die Insel Cayenne von dem festen Lande. Es ist ein schöner Fluß, der an seiner Mündung wohl eine Meile breit ist. Vier starke Meilen von derselben liegt ein kleines Dorf mit Namen Aroura. Der Fluß theilt sich in 2 Arme, wovon der eine Orapu und der andere der Genuesische Fluß, nach einem Genuesischen Grafen heißt, der im J. 1695 Befehlshaber einer Französischen Eskader war. Man

hatte vom Ufer des Orapu einen Weg angelegt, um zu Lande bis nach dem Amazonen-Fluß zu gehen, nicht allein in der Absicht, um die Portugiesen, welche sich in den unter dem französischen Gouvernement von Cayenne stehenden Ländereien niedergelassen hatten, zu vertreiben, sondern auch, um mit sehr vielen Indischen Nazionen einen Handel anzufangen, und zugleich auch um Goldminen zu entdecken, die man hier zu finden glaubte.

In diesem Reviere liegt auch das Cap Bombē, die Rocheninsel, der Echoberg, die kleinen von der Natur gebildeten Häfen Comory und Chourou, die Genuainsel u. s. w. auf welchen man verschiedene Gemeinden gebildet hat. In den Gegenden, wo der Ouya entspringt, wohnt die Nazion der Nouragues.

Die Ufer des Flusses Caux, welche von Indianern bewohnt werden, gewähren dem Auge den Anblick eines Landes, welches eben so fruchtbar als reich an Wildprett, und zum Fischfang sehr gelegen ist, so daß es den dortigen Pflanzern an nichts fehlt.

Wenn man die Küste verfolgt, so stößt man zunächst auf den Fluß Aprouak, welcher an seiner Mündung 2 Meilen breit ist. Schildkröten und Meerkühe werden hier in Menge gefangen. Fährt man den Fluß hinauf, so trift man Spuren von

einem Fort, welches die Holländer hier erbauten, als sie sich hier festsetzen wollten, nemlich einen 40 bis 50 Fuß hoch aufgeworfenen Wall mit einem Graben umgeben, in welchem sich ein Brunnen befindet; die übrigen Festungswerke sind gänzlich verfallen. Auch findet man hier noch sehr viele Citronen- und Pomeranzenbäume, welche die Holländer ehemals in diesen Gegenden angepflanzt hatten.

Der Fluß Oyapok ist einer der beträchtlichsten im französischen Guiana. Er ist an seiner Mündung 2 Meilen breit und fällt in eine Bay, welche 4 Meilen breit ist, und an deren östlicher Spitze das Cap Orange liegt. 5 oder 6 Meilen vom Ausflusse macht der Strom eine Bucht, welche einen sehr schönen Hafen bildet, wo die Schiffe dicht am Lande 6 Faden Wasser finden. Die Franzosen besitzen hier einen großen Flecken und ein Fort und sind mit befreundeten indianischen Nazionen umgeben. 2 Meilen davon liegt die Dorfschaft Paul. Das Land ist sehr gut und trägt alle Arten Getreide und Früchte.

Der Fluß Couripy, ostwärts vom Oyapok, theilt sich in mehrere Arme. An den Quellen des Aroukaoua liegt ein Berg, welcher unter dem Namen des Kristalberges bekannt ist, wegen der

weißen und durchsichtigen Steine, welche man in demselben findet.

Die Insel Cayenne, ehemals von ihren åltern Bewohnern Muccumbro genannt, ist ungefåhr 6 Meilen von Norden nach Süden lang und 3 bis 4 Meilen breit. Ihr ganzer Umfang mag etwa 16 bis 17 Meilen betragen. Sie liegt nahe bei der Insel Camargue, welche von der Rhone gebildet wird, aber viel kleiner ist. Nach Norden umfließt sie das Meer, nach Westen der Fluß Cayenne, der sie von Guiana trennt; nach Osten der Fluß Ouya und in Süden ein von dem Ouya und Orapu gebildeter Canal. Sie gehört folglich eigentlich noch mit zum festen Lande, da die Flüsse, welche sie davon trennen, selbst der, wovon sie den Namen hat, nicht sehr breit sind.

Die Küsten derselben sind hoch, in der Mitte aber ist das Land niedriger und an verschiedenen Stellen morastig. Der Boden ist sandig, auf der Oberfläche schwarz, 2 Fuß tiefer aber enthält er eine rothe Thonerde, aus welcher Backsteine, Ziegel, allerlei irrdenes Geschirr und Pfeifen gemacht werden können.

Ein aus dem Meere kommender Fluß, welcher bloßes Salzwasser enthält, theilt die Insel fast in 2 gleiche Theile, erleichtert den Transport der Kaufmannsgüter und die Verbindung der

Pflanzungen untereinander. Die Insel hat aber auch einige Bäche mit dem schönsten süßen Wasser, an deren Ufern viele Zuckermühlen erbauet sind.

Die Insel hat einige kleine Berge und Hügel, welche beinahe alle angebaut sind. Die beträchtlichsten im nördlichen Theile der Insel sind: der Brückenberg, der Remontabo, Mont-Joli und Mahuri. Tiefer hinein und im südlichen Theile liegen der Berg Baduel, der Tiegerberg, der Papagaienberg, der Franziskanerberg und der Matouri. Alles übrige ist niedriges, feuchtes, doch sehr fruchtbares Land, welches aber während der Regenzeit an manchen Stellen ganz unter Wasser steht.

Die Stadt Cayenne nebst dem Fort liegt auf der südlichen Spitze der Insel unter dem 4ten Grade 55 Min. der Breite und 54 Gr. 37 M. der Länge.

Der Hafen liegt westlich von der Stadt an der Mündung des Flusses Cayenne, welcher mit 2 Armen ins Meer fällt. An jedem derselben liegt ein Vorgebürge, das eine Ceperou, das andere Mahouri genannt. Zwischen diesen beiden Landspitzen, welche einen sehr guten natürlichen Hafen bilden, können über 100 Schiffe sicher liegen. Auch könnten sie noch weiter hin unter den

Canonen des Forts vor Anker gehen, wenn das Einlaufen nicht durch Sandbänke, Untiefen und Schlamm erschwert würde. Vor einigen Klippen, welche mit der Wasserfläche gleich sind, hat man sich gleichfalls in Acht zu nehmen.

Der Rhede gegenüber, auf einer Anhöhe welche den Hafen beherrscht, und noch mit im Umfang der Stadtmauer, liegt das Fort. Die Lage ist sehr vortheilhaft, nur fehlt es an süßem Wasser. Es muß daher Regenwasser in Cisternen daselbst aufbewahrt werden. Auch ein Pulvermagazin befindet sich im Fort. An beiden Seiten des Hügels, worauf es liegt, können Schaluppen und Barken sich bis auf einen Fuß dem Ufer nähern, wo sie, wie in einem kleinen Hafen, in einem Halbzirkel liegen, wovon ein Felsen die Spitze ausmacht. Das Gestade des Meers besteht hier eine Viertel Meile weit aus schönem Sande.

Das Fort hat 3 bis 4 mal seinen Namen verändert. Anfangs wurde es das Fort St. Michael genannt, weil die Franzosen es am Michaelistage eingenommen hatten. Nachher nannte man es aus Schmeichelei das Fort des heiligen Ludwigs. Die Revolution hat ihm diesen Namen wieder genommen und ihm von seiner Lage

den Namen Fort Ceperou gegeben. Auch wird es jetzt das Fort der Freiheit genannt.

Die Stadt Cayenne liegt am nordwestlichen Vorgebürge Ceperou und stößt an eine 2 Meilen lange Ebene, welche aber billig mit schiffbaren Canälen durchschnittten seyn sollte, theils, um dem gewöhnlich darauf stehenden Wasser, welches im Sommer oft gefährliche Fieber erzeugt, freien Abfluß zu verschaffen, theils aber auch, um die Verbindung mit dem andern Theil der Insel zu erleichtern.

Die Stadt bildet ein unregelmäßiges Sechseck und ist mit Mauern und 5 Bastionen nebst einigen Ravelins und einem Graben umgeben, bei deren Anlegung man sich aber nach dem Boden richten mußte. Sie hat nur 2 Thore; das nach dem Hafen zu, heißt das Hafenthor, und das andere nach der Landseite hin, das Thor Remire. Ueber den Graben führt eine Brücke, welche durch ein verpallisadirtes Außenwerk gedeckt wird. Die Straßen sind breit, schnurgerade, und bei trocknem Wetter reinlich genug, obgleich nicht gepflastert, welches nur unnöthige Kosten verursachen würde, da der sandige Boden bei gutem Wetter in einer Stunde abtrocknet, wenns geregnet hat. Eine Straße heißt die Höllenstraße. Die eigentliche Veranlaßung zu dieser sonderba-

ren Benennung ist nicht bekannt. Soviel ist aber gewiß, daß man hier wenigstens jetzt nicht mehr an die Erscheinung von Teufeln glaubt, wie die schlauen Mönche zu Paris ehemals von einem gewissen Platz dieser Stadt glauben machten, den sie gern für sich haben wollten und den man ihnen auch wirklich gab.

Man zählt in der Stadt Cayenne nicht viel über 200 Häuser, und von diesen haben nur wenige 2 Stockwerk. Größtentheils sind sie von Holz und die Wände von Lehmerde mit Stroh, welche inwendig mit Kuhmist überzogen und angeweißt werden. Das Dach besteht aus Schindeln oder kleinen auf einander gelegten Brettern. Man bauet hier mehrere Zimmer in einer Reihe, da es nicht an Raum fehlt und diese Bauart weniger kostbar ist. Auch sorgt man dafür, daß die Gemächer groß genug sind, damit es nicht an frischer Luft darin fehle. Sie werden jetzt auch höher wie sonst gebauet, mit großen Fenstern, die von der Decke bis zum Boden reichen. Die Meublen sind eben nicht sehr prächtig, obgleich der größte Theil der Einwohner sie eben so kostbar als in Frankreich haben könnte. Sie sehen aber mehr auf Bequemlichkeit, als auf luxuriösen Prunck.

Unter die massiven Häuser von mehrern

Stockwerken gehört auch das Haus des Gouverneurs, welches am Waffenplatze liegt, so wie auch die ehemalige Pfarrkirche und Schule; ferner die Caserne, die Magazine und das Hospital, welche an der andern Seite der Stadt nach dem Meere zu liegen.

Die Nothwendigkeit ihre Ländereien selbst zu verwalten, nöthigt die meisten Colonisten, sich auf ihren Pflanzungen aufzuhalten. Auch ziehen sie das Landleben der Stadt vor, welche daher nicht so bevölkert ist, als sie sonst wohl seyn könnte. An Festtagen aber, oder bei besondern Gelegenheiten, z. B. wenn Revüe gehalten wird, kommen sie gewöhnlich zur Stadt, entweder in ihren Fahrzeugen, oder lassen sich auch in ihren Hängematten hertragen. Sie haben dann ein zahlreiches Gefolge von Negern und Negerinnen, welche mit allerlei Geflügel, Caßava, Taffia *), Wurzeln und andern Lebensmitteln und nöthigen Bedürfnissen für die ganze Zeit ihres Aufenthalts in der Stadt beladen sind. Auch beim geringsten Allarm sind alle Einwohner und Pflanzer verpflichtet, sich nach der Stadt zu begeben.

Die

*) Eine Art Brantwein, der aus dem Saft des Zuckerrohrs durch Gährung bereitet wird.
A. d. U.

Die ganze Colonie wird von einem Gouverneur oder Nazionalcommissair regiert; das Landgericht spricht jedoch in letzter Instanz und erkennet in allen Angelegenheiten, welche die Einwohner angehen.

Außer der Stadt Cayenne, der Hauptstadt des ganzen Departements vom französischen Guiana, befinden sich auf der Insel dieses Namens noch verschiedene Gemeinheiten oder Districte, welche mehrere Pflanzungen in sich fassen, als Remire, Mahuri und Matouri. Am Fuße der Berge und Hügel daselbst liegen die fettesten Weiden, auf welchen beständig Pferde, Hammel, Ziegen und größeres Hornvieh graset, was aus Europa her gebracht wurde und sich hier außerordentlich vermehrt. Im Monat September aber steckt man gewöhnlich das Gras in Brand, um den Boden mit der Asche desselben zu düngen. Die Insel hat auch ansehnliche Holzungen, worin sich viel Wildprett aufhält.

Der Boden der Insel ist nicht allenthalben gleich gut. Der nördliche Theil derselben ist der beste und gesundeste, auch am meisten angebaut. Der südliche Theil liegt viel niedriger und besteht fast aus lauter großen Wiesen oder den sogenannten Savanen, welche zur Regenzeit größtentheils unter Wasser stehen. Obgleich das Land zum Theil

unter der Linie liegt, so ist die Hitze doch hier so gar drückend und unerträglich nicht, wenigstens nicht anhaltend. Ein frischer Ostwind kühlt alle Morgen die Luft sehr ab und verursacht zuweilen eine so empfindliche Kälte, daß man oft genöthigt ist, Feuer anzumachen; beinahe 9 Monate im Jahre regnet es, wodurch das Land so feucht wird, welches aber auch von den vielen Flüssen und Bächen herrührt, die es bewässern.

In den 3 Monaten, wenn der Himmel heiter ist, d. h. im Sommer, kommt oft ein Theil des Viehes, welches dann weder Gras noch Wasser findet, vor Hunger und Durst um; und eine zahllose Menge von Fliegen und Insecten würden auch den Menschen das Leben ganz unerträglich machen, wenn dies Geschmeis sich nicht selbst einander aufriebe. Hiezu tragen die sogenannten Laufameisen besonders viel mit bei. Wenn diese in eine Gegend kommen, welches immer jährlich einmal geschieht, so tödten sie alles, was sie von Fliegen, Wespen, Spinnen und sogar von Ratten vorfinden. Die Letztern, wären sie auch noch so groß, verwandeln sie gleichwohl in wenig Augenblicken zu Skeletten.

Die ganze Gegend war ehemals sehr ungesund; seit der Urbarmachung des Landes aber ist die Luft reiner und gesunder geworden. Die Kin-

der starben sonst gewöhnlich gleich nach der Geburt an einer schrecklichen Krankheit, den Tetanos; jetzt kann man sie aber hier doch auch groß ziehen. Bösartige Fieber und Blattern sind hier selten. Nur in der Stadt und der morastigen Gegend, in welcher sie liegt, herrschen während der trocknen Jahrszeit einige schwer zu heilende Fieber.

Ohne den langen Regen und die darauf folgende Trockenheit würde man hier gar keinen Wechsel der Jahrszeiten kennen. Man kann zu jeder Zeit ärndten. Einige Bäume tragen beständig reife Früchte, indeß andere blühen. Auch verlieren sie ihre Blätter nie. Im März und September steht die Sonne hier senkrecht und Tag und Nacht sind hier immer gleich. Der Thau, welcher gewöhnlich gegen 4 Uhr Morgens fällt, ist so kühl, daß man sich ganz zudecken muß, wenn man sich etwa beim Schlafengehen dieser veränderten Temperatur der Luft zu sehr ausgesetzt hatte. Dieser Thau ist so scharf, daß er eine Stange Eisen in kurzer Zeit anfrißt.

Die Regenzeit oder der Winter kündigt sich im Monat October durch häufige Hagelschauer an. Den ersten Regen nennt man den Acajouregen, weil diese Früchte alsdann reifen. Auf diesen folgt aber bald der starke anhaltende Re-

gen, während welchem man kaum die Meublen in den Häusern vor Nässe und Feuchtigkeit bewahren kann. Es regnet dann die ganze Nacht und zuweilen auch bei Tage so heftig, daß der Boden in einer Stunde allenthalten überschwemmt ist. Es vergehen aber auch kaum 6 Tage im ganzen Jahre, daß die Sonne sich nicht auch in ihrem vollem Glanze zeige, so daß man an etwas erhabenen oder solchen Orten, wo sich keine Sümpfe befinden, immer arbeiten und spatzieren gehen kann. Auch findet das Vieh während der Regenzeit allenthalben gutes Futter.

Anfangs Juny nimmt der Regen ab und hört gegen den 10ten Jul. ganz auf. Von dieser Zeit an bis zum 10ten November fällt kein Tropfen Wasser vom Himmel. Doch finden auch Ausnahmen von der Regel nach den Ungleichheiten der Jahre und der örtlichen Verschiedenheit statt. Weniger regnet es in den urbar gemachten Gegenden als in denen, welche noch ganz mit Holz bewachsen sind; weniger zu Cayenne und am Kourou, als am Oyapok, überhaupt aber weit mehr am Marony und in Surinam, als in den französischen Colonien.

Die in diesen Gegenden über das Clima angestellten Beobachtungen stimmen zugleich mit dem Zeugniß glaubwürdiger Männer überein, von de-

nen einige sich lange in diesen Gegenden aufgehalten haben. Ein englischer Reisender erklärt sich hierüber folgendermaßen. „Im Ganzen verspricht das Land denen sehr viel, welche es anbauen wollen. Die Luft ist so rein und gesund, daß man hier allenthalben Greise von 100 Jahren und darüber antrifft. Wir brachten alle Nächte ohne weitere Bedeckung unter freiem Himmel zu, gleichwohl hatte ich auf meiner ganzen Reise keinen einzigen Kranken."

Labat, der über ein Jahrhundert später dies Land beschrieb, rühmt das Clima von Cayenne ebenfalls sehr, und stützt sein Urtheil auf sehr gute Gründe. Er sagt unter andern: „diese Insel ist eine der angenehmsten von der Welt. Das Clima ist so gemäßigt, daß man sich nur im Schatten legen, oder dem Winde etwas aussetzen darf, um eine heilsame Kühlung zu genießen."

Die Krankheiten, welche hier lange herrschten, entstanden von den Ausdünstungen des neuentdeckten Landes. Auch erzeugt die Lebensart der neuen Ankömmlinge oft tödtliche Krankheiten. Die meisten nemlich trinken, sobald sie ans Land kommen, sehr begierig frisches kaltes Wasser und nachher den Saft des Zuckerrohrs, mit Pomeranzen, Citronen, und Acajouäpfeln. Alle diese Früchte sind sehr kühlend, und ihr Genuß nicht

selten der Gesundheit nachtheilig. Auch giebt es Leute, welche unvorsichtig genug sind, sich an die freie Luft aufs Gras zu legen, daselbst einzuschlafen und so die ganze Nacht darauf zuzubringen. In diesem Zustande, wo die kühle Luft, der Thau und die Ausdünstungen des Bodens zugleich auf sie wirken, ist es eine ganz natürliche Folge, daß sie Coliken und hitzige Fieber bekommen. Sonst kann man, wenn man nur etwas vorsichtig und mäßig im Genuß ist, in diesem Lande ganz gesund seyn. Man findet hier alles im Ueberfluß, was die Sinne reizt, und die Natur scheint beinahe ihren ganzen Reichthum hier erschöpft zu haben. Ein geschickter Arzt, Namens Barrere *), welcher sich verschiedene Jahre im französ. Guiana aufhielt und auch ein vortrefliches Werk darüber herausgegeben hat, schildert es ebenfalls als ein Land, wo man lange vollkommen gesund leben könne.

*) Ein Vorfahr des nachher dahin deportirten Conventsmitgliedes.

Anm. d. U.

Zwölfter Abschnitt.

Beschreibung der wichtigsten und merkwürdigsten Pflanzen und Bäume im französischen Guiana und zu Cayenne.

Der Boden ist in diesen Gegenden sehr fruchtbar und trägt beständig im Ueberfluß. Da Wärme und Feuchtigkeit die Hauptbeförderungsmittel des Wachsthums sind, so darf man sich freilich nicht wundern, daß die Natur so fruchtbar in einem Lande ist, wo beides zusammentrifft. Man kann nicht umhin, die Verschiedenheit der Erzeugnisse aller Art sowohl im Pflanzen= als Thierreich daselbst zu bewundern.

Die Bananas oder Pisangfrucht ist das Hauptnahrungsmittel der Einwohner von Cayenne. Der Baum, auf welchen sie wächst, (Musa Paradisiaca, Lin.) ist so groß wie ein Birnbaum und hat eine rauhe schuppige Borke. Der Stamm erreicht eine Höhe von 10 bis 12 Fuß und stirbt ab, wenn er Früchte getragen hat. Seine Blätter sind länger als die irgend einer bekannten Gattung; man glaubt daher, daß die

ersten Menschen sich derselben bedienten, um ihre Blöße zu bedecken. Aus dem Gipfel des Baums steigt ein einziger großer Zweig in die Höhe, der röthliche Blüten trägt, auf welche die Frucht von der Größe der Gurken folgt. Das Fleisch derselben ist sehr fest, saftig und von lieblichem Geschmack. Zu Cayenne ißt man sie roh und im Wasser abgekocht mit Wein oder Salz; oder aber auch, wenn sie im Backofen, in der Pfanne, auf dem Rost oder an der Sonne gedörrt ist. Auch kocht man sie zu Brei und macht einen angenehmen Trank daraus. Die mit der Haut im Wasser abgekochten Pisangs machen dasselbe süß, und wenn man die Haut abgeschält hat, so brauet man noch ein für die Neger sehr nöthiges Getränk daraus.

Es giebt vom Bananas oder Pisangbaum mehrere Arten, von denen jeder Colonist auf seiner Pflanzung wenigstens einige haben muß. Dieser Baum vermehrt sich wie der Ananasbaum durch Sprößlinge, welche aus der Wurzel des Baums hervorwachsen. Man pflanzt ihn zu allen Zeiten und in jedes Land, besonders aber an Regenbächen und Flüssen, weil er gern an feuchten Orten wächst. Er trägt schon zu Ende des ersten Jahrs, und bedarf weniger Wartung. Man hat weiter nichts dabei zu beobachten, als den

Boden vorher etwas von Unrath zu säubern und zu verhindern, daß er nicht von Lianen umrankt wird. Der Stamm, wäre er auch noch dicker als ein Birnbaum, kann leicht mit einem einzigen Hiebe abgehauen werden.

Die sogenannte Bananasfeige ist eine besondere Gattung kleiner und zarter Früchte. Die Indianer wickeln sie, um sie früher zur Reife zu bringen, in Blätter von demselben Baume und legen sie in einen Winkel ihrer Hütten, wo sie in einigen Tagen reif werden und eine schöne gelbe Farbe bekommen. Die Einwohner von Cayenne setzen sie als Beiessen und auch als Desert auf den Tisch. Die Portugiesen aber wagen es aus Aberglauben nicht, davon zu essen, weil, wenn sie sie queer durchschneiden, sie die heilige Figur des Kreuzes darin zu entdecken glauben, ob es gleich eigentlich nur die Gestalt eines Y ist.

Der Manies oder der große Kugelbaum (eine Species von Globularia Lin.) ist von beträchtlicher Größe. Seine Zweige, welche lange und dicke Blätter haben, geben vielen Schatten. Die Frucht gleicht einer Canonenkugel und hat 6 bis 8 Zoll im Durchmesser. Sie hat eine röthliche, einen halben Finger dicke Rinde, die so weich als Leder ist, und welche man wie die Schale einer Pfirsche abschält. Sie schmeckt und riecht

sehr gut, wenn sie zerschnitten wird. Man macht sie ein, kocht sie zu einem weichen Brei oder macht auch eine Art Backwerk davon, welches alles, was man in der Art hat, weit übertrifft.

Der Calebassier (Crescentia Cujete. Lin.) oder Kürbisbaum ist auf einer Pflanzung unentbehrlich. Seine schönen grünen dicken Blätter sind 5 bis 6 Zoll lang und einen Zoll breit. Sie haben keinen Stiel und sitzen an den Zweigen dicht hinter einander. Die Frucht hat die Gestalt eines Kürbisses. Man gießt kochend heißes Wasser hinein, um das Mark derselben zu erweichen, welches man nachher mit einem Stocke herausstößt. So ausgehölt machen die Neger und Indianer dann Flaschen, Schüsseln, Schalen und mehreres andere Hausgeräth davon. Einige graben auch zur Verzierung nach ihrer Art groteske Figuren hinein, und ob sie gleich weder Lineal noch Zirkel dabei gebrauchen, so sind ihre Zeichnungen doch zuweilen ziemlich richtig.

Ferner findet man hier den Apricosenbaum, (Prunus Armeniaca. Lin.) von St. Domingo. Diesen Beinahmen hat er daher, weil der erste Samen desselben von dieser Insel kam. Er ist ein sehr schöner, großer, dick belaubter Baum, dessen Zweige sich piramidenförmig erheben, und der daher sehr gut an einem Lustplatze steht. Seine

Blüte hat einen sehr angenehmen Geruch den auch die Liqueurs, welche damit abgezogen werden, annehmen. Die Frucht selbst ist rund und etwas größer als ein Spielball. Die Rinde ist braun und gespalten; das Fleisch etwa einen Zoll dick, gelb wie Quitten und sieht beinahe wie das der europäischen Apricosen aus, deren Geschmack es auch hat. Der Kern ist beinahe so groß als ein Hühnerey, runzlich und mit einer fasrigen Haut umgeben. Man ißt sie entweder roh oder mit Wein, auch macht man köstliche Gelees davon.

Der Acajoubaum (Anacardium occidentale L.) wächst gewöhnlich krum und wird daher nicht sehr hoch. Seine Frucht ist ein Apfel mit einer grünen Nuß, welche wie eine Wallnuß schmeckt und geröstet gegessen wird. Ihre Schale läßt sich nur mit einem Messer oder mit dem Hammer öfnen und enthält ein kaustisches Oel, welches heftige Schmerzen verursachen würde, wenn man sie in den Mund nähme. Dieser Baum wird oft so groß und dick, daß man 40 bis 50 Fuß lange Piroguen und breite Tische daraus macht.

Der Johannesbaum oder Mai (wahrscheinlich Ceratonia siliqua. Lin.) wird nicht dick, sondern schlank und hoch, und hat nur oben in der Krone einen Büschel Laub.

Der Avocat (Laurus persea. Lin.) ist ein

Fruchtbaum, nicht völlig so groß als der Apricosenbaum und dient, so wie dieser, zur Zierde der Gärten. Seine Frucht hat einen angenehmen Geschmack. Man ißt sie wie Melonen gewöhnlich mit Pfeffer und Salz.

Der Bache, eine Art Palmbaum ist groß und schön. Seine Blätter sind ganz platt und sitzen in Form eines Fächers. Ehe sie sich entfalten, haben sie die Gestalt eines zusammengeschlagenen, so wie sie sich aber ausbreiten, die eines geöfneten Fächers, nur mit dem Unterschiede, daß die Blätter spitz zugehen und nicht fest an einander sitzen. Sie dienen zu Sonnen- und Regenschirmen.

Der Rothholzbaum (Caesalpinia Sappan. Lin.) ist von ansehnlicher Größe. Die Rinde, welche sehr hell brennt, gebraucht man statt der Fackeln.

Der Ferolen oder bunte Marmorbaum hat ein mit rothen, gelben und weißen Adern wie Marmor oder Jaspis durchwebtes Holz. Seinen erstern Namen hat er daher, weil man ihn zuerst im Schutthaufen eines dem Herrn von Feroles, ehemaligen Gouverneurs von Cayenne, zugehörigen Gebäudes entdeckte. Das Holz dieses Baums wird häufig zu eingelegten Arbeiten so wie zu Meublen gebraucht und sehr gesucht.

Der sogenannte Eyerbaum ist eine Art Pflaumenbaum. Er wächst bis zu einer beträchtlichen Höhe und trägt eine Frucht, welche einem Ey ähnlich, aber größer und so nahrhaft ist, daß man selbst in den wüstesten und unbewohntesten Gegenden außer aller Gefahr ist, Hungers zu sterben, wenn man nur einen solchen Baum findet. Die Frucht desselben ist zwar nicht die angenehmste von Geschmack, und macht den Mund verziehen, aber sie ist sehr nahrhaft und ganz unschädlich. Zwei wegen Verrätherei auf eine Insel verwiesene und zum Hungertode Verdammte lebten 3 Monate lang bloß davon, und blieben dabei vollkommen gesund.

Der Mahot Frank oder der französische Palmbaum ist ein krummer Baum, der, obgleich sehr gemein, doch nicht weniger nützlich ist. Die Einwohner von Cayenne sagen, daß sie ohne ihn nichts anfangen können. Seine Rinde besteht aus lauter Fasern, die sich gut zu Stricke verarbeiten lassen. Will man dort etwas binden, so geschiehts mit Mahot-Stricken. Die Indianerinnen binden solche um die Stirne, wickeln die Enden um ihren Tragkorb auf den Rücken, und erleichtern sich auf solche Art das Tragen. Die Neger sowohl als die Indianer wohnen gewiß ganz bequem, wenn sie sich von einem Mahotbaum eine Hütte

bauen können. Das Holz desselben ist weich und eins von denen, welches sich durch Reiben entzündet.

Der Monbin ist eine Art Pflaumenbaum. Seine gelbe längliche Frucht riecht vortreflich und schmeckt ganz angenehm, nur etwas gewürzhaft, und hat wenig Fleisch. Auch macht sie die Zähne stumpf. Man bereitet ein Muß davon, welches der Farbe nach dem, was man von Apricosen macht, sehr gleicht, und das vortreflichste ist, was man von der Art hat. Mit Weingeist vermischt, erhält man daraus einen sehr angenehmen Liqueur. Wenn die Indianer Anfälle von der Gicht oder ähnliche Schmerzen haben, so machen sie ein Loch in die Erde, werfen glühende Kohlen hinein und schütten auf diese die Kerne der Mombin-Pflaumen. Sie halten dann das Knie oder das kranke Glied so lange über die Oefnung, als sie den Dampf ertragen können und heilen sich auf diese Art.

Der Baum Oulemary wächst sehr hoch. Seine Blätter sind glänzend und gleichen denen des Citronenbaums. Er hat eine braune, einen Zoll dicke Rinde, welche inwendig sich in verschiedene zusammengefaltete glatte und so dünne Blättchen, wie die des Indianischen Blumenrohrs, (Canna indica. Lin.) zertheilt, auf welchen man wie

auf Papier schreiben kann. Diese Blätter dienen den Indianern noch zu einem andern Behuf. Sie wickeln ein Tobacksblatt so fest als möglich hinein und machen daraus die von ihnen sogenannten Cigalen, welche die Stelle der Pfeifen vertreten.

Der Palipou oder Parepou gehört in die Classe der Palmbäume. Die Frucht ist von sehr mittelmäßiger Größe. Man pflegt sie zum Desert bloß mit Wasser und Salz abgekocht auf den Tisch zu setzen. Ihr Geschmack ist eben nicht anziehend und man gewöhnt sich nur mit Mühe daran. Dies giebt sich jedoch bald und man ißt sie dann sehr gern. Sie reizt den Gaumen, erregt Durst und macht auch guten Appetit zum Essen.

Der Sapotill, (Achras Sapota. Lin.) ein großer Baum, der auch zur Zierde der Gärten dient, trägt seine Zweige trichterförmig. Aus der Mitte steigt einer davon gerade in die Höhe und erhebt sich über alle andern. Die Blätter sind von hellerer Farbe als die Orangenblätter. Man kann diesen Baum allenthalben hin verpflanzen und seine Frucht wird mit Recht für eine der besten in America gehalten.

Mit den Blättern des Tourloury werden, kreuzweise übereinander gelegt, die Hütten gedeckt.

Sie sind fast eben so dauerhaft als Schindeln und fangen nicht leicht Feuer. Ein solches Blatt ist oft 15 bis 16 Fuß lang.

Der Papayer, (Carica Papaya. Lin.) eine Art Melonenbaum, sowohl der männliche als weibliche, hat keine Zweige. Seine ausgezackten mit mehrern Spitzen versehenen Blätter wachsen an einem Stengel, an dessen unterm Theile dicht am Stamme die Frucht gleichsam angeheftet ist. Man ißt dieselbe entweder roh oder mit Fleisch gekocht und eingemacht. Der Samen hat einen Pfefferartigen Geschmack. Pulverisirt ist er ein gutes Mittel gegen die Eingeweide-Würmer. Man nimmt in Zeit von einigen Tagen einen Skrupel davon ein, worauf sie bald sterben und abgehen.

Der Cokosbaum (Cocus nucifera. Lin.) eine Art Palmbaum, ist besonders wegen der großen Nutzbarkeit seiner Frucht äußerst schätzbar. Diese allein befriedigt die nöthigsten Bedürfnisse einer kleinen Haushaltung: sie giebt nemlich Speise und Trank, Zeug zur Kleidung und allerlei Hausgeräth. Die Cocosnuß ist ziemlich dick und hat eine harte Schale mit 3 länglichen Einschnitten in Form eines Triangels. Sie wird zu mancherlei Gebrauch verarbeitet. Man macht Gefäße aller Art, Becher und schön polirte durchsichtige

sichtige Tassen daraus. Noch ehe die Frucht völlig reif ist, zieht man eine beträchtliche Menge klares und wohlriechendes Wasser von einem angenehmen säuerlichen Geschmack aus derselben, welches nicht allein den Durst löscht, sondern auch die Brühen schmackhafter macht. Wenn die Frucht reif ist, so wird das Mark derselben fest, und schmeckt sodann wie Mandeln. Der Stamm des Cokosbaums hat Knoten, die gleich weit von einander sitzen. Seine Krone besteht aus langen Blättern, welche kreuzweis übereinander liegen und so wie bei den Palmen überhaupt die Stelle der Zweige vertreten. Er blühet alle Monat und ist daher zu gleicher Zeit mit Blumen und Früchten bedeckt. Die Indianer klettern, wenn der Baum blühet, an demselben hinauf, hauen die Stiele da, wo die jungen Cocosnüsse hervorkommen ab, und hängen einen kleinen irrdenen Topf daran, in welchem dann der zur Nahrung und zum Wachsthum der abgeschnittenen Pflanze bestimmte Saft fällt, der sehr angenehm schmeckt und äußerst erfrischend ist. Derselbe wird daher auch sorgfältig gesammelt. Durchs Distilliren bekommt man davon den bekannten Arrak oder Rak.

Der Cacaobaum (Theobroma Cacao. *Linn*). wächst in verschiedenen Gegenden von Süd-Ame-

rica wild und man findet sogar ganze Wälder davon. Er ist von mittelmäßiger Größe und Dicke. Seine ungefähr 9 Zoll langen und 4 Zoll breiten Blätter laufen spitzig zu. An die Stelle der abfallenden Blätter wachsen gleich wieder andere. Auch ist er immer mit sehr kleinen rosenfarbenen Blüten bedeckt, die aber keinen Geruch haben und größtentheils wieder abfallen. Man rechnet kaum 10 von 1000, welche Früchte tragen. Der Boden unter dem Baume ist daher immer mit Blüten bedeckt. Wenn die Frucht völlig reif ist, hat sie ungefähr die Größe und Gestalt einer Gurke. Sie sieht röthlich aus, ist unten zugespitzt und die Oberfläche wie bei der Melone gerieft. Theils hängen die Früchte in großen Schoten unmittelbar am Stamme selbst, theils aber auch an den größern Aesten, nicht aber an den kleinern Zweigen, wie die meisten europäischen Früchte. Jede Schote enthält 20, 30 bis 35 Cacaonüsse, welche durch eine weißliche erfrischende Substanz von einander abgesondert sind. Man unterscheidet im Handel besonders 2 Hauptsorten; die erste und bessere heißt: Cacao Canaqué und die zweite Cayenne-Cacao. Aus Westindien, besonders von der Insel Martinike, kommt auch viel Cacao. Man preßt aus demselben ein gewisses Oel, welches wie Butter gerinnt und des-

halb auch Cacaobutter genannt wird. Diese gebraucht man zu Cayenne, wenn es an anderer Butter fehlt, auch in der Küche *).

Der Strauch, von welchem man den Roucou oder Orlean erhält, wächst nirgends von selbst, sogar nicht einmal an solchen Orten, wo er ehemals gebaut wurde, sondern muß aus dem Saamen gezogen werden. Die Franzosen, welche zuerst die benachbarten Indianer besuchten, fanden bei denselben einiges Land mit diesem Strauch bepflanzt, und sie selbst mit der davon gewonnenen Farbe beschmiert. Jene brachten etwas Samen davon mit nach Cayenne zurück, wo er sehr gut gerieth. Dieser Strauch ist etwa so groß als eine Haselstaude. Wenn er zu sehr in die Höhe schießt, so schneidet man ihn oben ab, damit er sich mehr in die Runde ausbreite. Aus der Rinde macht man Stricke. Seine großen glatten, schöngrünen Blätter haben einen 2 bis 3 Finger langen Stiel und sitzen wechselsweise. Die Zweige tragen 2 mal im Jahre an den Enden schöne, große, den Rosen ähnliche Blumen, welche ins Fleischfarbene fallen, aber auch nicht

*) Die Cacaobutter wird auch oft als Arzeneimittel gebraucht.

A. d. U.

riechen. Auf diese Blumen folgt die Frucht, welche sich in 2 länglichen, stachlichen Schoten mit dunkelrothen Spitzen befindet, die wenn jene reift, sich öfnen. Jede Schote enthält ungefähr 60 Samenkörner, welche in 2 Reihen sitzen. Diese Körner sind etwa so groß als Coriander. Man erndtet 2 mal im Jahre, im Sommer und im Winter. Vermittelst eines auflösenden Aufgusses erhält man einen Bodensatz, welches der Roucou ist, den man zum Färben gebraucht. Der von Cayenne wird sowohl von Natur, als in Rücksicht der Zubereitung, für den besten gehalten.

Die Baumwolle, welche hier gebauet wird, ist ungleich schöner und feiner, als die in andern Gegenden von America wächst, ob man gleich eigentlich überall nur eine und dieselbe Art bauet. Die Baumwollenstaude (Gossypium herbaceum. *Linn.*) wird nicht höher als 10 bis 12 Fuß und trägt eine gelbe Glockenförmige Blume, auf welche die Frucht von der Größe einer Nuß folgt. Diese ist in verschiedene kleine Zellen abgetheilt, deren jede einen Flocken weißer Wolle enthält. Die Frucht öfnet sich auch von selbst, wenn sie reif ist; sammelt man sie aber nicht zur rechten Zeit ein, so verdirbt und verliert sich die Wolle. Von der gröbsten macht man Polster und ordinaire Zeuge.

Erst i. J. 1721 hat man angefangen auch Caffe zu Cayenne zu bauen. Einige französische Flüchtlinge, welche nach Surinam gegangen waren, glaubten ohne Strafe davon zu kommen, wenn sie Caffeebohnen mitbrächten, welche die Holländer schon seit verschiedenen Jahren daselbst angebauet hatten. Man pflanzte die Bohnen zu Cayenne, welche auch bald aufschossen und Früchte trugen, die man dann unter die dortigen Colonisten vertheilte, so daß in kurzer Zeit die ganze Insel damit versehen war.

Der Caffeebaum wächst im französischen Guiana sehr geschwind und erreicht eine Höhe von etwa 10 Fuß. Aber erst im 3ten Jahre trägt er Früchte genug, um für die jährlichen Kosten seiner Unterhaltung zu entschädigen. Man glaubte anfangs zu Cayenne, daß der Baum sich nicht an das dortige Clima gewöhnen werde; doch wußte man bald alle Schwierigkeiten glücklich zu überwinden, und der hier erzeugte Caffee wird sogar für sehr gut gehalten. Jeder Strauch trägt des Jahrs 12 Pfund und die Erndte ist 2 mal im Jahre.

Der größte Reichthum der Colonie ist aber das Zuckerrohr. Es hat verschiedene Knoten und große ausgezackte Blätter. Aus dem Mark desselben wird in den Zuckermühlen ein Saft aus-

gepreßt, welcher gelinde eingekocht, den Sirop giebt. Dieser wird dann noch einmal bei einem stärkern Feuer in Kesseln gekocht, abgeschäumt, geläutert und in irrdene Formen gebracht, worinnen er sich abkühlt, klärt, härtet und zum Zucker wird. Von dem schlechtesten Sirop und dem abgefüllten Schaum distillirt man noch einen guten Liqueur, welchen man Taffia nennt.

Die Liane (eine Art Epidendron. *L.*) ist ein zu Cayenne sehr gemeines rankenartiges Gewächs. Man unterscheidet mehrere Arten desselben. Einige dienen den Einwohnern zu Stricken, andere sind besonders den Jägern und Reisenden als ein durstlöschendes Mittel willkommen.

Die erstern schlängeln sich um die Bäume und senken, wenn sie die höchsten Zweige erreicht haben, einige Ranken ab, welche aufs Neue in der Erde wurzeln, aufschießen und sich wieder absenken. Andere Ranken hängen sich an die ihnen zunächst stehenden Pflanzen und Bäume an, und gewähren dann oft einen ganz besondern Anblick. Es giebt Lianen von der Dicke eines Arms, welche den Baum, den sie umarmen, gleichsam erdrücken. Oft ists der Fall, daß ein solcher Baum dann auf der Stelle verdorrt und ganz abfault. Die Lianen bleiben sonach allein zurück und hier ist es dann, wo sie dem Auge ein in der That

sehenswerthes, einziges Schauspiel in seiner Art geben. Sie stellen nemlich eine gewundene, durchsichtige und ganz vor sich stehende Säule dar, welche durch Kunst schwerlich je so nachgemacht werden dürfte.

Die andere Art Lianen giebt, wenn man sie zerschneidet, ein helles klares Wasser, das man im Nothfall sehr gut zum Trinken gebrauchen kann. Das Merkwürdigste dabei ist, daß dies Wasser, an welchem Orte die Pflanze auch stehen mag, sowohl an der Sonne als im Schatten, und man mag sie zerschneiden wenn man will, immer gleich klar und frisch bleibt, auch sich beständig in reichlicher Menge findet.

Die Indigopflanze wächst nur etwa 12 Fuß hoch. Sie hat kleine, dicke, runde Blätter und ihre Blüten gleichen der rothen Erbsenblüte. Sie trägt lange, krumme Schoten mit kleinen Körnern. Das bekannte schöne, blaue Farbenmaterial zieht man aus der Rinde und den Blättern der Staude. Man erhält dasselbe vermittelst Einweichung in kleinen Kufen, worin sich ein Bodensatz ansetzt, den man nachher an der Luft trocknet, aber sorgfältig vor den Sonnenstrahlen bewahren muß.

Dreyzehnter Abschnitt.

Die merkwürdigsten vierfüßigen Thiere, Fische, Vögel, Insekten und Würmer zu Cayenne.

Tieger, besonders die hier sogenannten rothen Tieger, verhindern hier die Vermehrung der übrigen Thiere sehr. Sie kommen vom festen Lande herüber und gehen hier auf Beute aus, so daß man zuweilen genöthigt ist, Neger und Indianer zu versammeln, um Jagd auf diese reißenden Thiere zu machen. Hat man eins erlegt, so pflegt man mit dem Kinnbacken desselben, als Siegszeichen, auf den Pflanzungen umher zu ziehen, wo dann jeder Colonist dem, der das Thier erlegt hat, ein Geschenk macht.

Die Paquiras (Sus Tajassu. *L.*) sind eine Art wilder Schweine, nur kleiner und hier sehr häufig. Sie haben einen gespaltenen Huf und weiße Füße. Der Nabel sitzt bei diesen Thieren am Rückgrad und hat einen Auswuchs oder Geschwulst, welcher viel Muskus enthält und dem Fleische des Thiers diesen starken Geruch sehr bald mittheilt, wenn man ihm denselben nicht gleich, nachdem man es erlegt hat, abnimmt.

Die Faras, von den Indianern Navales genannt, sind nicht eßbar, da ihr Fleisch einen widrigen Geruch hat. Indessen macht man doch Jagd darauf, weil sie den Pflanzungen vielen Schaden zufügen. Dies Thier kommt blos des Nachts aus seinen Schlupfwinkeln hervor und läßt sich bei Tage gar nicht blicken. Das Weibchen hat eine doppelte Magenhaut, wovon die äußere in der Mitte eine Oefnung hat. Hiedurch wird an jeder Seite eine Tasche gebildet, worin das Thier seine Jungen und zwar gewöhnlich in jeder 2 trägt, bis dieselben im Stande sind herauszukommen und sich selbst ihre Nahrung zu suchen.

Das Armadill oder Gürtelthier, von den Landeseingebornen Cachicamo genannt, ist etwa so groß als ein Spanferken. Auch schmeckt sein Fleisch eben so. Es ist vom Kopf bis auf die Füße mit einem festen harten Schilde bedeckt, welcher es gegen jeden Angriff schützt. Wenn es sich in Gefahr befindet, so rollt es sich kuglich zusammen.

Der Ameisenbär, (myrmecophaga didactyla. *Linn.*) ist ein sehr sonderbares Thier. Es hat einen so langen und dicken Fuchsschwanz, daß es sich beim Regen, den es sehr scheuet, ganz damit bedecken kann. Es ist sehr haarig und etwa so groß als ein Pudel. Die Indianer sind sehr

lüstern nach diesem sehr fetten, obgleich nur von Ameisen lebenden Thiere. Es fängt diese, indem es seine anderthalb Fuß lange Zunge in ihre Löcher steckt und sie nicht eher wieder zurückzieht, als bis es merkt, daß sie ganz von Ameisen besetzt ist.

Das Faulthier, (bradypus tridactylus. *Linn.*) hat seinen Namen von seinem außerordentlich langsamen Gange. Die Indianer nennen es Ai, nach dem Geschrei, welches es bey jeder Bewegung ausstößt. Es ist so groß, als ein mittelmäßiger Hund und hat einen weiten mit starken Zähnen besetzten Rachen. Seine Vorderbeine sind viel länger als seine Hinterbeine. Es hat ziemlich langes, aschfarbenes Haar, aber fast gar keinen Schwanz. Es lebt auf den Bäumen, von den Früchten, Blättern und Knospen derselben, bedarf aber außerordentlich viel Zeit, um hinauf zu klettern. Herunter steigt es nicht eher wieder, bis es nichts mehr auf denselben findet, um seinen Hunger zu stillen. Da es aber eben so viel Zeit gebraucht, um herunter zu kommen, als es nöthig hat, einen andern Baum wieder zu erklettern, so wird es darüber fast zum bloßen Gerippe. Es taugt daher nicht anders zum Essen, als wenn man es auf einem Baume findet, den es bereits kahl gefressen hat. Alsdann ist es fett und von zartem Fleisch.

Obgleich die Affen gewöhnlich eben nicht fett sind, so ist ihr Fleisch doch ein gutes Nahrungsmittel und sehr zart. Man kocht zu Cayenne von den Köpfen derselben Suppe, welche man daselbst auf den vornehmsten Tafeln findet. Es kostet anfangs einige Ueberwindung, ehe man sich daran gewöhnt; hat man aber nur erst einmal diesen Widerwillen überwunden, so findet man bald eine solche Affenfleischsuppe eben so gut, als jede andere.

Wilde Katzen giebts auf der Insel Cayenne in Menge; gleichwohl hindert dies die Ratten nicht, große Verheerungen, nicht allein in den Häusern, sondern auch auf den Feldern und Pflanzungen anzurichten. Nur durch die unermüdeteste Aufmerksamkeit kann man den Verwüstungen dieser kleinen verderblichen Thiere Einhalt thun. Was diese Unannehmlichkeit noch vermehrt, ist, daß sie sich mit den aus Europa dahin gebrachten Katzen, sonst ihren unversöhnlichen Feinden, gleichsam familiarisirt haben, und sehr friedlich mit einander leben, ja sogar ungestraft oft mit denselben spielen. Rattenfänger sind daher den Colonisten unentbehrlich. Auch befinden sich wirklich auf jeder Pflanzung gewöhnlich ein oder ein Paar Neger, welche kein anderes Geschäft haben, als diese Thiere wegzufangen. Hunde werden gleichfalls dazu abge=

richtet, die eben so geschickt und verderblich für die Ratten sind, als ehemals die besten europäischen Katzen, ehe sie nach Cayenne gebracht wurden.

Die benachbarten Indianer haben vortrefliche Jagdhunde, womit sie eine Art von Handel treiben und sie an die Colonisten verkaufen. Diese Hunde fangen Caninchen, Hirschkühe, Armadills und mehrere andere Thiere. Hirsche, so groß wie Dammhirsche, sind hier ebenfalls sehr gemein. Ihr Fleisch schmeckt vortreflich, so wie das verschiedener wilder Schweine. Das Meer und die Flüsse sind voll von Fischen aller Art, die auch ganz wohlschmeckend sind. Die besten sind folgende: der Rothfisch, (Callionymus Lyra. Lin.) der Rochen, (Raja Batis. Lin.) der Mondfisch, (Tetrodon Mola. L.) der Silberfisch, (Zeus Gallus. L.) die Meeräsche, (Mugil cephalus. L.) der Groß-Auge oder Meerbrasse, (Sparus Boopes. L.) nebst verschiedenen andern.

Der Lamentin oder die Meerkuh (Trichecus Manatus. L.) wiegt auf 750 Pfund. Sie hat Zähne, Schnauze und Kinnbacken wie ein Ochse und käuet auch wieder, wie dieser. Die Augen sind sehr klein; auch hat man Mühe, die Ohren zu unterscheiden. Gleichwohl hört das Thier schon von weitem jedes Geräusch. Es hat keine

Kiefern, wie andere Fische und muß daher jeden Augenblick den Kopf aus dem Wasser stecken, um Luft zu schöpfen. Es hat 2 Beine oder Füße, die ihm dienen ans Ufer zu kommen und zu grasen. Auch hält das Weibchen seine Jungen damit an den Zitzen fest.

Der Schwerdfisch (Squallus pristis. L.) wiegt zuweilen über 600 Pfund. Man unterscheidet zweierlei Arten; die eine trägt vor dem Kopfe ein breites zweischneidiges, die andere aber ein auf beiden Seiten gezähntes, langes und starkes Schwerd. Dieser Fisch ist ein erklärter Feind vom Wallfisch, den er auch durch seine unaufhörlichen Angriffe endlich tödtet. Der Schwerdfisch hat ein festes, weißes und wohlschmeckendes Fleisch, womit man auch den ärgsten Schlemmer wohl befriedigen kann. Noch giebt es zu Cayenne einen ganz besondern Fisch, den man sonst nirgends findet. Man nennt ihn den Dickbauch, wegen einer großen unter demselben befindlichen Blase, die er, wenn er will, aufbläßt, und auf welcher er, wie in einem Nachen, auf dem Meere herumfährt. Dieser Fisch ist etwa von der Größe eines Weißfisches und nicht über 15 bis 18 Zoll lang. Sein Fleisch ist weiß und zart; um es aber sicher essen zu können, muß man dem Fische, sobald man ihn gefangen hat und er aus dem Wasser kommt, die

Blase abreißen und alle Eingeweide ausnehmen. Ohne diese nöthige Vorsicht würde die darin enthaltene klebrige Feuchtigkeit sich in das Fleisch ziehen und es vergiften.

Man findet beständig zu Cayenne eine große Menge Vögel, welche sehr delicat und gut zu essen sind, als Ringel- oder Holztauben, Turteltauben, Gänse, Fasanen, Krammetsvögel, Amseln, Drosseln, Ortolanen, Papagayen, und Flamans, (Phoenicopterus Ruber. L.) Das Fleisch dieser Vögel nimmt aber oft den Geschmack von dem an, was sie fressen. Außer der schon erwähnten Leckerei der Papagaienzungen, kocht man auch von der größten Art dieser Vögel, nemlich von den sogenannten Aras und von den alten Papagaien überhaupt, eine gute Suppe, und dämpft ihr Fleisch. Die jungen sind sehr fett und schmecken wie Rebhühner. Diejenigen, welche die Indianer groß ziehen wollen, lassen sie die Federn wachsen, indem sie die Kunst verstehen, diese mit dem Safte gewisser Insekten einzureiben, und denselben die schönsten Farben zu geben.

Es giebt hier noch mehrere andere Vögel, deren Fleisch aber weniger schmackhaft ist, als Reiger, Elstern, Pelikane, Fregattvögel (Pelecanus Aquilus. L.), Colibris u. m. a.

Curiaca nennen die Indianer einen Fluß-

vogel, der so groß und dick als eine Gans ist. Er hat einen auf beiden Seiten platt eingedrückten Kopf und einen breiten 7 bis 8 Zoll langen krummen Schnabel. Er ist ziemlich hochbeinig und seine Füße haben, welches bei Wasservögeln etwas ungewöhnliches ist, 3 Zehen und einen Sporn. Die Schenkel sind ganz bis oben hin, bloß mit einer braunen, dicken Haut bekleidet. Auf dem Rücken hat er schwarze und an den übrigen Theilen seines Körpers aschgraue Federn. Da seine Flügel allein zu schwach sind, ihn zu tragen, so kommen ihm seine langen Beine gut zu statten. Er läuft und fliegt daher gewöhnlich zugleich dicht an der Erde weg.

Der Toukan, (Ramphastos. L.), welcher in die Gattung der Elstern gehört, sieht schwarz, roth und gelb aus. Er ist ungefähr so groß, als eine Taube. Man bewundert besonders seinen Schnabel, der fast eben so groß als sein ganzer Körper und schön schwarz und weiß gestreift ist, so, daß man glauben sollte, er sei von Ebenholz und Elfenbein.

Schlangen giebts hier in großer Menge, besonders in sumpfigen und unangebauten Gegenden. Wenn man nahe an dem Ort vorbei kommt, wo sie versteckt sind, so verrathen sie sich durch einen süßlichen Geruch, welcher Uebelkeit verursacht und den Magen hebt. Ueberhaupt findet

man hier fast alle schon erwähnten Schlangenarten vom Oronoko wieder; und es wird daher hinreichend seyn, hier nur noch der Klapperschlange mit einigen Worten zu erwähnen, die sich hier auch sehr häufig aufhält. Diese Schlange ist nicht sehr groß, denn sie ist kaum 4 Fuß lang. Sie hat eine graue Eisenfarbe und ist geflammt; zuweilen aber ist die Haut ganz schwarz und nur unterm Bauch weiß und schwarz gestreift. Unten am Schwanze sitzt die sogenannte Klapper, welche einer getrockneten Erbsen-Schote gleicht, auch so wie diese in 2 Hälften getheilt ist, und 5 oder 6 runde Erbsenförmige Knöchelchen enthält, welche bei der geringsten Bewegung ein Geräusch machen. Man soll aus der Anzahl dieser Knöchel das Alter der Schlange erkennen können. Sie schwimmt viel schneller als sie kriecht, und ist die giftigste von allen, und bleibt nach dem Biß ganz starr und unbeweglich. Das Maronschwein stellt ihr beständig nach und frißt sie sehr begierig. Es gibt hier aber Insecten, die vielleicht noch gefährlicher sind, als die Schlangen.

Die Niguas (Pulex penetrans. Lin.) sind eine allgemeine Plage, und nicht leicht zu vermeiden. Sie setzen sich unter die Fußsohlen, saugen sich ins Fleisch und verursachen einen außerordentlich brennenden Schmerz. Dies Insect sieht fast aus

aus wie ein Floh, seine Kleinheit aber macht, daß man es eben nicht bemerkt. Es hält sich beständig im Staube auf; am häufigsten aber findet man es an schmutzigen Oertern. Es ist nöthig, daß man alle Morgen die Füße untersucht, und diese Thierchen mit einer Nadel herauszieht, denn es geht kein Tag hin, wo sich nicht einige darin finden sollten. Dies zu versäumen, zieht gefährliche Folgen nach sich. Man hat Beispiele, daß Neger und Indianer wegen einer solchen Nachläßigkeit den Fuß verloren haben und sogar daran gestorben sind. Es giebt hier eine Art Haselnuß, Otava genannt, welche eine weiche Butter enthält, die ein sehr gutes Mittel gegen diese einsaugenden Insecten ist, wenn man sich die Füße zuweilen damit einreibt. Talg und Theer thun auch gute Dienste.

Ein anderes Insekt saugt sich zuweilen ins Dickbein ein und verursacht darin einen heftigen Schmerz. Man nennt es die kleine Schlange, oder Colubrilla. Durch einige lauwarme Bäder aber kann man mit gehöriger Vorsicht diese Thierchen bald wieder aus dem Beine vertreiben. Dies Insekt ist ganz Nerve und hat fast gar kein Fleisch. Es gleicht einer Darmsaite, ist etwa einen Fuß lang und so dick, als ein kleiner Federkiel.

Vierzehnter Abschnitt.

Handel von Cayenne.

Der Haupthandel dieser Colonie besteht in Roucou, Indigo, Baumwolle, Cacao, Kaffe, Zucker, Acajouholz, und mehrern andern Arten Hölzer. Da es aber auf den Pflanzungen zuweilen an Arbeitern fehlt, so müssen die Schiffe oft ein ganzes Jahr auf Ladung warten. Es ist indessen zu hoffen, daß unter der jetzigen Regierung die Sachen eine andere Gestalt gewinnen, daß die Colonie, da die Pflanzer jetzt Indianer und freie Neger zur Arbeit gebrauchen, recht in Flor kommen und die Produkte derselben künftig in günstigern Zeiten immer in Vorrath in den Magazinen vorhanden seyn werden.

Die Einwohner von Cayenne trieben vor Zeiten einen vortheilhaften Landhandel mit gedörrten Fischen und Hängematten, welche ihnen besonders die Indianer am Amazonenfluß abnahmen; als aber die Portugiesen sich an diesem Fluß festsetzen

wollten, reizten sie einige Nazionen gegen sie auf, welche alles ohne Barmherzigkeit ermorden mußten, was ihren eigennützigen Absichten im Wege war. Unter diesen Umständen machte Herr v. Feroles einen Marsch durch das Land, bis an die Ufer jenes Flusses. Außer dem Handlungsinteresse hoffte er zugleich dort auch Silberminen zu entdecken.

Die Insel Cayenne ist sehr fruchtbar an Mais und Manioc. Auch bringt sie Cassia, Vanille und eine Art Aloe, Pite genannt, hervor, deren äußere Textur sich wie Hanf abschält. Der Faden, welchen dieses Gewächs giebt, ist feiner als Seide, so daß, wenn es in Frankreich erlaubt wäre, sich dessen, statt der Seide zu bedienen, der Seidenhandel sehr darunter leiden würde. Da aber kleinere Privatvortheile jetzt dem allgemeinen Besten daselbst nachstehen müssen, so wird hoffentlich die gegenwärtige weise Regierung darauf bedacht seyn und Mittel ausfindig machen, die Einfuhr der Levantischen und Italienischen Seide mit der so vortheilhaften Cultur dieser Seidenartigen Pflanzen zu vereinigen.

Die in Cayenne einzuführenden Handelsartikel sind: Mehl, Speck, Butter, alle Arten von Weinen und Zeugen, Leinwand, Tuch, Strümpfe, Schuhe, allerlei Eisengeräth und Handwerkszeug. Zum Handel mit den Indianern und freien Ne-

gern sind nur Messer, Beile, Aexte, Hacken, Feuerzeuge, Spiegel, alte weiße und gemahlte Leinwand, wohlfeile Hüte, bunte Perlen oder Glascorallen erforderlich. Für dergleichen Sachen kann man eine ansehnliche Rückfracht von Waaren bekommen, die man in Europa sehr vortheilhaft absetzen kann.

Funfzehnter Abschnitt.

Was man zu beobachten hat, wenn man sich im französischen Guiana niederlassen und anbauen will.

Es hält nicht schwer, hier Ländereien zu erhalten, nur muß man darauf sehen, daß sie nahe an einem Fluß liegen. An der höchsten Stelle muß das Wohnhaus aufgeführt werden, damit die Winde, besonders der Nordwind dasselbe bestreichen können. Und da man bey allen Unternehmungen, der Klugheit gemäß, erst für die nöthigsten Lebensbedürfnisse sorgen muß, so darf man im Anfange nicht gleich darauf denken, Zucker, Caffee, Baumwolle, Indigo, Roucou und dergleichen anzubauen, wozu das erst von Steinen und Unkraut gereinigte eben urbar gemachte Land ohnehin nicht einmal gleich taugt. Auch darf der Pflanzer, welcher wünscht, daß sein Fleiß belohnt und er für die aufgewandten Kosten entschädigt werde, auf einmal nicht mehr als eins von jenen Producten anbauen und verarbeiten. Die Baumwolle ist für den Anfang die beste, da sie am leichtesten und mit den wenigsten Unkosten erzielt werden kann. Der Anbau des Zuckerrohrs

erfordert schon weit mehr Umstände, mehrere Gebäude, Geräthschaften, Kosten und Raum.

Da fast alle Pflanzungen an Flüssen liegen und liegen müssen, so bedarf man eines Fahrzeuges, um zu Wasser nach der Stadt und aufs Land zu fahren, indem man nicht immer trocknes Fußes hinkommen kann. Auch sind zum Transport der Lebensmittel und Vorräthe, so wie zum Fischen und Verschicken der Neger, noch einige andere kleine Fahrzeuge erforderlich.

Es ist weit besser, wo möglich, eine schon eingerichtete Pflanzung zu übernehmen, als eine ganz neue anzulegen. Im erstern Fall kann man seinen Gewinn leichter berechnen und ist dem Risico nicht ausgesetzt, ob man auch die Zinsen von dem angelegten Capitale wieder herausbekommen werde. Indessen kann man sich bei Fleiß und kluger Thätigkeit fast immer einen glücklichen Erfolg versprechen und sein Capital auf diese Art sehr gut verzinsen.

Man darf sich weder schmeicheln, hier ein müßiges Leben führen zu können, noch glauben, daß man ununterbrochen schweren, mühsamen Arbeiten obliegen müsse. Man muß sich nur einen bestimmten Plan machen, bei dessen genauer Befolgung Leib und Seele sich auch hier gewiß wohl befinden werden. Das Land ist keine Wildniß

und Einöde, in welche man beim Eintritt in daßselbe gleichsam verbannt zu seyn glauben darf, vielmehr kann der Weise sich auch hier, wie überall, seinen Aufenthalt sehr angenehm machen, und die Sehnsucht nach seinem Vaterlande wird seine Ruhe und Zufriedenheit nicht stören. Er wird vor den Anfällen einer Krankheit gesichert seyn, welcher die neuen Ankömmlinge nicht selten ausgesetzt sind, die sich chimärischen Hofnungen oder einer übertriebenen Furcht mehr als den Gründen der Vernunft überlassen, und denen es an der in jeder Lage des Lebens so nöthigen Festigkeit des Charakters fehlt. Dies Uebel wird, in so fern es auf den Körper wirkt, in Guiana das Magenweh genannt. Es besteht in einer durch Gram und Melancholie verursachten Verstopfung und führt gewöhnlich sehr bald zum Grabe.

Sechszehnter Abschnitt.

Lebensart der Colonisten zu Cayenne.

Die Nothwendigkeit, ihre Ländereien selbst zu verwalten, ist Ursach, daß die meisten Pflanzer sich beständig auf ihren Pflanzungen aufhalten, welches sie dem Aufenthalte in der Stadt vorziehen. Es herrscht größtentheils bei ihnen Ueberfluß und man findet nicht leicht einen Colonisten, der nicht auf seinem Hofe allerlei Geflügel und andere Hausthiere habe, deren es hier verschiedene giebt. Die Schweine sind hier sehr gut und die Spanferken eine wahre Delicatesse. Auch das Geflügel ist hier vorzüglicher als irgendwo. Die Kapaunen z. B. werden außerordentlich fett. Jeder Pflanzer hält eine kleine Heerde Ziegen und Hammel, ohne welche der Tisch oft schlecht besetzt seyn und weit mehr kosten würde. Ochsen sind nicht so häufig, daher es auch einigemale ausdrücklich verboten worden ist, sie ohne besondere Erlaubniß zu tödten, damit sie sich desto leichter vermehren. Diese und die Hammel haben aber nicht immer ein so schmackhaftes Fleisch,

als die europäischen, woran jedoch die Colonisten selbst Schuld sind, da sie die Thiere während der Regenzeit beständig in ofnen Ställen lassen. Pferde, welche von Neu England hieher gebracht wurden, sind in Menge da. Auch findet man hier alles Wildprettt im Ueberfluß, doch aber ist es selten für Geld zu bekommen, wenigstens nicht von den Pflanzern, welche weder den Ertrag der Jagd noch den Fischfang verkaufen. Von den Landeseingebornen aber kann man es wohlfeil erhandeln.

Jede Pflanzung hat ihren Küchengarten, in welchem allerlei Gewächse wächst, je nachdem die Jahrszeit ist. So findet man z. B. hier alle Monate hindurch, außer den gewöhnlichen Küchenkräutern, auch junge grüne Erbsen, mehrere Arten Melonen und Kürbisse im Ueberfluß. Die Wassermelonen haben einen sehr lieblichen Geschmack und kühlen bei großer Hitze außerordentlich. Die Blätter verschiedener Pflanzen, z. B. des Tayom, ißt man als Spinat, die Wurzeln derselben dienen noch den Dienstboten zur Nahrung.

Es wachsen ferner hier sehr gute Feigen und Weintrauben. Letztere kann man das ganze Jahr hindurch haben, nur kostet es Mühe, dieselben vor den Vögeln und Ameisen zu bewahren. Viele europäische Früchte gewöhnen sich an das

hiesige schöne, warme Clima, wo sie nicht wie in Europa, mehrere Monate der Kälte ausgesetzt sind.

Die Einwohner von Cayenne, wie auch die übrigen Colonisten, machen sich ein Vergnügen daraus, die Gastfreundschaft auszuüben. Fremde werden immer sehr gut von ihnen aufgenommen, und können bei ihnen bleiben, so lange sie wollen. Ja es kostet sogar Mühe wieder fort zu kommen, wenn man einmal da ist, und nur sehr ungern geben die Wirthe ihre Einwilligung zur Abreise.

Die Pflanzer sparen nichts, um sich die besten französischen und canarischen Weine, Madera und Constanzerwein, wie auch die feinsten Liqueurs, zu verschaffen. Nicht weniger sind sie mit allerlei Bieren und Cider versehen, die sie aus Nord-America bekommen.

Das Tischzeug ist bei ihnen immer von blendender Weiße, da es alle Tage gewechselt wird. Man kann hieraus schon auf die außerordentliche Nettigkeit und Reinlichkeit der Creolinnen schließen, welche dies zu besorgen haben. Bei ihrem Putz herrscht aber auch viel Coketterie, und der große Luxus und Aufwand, welchen sie machen, muß die Männer wünschen lassen, daß demselben durch ein Gesetz gesteuert und auf die Art ihnen viele unnütze Kosten in Zukunft ersparet werden.

Uebrigens sind die hiesigen Creolinnen hübscher, als die auf den andern amerikanischen und westindischen Inseln. Sie haben nicht die gelbe Gesichtsfarbe und ausdruckslose Physiognomie der von Martinike oder St. Domingo, sondern viel Grazie und Geist, und wissen ihren Witz sehr gut spielen zu lassen. Mit Feinheit und Artigkeit verbinden sie ein munteres lebhaftes Wesen und sind eben so klug als liebenswürdig.

Obgleich alle Colonisten die französische Sprache reden, so verstehen ihre Kinder doch kaum ein Paar Wörter französisch. Der hiesige Jargon hat viel Aehnliches mit der Sprache der Neger, besonders in der Aussprache. Die Negerinnen, welchen die Erziehung der Kinder obliegt, haben sehr viele afrikanische Wörter eingeführt; doch ist die Creolische Sprache, welche in Cayenne geredet wird, nicht so sonderbar als die auf den übrigen französischen Inseln.

Es herrscht selbst unter den reichen Pflanzern eine Eintracht, welche den größten Reiz des Lebens ausmacht. Sie sehen und besuchen sich als gute Nachbarn oft, und genießen das Vergnügen des Umgangs des gesellschaftlichen Lebens.

Siebzehnter Abschnitt.

Gewohnheiten und Gebräuche der Indianer im französischen Guiana.

Die französischen Colonisten zu Cayenne empfanden die neue Veränderung der Dinge, als die Sclaverei in allen französischen Colonien abgeschafft wurde, am wenigsten, da sie, außer daß die meisten für frey erklärten Neger im Dienst blieben, auch von den benachbarten fleißigen indianischen Nazionen manche Hülfe bei ihren Arbeiten hatten. Doch auch schon vorher wußten sie sich derselben vortheilhaft zu bedienen, weshalb sie auch weniger Neger nöthig hatten. So gebrauchten z. B. die meisten Pflanzer am Oyapok die Indianer in Ermangelung der Neger zum Einsammeln der Caffee- und Cacaobohnen, so wie überhaupt fast zu allen auf den Pflanzungen vorfallenden Arbeiten. Ihr Lohn besteht monatlich in ein Paar Ellen Leinen, einem Gartenmesser, Beil und andern Sachen von gleichem Werth. Auch giebt man ihnen täglich einen Schluck Branntwein, Cassava u. s. w. Den meisten Werth setzen die Indianer auf Korallen und Per-

len von den grellsten Farben, auf rothes indiani=sches Zeug mit weißen Blumen, blaue Leinwand, Messer mit einem großen Griff von Horn, Zieh=spiegel, Nägel und dergleichen. Giebt man ih=nen nicht alles, was man ihnen versprochen hat, so brechen sie auch von ihrer Seite den gemach=ten Vertrag, verlassen den Pflanzer, über welchen sie sich in dieser Hinsicht zu beschweren haben, und nehmen das bereits Erhaltene mit.

Die zahlreichen im französischen Guiana zer=streut lebenden Indianer, sind in verschiedene ein=zelne zum Theil weit von einander entfernte kleine Völkerschaften getheilt. Man unterscheidet Kü=sten= und Landbewohner. Die Anzahl der er=stern schätzt man auf 12 bis 15,000. Die letz=tern sind aber weit zahlreicher. Die im Innern des Landes beschäftigen sich bloß mit der Jagd, wobei sie sich aber keines Schießgewehrs, sondern nur des Bogens bedienen. Auch pflegen sie wohl in Flüssen und Landseen zu fischen; zum Fischen im Meere taugen sie aber nicht.

Die Mailles haben eine besondere Geschick=lichkeit im Bauen der Canots. Sie lehrten ih=ren Nachbacen zuerst die Kunst, dieselben auszu=höhlen und ein richtiges Verhältniß zu treffen. Uebrigens aber gewähren diese Menschen einen widrigen Anblick, da sie von Natur fast ganz mit

einer Borke von Geschwüren bedeckt sind. Auch sind sie sonst noch wegen ihrer Faulheit zu verachten. Sie pflanzen und säen nicht das Geringste, sondern leben blos von der Frucht der Bache Palme und dem, was sie sonst eßbares finden, recht wie die vernunftlosen Thiere. Sie wohnen in Sümpfen und Morästen und bedienen sich eines halben ausgehölten Baumes, um auf denselben hin- und herzufahren. Ihre Nachbaren, die Palicouris, die sich seit dem Jahre 1723 in der Nähe von Cayenne niedergelassen haben, sind dagegen sehr reinlich und immer gekämmet und gesalbet. Sie graben sich schwarze Ringe ins Gesicht, welche von einem Ohr zum andern unter dem Kinn durchgehen und von den Creolen Palocouribärte genannt werden. Sie sind sehr geschickte Seefahrer. Wenn sie eine Pirogue führen, so braucht man sich um nichts zu bekümmern. Selbst wenn ein Sturm entsteht und man würklich in Gefahr ist, Schiffbruch zu leiden, so wird man doch nicht leicht verunglücken, wenn man sie nicht etwa zwingt, wider ihren Willen zu manöveriren. Gewöhnlich wissen sie sich in solchen Fällen sehr geschickt an die Küste zu werfen.

Die Maraonen und Iloutanen sind, so wie verschiedene andere Nazionen des Landes, vor-

treffliche Jäger und Bogenschützen. Die Galibis vereinigen mit diesen Eigenschaften noch die Kunst, nach indianischer Art recht gut, und besser als alle andere indianische Völkerschaften zu bauen. Sie werden daher auch vorzüglich dazu gebraucht, um die auf den Pflanzungen nöthigen Hütten zu errichten. Auch ist keine einzige indianische Nazion so geschickt, Verschanzungen von Erde aufzuwerfen als sie. Sie gehen ferner auf Entdeckungen aus, und wissen auch ihre Wälder sehr gut zu benutzen. Ueberhaupt sind sie von den in diesen Gegenden lebenden Völkern die bedeutendsten und die einzigen, welche durch die beständigen Kriege, die diese Völkerschaften unter sich führen, noch nicht in solcher Menge, wie manche andere, aufgerieben sind.

Die Akoquovas wohnen längs den Ufern des Camopi. Sie durchbohren sich die Backen und stecken in die Löcher Federn von allerley Vögeln. Die Arikorets, eine fast schon ganz vertilgte Nazion, waren die ersten Bewohner von der Insel Cayenne.

Alle diese Völker sind im Ganzen genommen klein und haben einen dicken Bauch. Die Farbe ihrer Haut ist röthlich, ihr Haar aber schwarz und schlicht. Die Männer tragen keinen Bart, sondern reißen ihn aus; nur die Greise

lassen ihn spärlich wachsen. Die Weiber sind sehr zart gebaut. Sie haben mit den Männern einerley Farbe, kleine Augen und kohlschwarzes Haar. Man bemerkt in ihrer Physiognomie gewisse sanfte Züge, welche anzuzeigen scheinen, daß sie bloß dem Namen nach Wilde sind. Sie sind hübsch und von verführerischer Körperbildung. Die Franzosen sind ihnen nicht gleichgültig; eine verliebte Intrigue ist aber für sie sehr gefährlich, denn ihre Männer würden sie beim geringsten Verdacht gleich ohne alle Barmherzigkeit tödten.

Was den Charakter dieser Völker betrifft, so sind sie alle sehr abergläubig, feig, weichlich, faul, dem Trunk ergeben und sehr geneigt jemanden aufzuziehen. Es fehlt ihnen gar nicht an Kopf und einer gewissen Gewandtheit, und so kalt und phlegmatisch sie auch zu seyn scheinen, so besitzen doch wenige Nazionen so viel Lebhaftigkeit als sie. Sie haben daher auch, ungeachtet ihrer anscheinenden Indolenz, außerordentlich heftige Leidenschaften, doch besitzen sie eine gewisse natürliche Billigkeit, welche sich in allen ihren Handlungen offenbart, ja sogar eine Feinheit im Benehmen, die man nicht leicht erwarten sollte. Wenn sie etwas mit einander abzumachen haben, so werden sie selten heftig, sondern bleiben sich stets gleich. Ihre Unterhaltung hat viel Sanftes

tes und Angenehmes. Nie erlauben sie sich Beleidigungen, selbst wenn sie sich nicht wohlwollen, auch dutzen sie sich selten. Sie bringen beinahe ihr ganzes Leben in Müßiggang zu, denn man sieht sie fast immer in ihren Hängematten liegen, in welchen sie ganze Tage lang nichts thun, als schwatzen, sich in einem kleinen Spiegel besehen, die Haare in Ordnung bringen und sich den Bart ausreißen. Einige blasen zum Vergnügen beständig auf ihren Flöten. Die Arbeitsamsten aber beschäftigen sich damit, allerley Hausgeräth, Körbe, Bogen, Pfeile, Piroguen oder Canots zu machen. Sie gehen fast ganz nackt, man muß sie aber deswegen nicht gerade als Wilde betrachten, denn dergleichen conventionelle Gebräuche sind bloße Gewohnheiten und nicht selten Vorurtheile. Diejenigen Indianer, welche selbst die Theile des Körpers nicht verhüllen, die andere aus Schamhaftigkeit verbergen, würden sich für unglücklich halten, wenn sie diese Gewohnheit ablegen sollten und sich einbilden, daß sie dann bald sterben würden. Die, welche hierüber anders denken, binden ein langes schmales Stück Leinwand mit einem Faden an den Gürtel fest, welches sie zwischen den Beinen vorn und hinten herunter hängen lassen. Die Männer glauben sich ein galantes Ansehn zu geben, wenn sie diese Art Schür-

zen bis auf die Knöchel herunter hängen lassen. Die entferntern Nazionen bedecken die Schaamtheile mit einer Muschel oder einem Stück Schildkrötenschale, welches sie mit einer Lianenranke umbinden.

Bei den Palicouris bekommen die Jünglinge jene lange schmale Schürze, wenn sie mündig werden, müssen aber erst eine harte Probe bestehen, ehe sie das Recht erhalten, sie tragen zu dürfen. Sie müssen nemlich vorher mehrere Tage lang fasten und ruhig in ihren Hängematten liegen bleiben, als ob sie krank wären. Auch geisselt man sie zu wiederholten malen, welches alles nach ihrer Meinung dazu dient, den jungen Leuten Muth einzuflößen. Sind diese seltsamen Ceremonien überstanden, so sind die Männer gemacht.

Das sonderbarste bey demselben Volke ist, daß die verheyratheten Weiber ganz nackt gehen. So lange sie unverheyrathet sind, tragen sie eine Schürze, etwa einen Fuß lang und breit. Sobald sie aber einen Mann haben, gehen sie ganz nackt, indem sie zu glauben scheinen, daß ihre einem männlichen Auge einmal Preis gegebenen Reize, jedem andern gleichgültig seyn würden.

Alle diese Völker schmücken sich jedes auf eine besondere Art. Sie tragen Halsketten von Glascorallen, welche 18 bis 20 Reihen haben,

und auch solche als Fuß- und Armbänder. Dann haben sie noch andere kleine Ringketten von Schneckenhäusern. Außer diesen Zierrathen schäzzen die Weiber alle Arten von Cristallen sehr; auch lieben sie die Nußschalen, welche sie in den Haaren tragen. Die meisten durchbohren sich die Scheidewand der beiden Nasenlöcher, um ein klein Stück Silber oder grünen Crystall, den man am Amazonenfluß findet, hinein zu hängen. Eine dieser Nazionen hat die Gewohnheit, sich ein Loch in die Unterlippen zu bohren und ein klein Stück Holz hineinzustecken, an welchem der Crystall befestigt ist.

Die verschiedenen Stämme einer Nazion wohnen in Dörfern, welche aus einem unordentlichen Haufen Hütten oder Carbets bestehen. Diese haben auf dem Erdgeschoß noch ein Stockwerk, zu welchem man oft auf einer halb zerbrochenen Leiter oder an den Einschnitten eines Balkens hinaufsteigt. Jede Familie hat mehrere Hütten; eine für die Weiber und Kinder, eine, welche zur Küche, und eine größere, die zur Aufnahme guter Freunde dient. Diese Wohnungen sind ein wahres Bild der ersten Zeiten. Man kann daher leicht denken, daß die darin befindlichen Meublen nicht kostbar und prächtig sind. Sie bestehen in einigen Körben, irrdenen Töpfen, Schalen und

Schüsseln von verschiedener Größe, aus halben Flaschenkürbissen sehr künstlich gemacht; ferner, aus baumwollenen Hängematten, an welchen die Arbeit oft zu bewundern ist, aus gewebten Decken aus Palmblättern, endlich noch aus einer Art Sessel oder Tabourets von Holz, welches die Indianer denen anbieten, die sie besuchen. Man sitzt aber eben nicht sehr bequem darauf, auch beschmutzt man sich jedesmal mit Oel und Roucou, womit sie immer beschmiert sind. Der Sitz selbst ist in der Mitte so hohl, daß man gewöhnlich bis an den Gürtel hineinfällt und die Knien zuweilen das Kinn berühren.

Diese Völker, welche wir mit dem Namen Wilde entehren, kennen unsere Gesetze von Mein und Dein nicht. Alles ist bey ihnen gemeinschaftlich. Sie verschließen nichts von dem, was sie besitzen, aus Geiz oder aus Besorgniß, vielmehr sind die Thüren ihrer Hütten immer offen, und man kann hinein gehen, wenn man will. Noch nie aber wagte es einer unter ihnen, sich das Eigenthum eines andern zuzueignen.

Das sogenannte große Carbet ist bloß eine Art Schirmdach, unter welchem sich die ganze Dorfschaft des Abends versammelt, um zu plaudern, sich zu erlustigen und zu trinken, besonders bey gewissen Gelegenheiten. Fremden, welche

man auf eine auszeichnende Art ehren will, weiset man diesen Platz zur Wohnung an. Sobald sie hineintreten, giebt man ihnen eine Hängematte oder einen der oben beschriebenen Sessel, und der Vornehmste bringt in einer Schale, welche etwa 2 Maaß enthält, zu trinken. Der Fremde trinkt zuerst und dann geht der Napf Reihe herum. Sobald jener getrunken hat, wird er als Freund betrachtet; thut er dies aber nicht und benetzt nicht wenigstens die Lippen, so sieht man ihn mit sehr scheelen Blicken an. Sonst kann man so lange bey ihnen bleiben als man will; die Gastfreyheit ist für sie eine heilige Pflicht.

Die Indianer lieben das Reisen sehr und besuchen sich einander oft. Sie treiben dabey zugleich eine Art von Handel unter sich, und kommen an öffentlichen Festen zum Tanz zusammen. Gewöhnlich haben sie nur sehr wenig Gepäcke, doch vergessen sie nie ihre Hängematte, Bogen und Pfeile, sowohl für den Krieg als für die Jagd und den Fischfang mitzunehmen. Sie überlassen sich dann dem Zufall, unbekümmert, ob sie unterwegs Lebensmittel genug finden werden oder nicht. Wenn sie Flinten haben, so nehmen sie diese mit und wissen sich derselben auch sehr geschickt zu bedienen. Sie haben sich dadurch bey den Nazionen, welche den Gebrauch der Feuer-

gewehre noch nicht kennen, sehr furchtbar gemacht. Auf ihren Reisen werden sie fast immer von ihren Weibern und Kindern begleitet, außer, wenn sie wissen, daß sie in den Gegenden, wohin sie gehen, völlig eingerichtete Wohnungen antreffen. Reisen sie auf einmal in größerer Anzahl, so geht ihr Oberhaupt oder Anführer an der Spitze und macht mit seinem Messer kleine Einschnitte in die Bäume, bey welchen er vorbey kommt. Der ganze Haufen aber folgt ihm in einer langen Reihe nach. Diese Zeichen, welche ihnen allein verständlich sind, dienen dazu, daß sie den Weg wieder zurück finden und sich nicht verirren.

Sie haben einen sehr feinen Geruch und sind im Stande, die Spur dessen zu verfolgen, welcher den Weg gekommen ist. Sogar erkennen sie an derselben, ob es ein Weißer, ein Schwarzer, oder ein Indianer war.

Ihre Art das Fleisch zuzubereiten, ist eben so einfach als der Gesundheit zuträglich. Ragouts kennen sie nicht. Sie essen Fleisch und Fisch, sowol gekocht als gebraten. Zum Behuf des letztern legen sie beydes auf glühende Kohlen, drehen das Gericht oft um und essen es nicht eher, als bis es ganz mürbe ist. Auch rauchen und dörren sie sowohl Fleisch als Fisch. Salz gebrauchen sie gar nicht, dafür aber desto mehr

Nelkenpfeffer (Piment) und rothen oder sogenannten Cayennepfeffer.

Seitdem sie mit Europäern umgehen, haben sie den Branntwein überhaupt, besonders aber den Rum, weil dieser stärker ist, sehr lieb gewonnen, so, daß sie sich oft darin betrinken. Aus Wein machen sie sich weniger. Die Getränke, welche sie selbst, eigentlich ihre Weiber, bereiten, sind gleichfalls sehr berauschend. Sie bestehen aus Caßava, Pataten, Bananas und Syrop. Man thut alles dieß in große Gefäße, welche wenigstens 100 Maaß halten. Wenn diese Mischung eine Zeitlang stehen bleibt, so kommt sie in Gährung und dann wird der Trank desto stärker. Chica und Berria sind gegohrne Getränke, welche viel ähnliches mit unsern Bieren haben. Das erstere wird aus Mais bereitet. Oft giebt die Trunkenheit, welche auf den unmäßigen Genuß dieser verschiedenen Getränke folgt, zu blutigen Händeln Anlaß.

Die Angriffswaffen der Indianer sind Bogen, Pfeile, eine kurze Pike und ein Instrument, welches gewöhnlich Kopfbrecher genannt wird, weil sie dasselbe hauptsächlich gebrauchen, um mit einem einzigen Schlage die Hirnschale zu zerschmettern. Ihre Pfeile haben meistentheils nur eine Spitze, oft aber auch mehr und zuweilen

fünfe. Dieser Art von Pfeilen bedienen sie sich nicht bloß im Kriege, sondern auch mit großem Nutzen zum Fischfang, da man auf einmal so viele Fische damit fangen kann, als Spitzen daran sind. Die entferntern Nazionen im Innern des Landes, machen in den Kriegen, welche sie beständig mit ihren Nachbaren führen, keine Gefangene, sondern tödten ohne Erbarmen alles, was ihnen in die Hände fällt, und braten und fressen ihre getödteten Feinde.

Die Regierung von Cayenne sorgt sehr dafür, um den Frieden zwischen den mit ihr verbündeten Völkerschaften zu erhalten. Entsteht ja einmal Streit unter ihnen, so untersagt man ihnen sogleich alle Thätlichkeiten und sucht sie wieder mit einander auszusöhnen, indem man die, welche Unrecht haben, nöthigt, den Beleidigten eine verhältnißmäßige Genugthuung zu geben.

Als die Franzosen sich in Guiana niederließen, zwangen sie die Eingebornen, ihnen einen Theil ihres Landes abzutreten. Diese fanden es daher für nöthig, sich ihre gegenwärtigen Besitzungen von dem Gouverneur und Nazionalagenten zu Cayenne garantiren zu lassen, um sich vor fernern Anmaaßungen der Art zu sichern.

Ihr gegebenes Wort ist ihnen heilig, ob sie gleich eigentlich keine Religion haben. Bei ihren

Ceremonien und Gebräuchen wird der Wohlstand und die Schaamhaftigkeit nie verletzt. Ein Indianer erlaubt sich überhaupt nicht die geringste ungeziemende Freyheit mit einer Indianerin. Ihre Tänze sind munter, aber anständig; keine schlüpfrige Reden, keine obscöne Gebärden und noch viel weniger zu große Vertraulichkeiten mit den Tänzerinnen fallen dabei vor. —

Wenn eine junge Indianerin sich einen Jüngling auserseh̃n hat, den sie zum Mann zu haben wünscht, so bietet sie ihm einen Trunk und Holz an, um des Nachts neben seiner Hängematte Feuer anzumachen. Schlägt er dies beides aus, so ist dies ein Beweis, daß er keine Neigung für sie fühlt; nimmt ers aber an, so ist die Ehe so gut als geschlossen. Es ist hier einerley, ob der Jüngling oder das Mädchen zuerst den Liebesantrag macht. Sind sie einig, so hängt die Braut sogleich ihre Hängematte neben der ihres künftigen Mannes auf und beyde bleiben dann gleich die Nacht beysammen. Den andern Morgen bringt die junge Frau ihrem Mann zu essen und zu trinken, und übernimmt von der Zeit an die Sorge für seinen Hausstand.

Wenn die Frau das erste Kind gebiert, so muß der Mann sich krank stellen und über Schmer-

zen klagen. Man bezeugt ihm Mitleiden und legt ihn in seine Hängematte, die man bis an den Giebel des Carbets hinauf zieht, verspricht ihm auch völlige Genesung, wenn er einen ganzen Monat ruhig darin liegen bleiben und sich einer strengen Diät unterwerfen wolle. Ein Stück Caßava mit ein wenig Wasser macht dann seine tägliche Nahrung aus. Er muß dies strenge Fasten genau beobachten, denn wenn ers nicht thäte, so würde seinem Kinde das größte Unglück begegnen. Zu Ende des Monats steht dann der arme Mann aus dem Wochenbette wieder auf und bekommt die Erlaubniß, seine Hängematte zu verlaßen. Ehe er aber seine vorige Lebensart wieder anfängt, prickt man ihn erst noch mit großen Fischgräten oder schröpft ihn mit spitzen Kaninchenzähnen an verschiedenen Stellen des Leibes, und giebt ihm zum Beschluß dieser sonderbaren Ceremonie noch verschiedene Peitschenhiebe, so daß es fast scheint, als ob diese Völker, vermittelst dieser seltsamen Gewohnheit, den Vater des Kindes dafür bestrafen wollen, daß er die Zahl der Unglücklichen vermehrte, indem er einem menschlichen Wesen das Daseyn gab.

Achtzehnter Abschnitt.

Von der Sprache der Indianer in Guiana und in der Gegend von Cayenne.

Die Sprache dieser Völker ist sehr dürftig. Sie haben nur soviel Wörter, als sie gebrauchen, um sich einander mitzutheilen und nur das zu bezeichnen, was sie durch die Sinne empfinden. Sie ist nicht schwer und man kann sie bald erlernen. Von den gewöhnlichen acht Redetheilen haben sie nur zwey, nemlich bloß Nennwörter und Zeitwörter, um Handlungen und Leidenschaften zu bezeichnen; Casus und Artikel aber haben sie gar nicht. Brod heißt bey ihnen Meiou. Wollen sie nun z. B. sagen: das Brod gehört Peter, so setzen sie blos diesen Namen hinzu: Meiou Peter. Oder wenn sie sagen wollen: die Hütte gehört dem Vater, so heißt das in ihrer Sprache: Hütte Vater. Doch scheinen sie einen besondern Vocativ zu haben. Statt des Plurals bedienen sie sich des Worts Papo, welches soviel als Alle bedeutet. Um mehrere Menschen, sowol Männer als Weiber zu bezeich-

nen, sagen sie dann: Männer alle, Weiber alle. Für jedes Geschlecht haben sie nur eine Endung. Wenn sie die entgegengesetzte Eigenschaft ihrer Beywörter ausdrücken wollen, so fügen sie das Verneinungswort oua hinzu. Z. B. die Franzosen sind gute Leute, heißt: Francici troapa; die Engländer taugen nichts: Anglici troapa oua. Ihre bezeichnenden Fürwörter: Ich, Du, Er, dienen ihnen sowohl statt der Besitzwörter als auch um die verschiedenen Personen der Zeitwörter zu unterscheiden. Aou heißt: Ich, Mir, Mein, Wir und Uns. Amoré, Du, Dir, Ihr, und Euch; Mocé, Er, Ihm, Sie, und Ihnen. Sie haben ferner keine Beziehungswörter, Substantiva und Conjugationen der Zeitwörter, auch keine Passiva. Wenn sie z. B. sagen wollen: Mein Vater ist nicht da, so sagen sie bloß: Vater nicht da: baba ouanan. Sie sprechen so, wie die Kinder und alle Völker, welche sich in Rücksicht der Cultur noch auf dieser Stufe befinden, gewöhnlich im Infinitiv. Wollen sie z. B. sagen: Wenn ihr schnell arbeitet, so werde ich euch alles bezahlen, so drücken sie diesen Satz in ihrer Sprache so aus: Ihr schnell arbeiten, ich alles bezahlen. Zählen können sie nur bis vier, annik heißt eins, oko zwey, oro-

na vier. Opoupome bedeutet so viel als die doppelte Zahl der Finger und Zehen.

Etwas, was noch besonders bemerkt zu werden verdient, ist der Unterschied, welcher zwischen der Sprache der Männer und Weiber Statt findet. Die erstern setzen nemlich zu der Endsylbe aller Worte bo oder bon, die Weiber aber ri hinzu. Ein Mann z. B. sagt: aou Ceperoubo oder Ceperoubon nisan, ich gehe nach Ceperou; eine Frau aber aou Ceperiri nisan.

Druckfehler.

Seite 18 Zeile 8 von oben, lese man Venezuela statt Veneguela.
— 23 — 10 von unten, statt Man tritt, Man tritt hier.
— — — 6 — — muß ein Punkt statt des ! stehen.
— 29 — 9 u. 10 — — ihren statt ihrer.
— 33 — 3 — — Cueßiri statt Curßiri.
— 44 — 3 — — Navios — Narios.
— 49 — 8 — oben, Salivas — Saliras.
— 65 — 13 — — fehlt nach; mitnehmen, zu.
— 77 — 10 — unten statt Sie, die Engländer.
— 93. 94 und in der Folge immer Caßava statt Caßara.
— 113 Zeile 1 von oben, Unter statt Zwischen.
— — — 7 — unten Gehörorgan statt Gehör.
— 188 — 3 — — 300 statt 3000.
— 190 — 13 — oben Paletuvier (Rizephora Linn.) statt Paleturier, (ficus indica Linn.)



Das Anta Thier oder Tapir

